This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0289 6028

Gesundheit und Krankheit

in der Anschauung alter Zeiten.

Von Troels-Lund.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

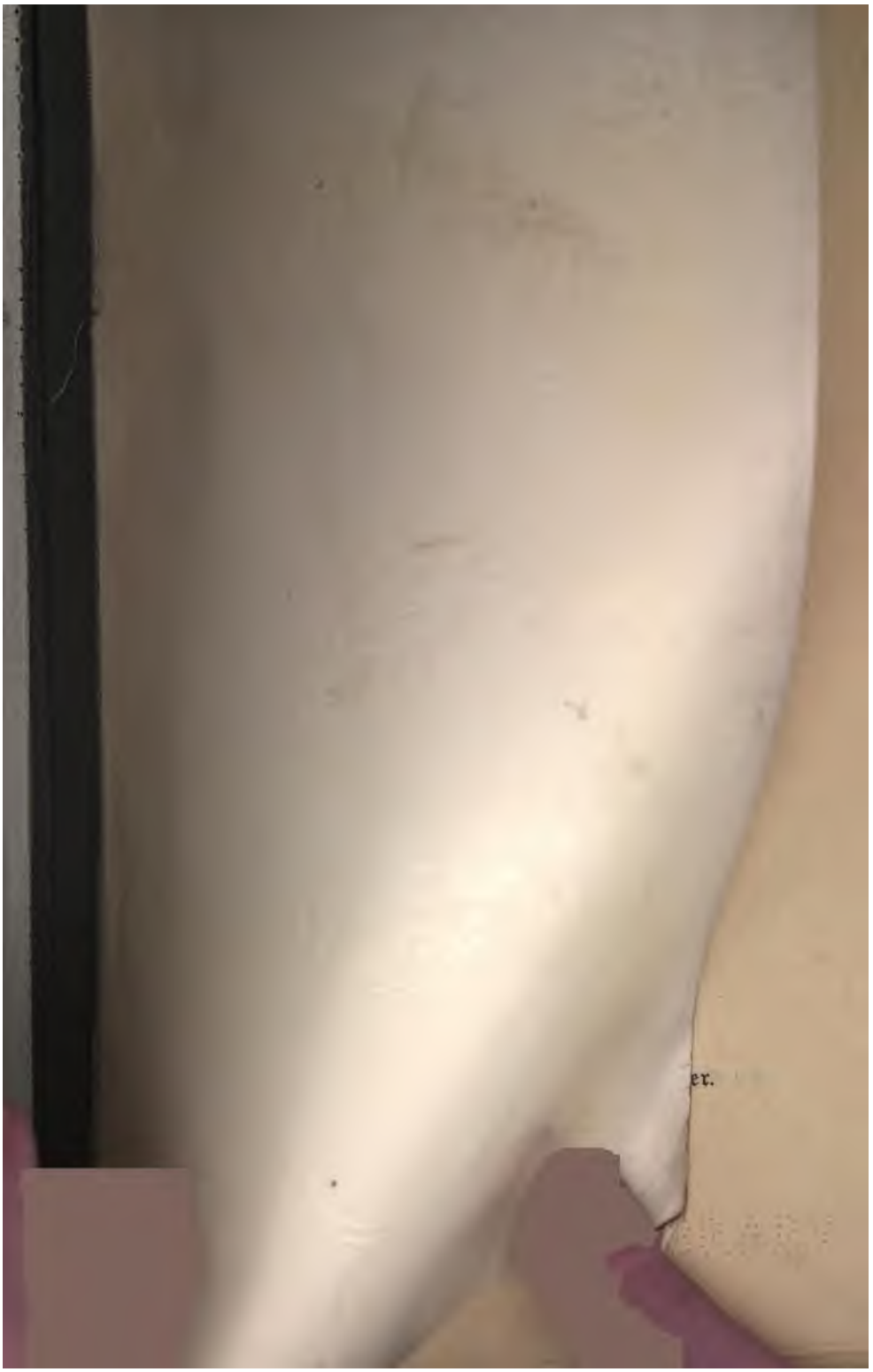
LANE

MEDICAL LIBRARY

Seidel Collection

HISTORY OF MEDICINE AND NATURAL SCIENCES

AMERICAN BANK NOTE CO. LITHO.



Troels Lund.

Gesundheit und Krankheit
in der Anschauung alter Zeiten.

Von

Troels-Lund.

Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung

von

Leo Bloch.

Mit einem Bildnis des Verfassers.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1901.

61098

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

VIENNA LIBRARY

Inhalt.

		Seite
1.	Was ist Gesundheit?	1
2.	Entwickelung der Gesundheitsbegriffe	7
3.	Gesundheitsbegriffe der Ägypter	10
4.	Gesundheitsbegriffe der Griechen. Hippokrates	16
5.	Spätere griechische und römische Auffassungen	21
6.	Gesundheitsbegriffe des Mittelalters. Die Araber	25
7.	Gesundheitsbegriffe im 16. Jahrhundert	30
8.	Der menschliche Körper	32
9.	Die Krankheit stammt von Gott	41
10.	Die Krankheit stammt vom Teufel	58
11.	Die Krankheit stammt von den Sternen	80
12.	Die Krankheit stammt von den menschlichen Säften	101
13.	Die Araber	125
14.	Krankheit ist das Negative, das Heilmittel das Positive. Aquavit. Apotheker. Medizinische Bücher	127
15.	Paracelsus	148
16.	Die Krankheit ist eine selbständige Lebensform	156
17.	„Arcanum". Der Stein der Weisen. Das Universalmittel	164
18.	Die Kirche und die neue Heilkunde	178
19.	Tycho Brahe	198
20.	Der Gesundheitszustand im 16. Jahrhundert	215
21.	Reflexe der Gegenwart	224

Es giebt nichts, worüber wir auf den ersten Blick vermeinen so gut Bescheid zu wissen wie darüber, was es heißt: gesund sein. Darum erwecken die Gesundheitsbegriffe einer vergangenen Zeit, insofern sie von denen einer späteren abweichen, bei dieser letzteren jedesmal Erstaunen, Mitleid, ja Spott. Wie es anderen gegangen ist, wird es auch uns einmal gehen. Auch über unsere Gesundheitsbegriffe und unsere Gesundheitspflege wird die Zukunft spotten. Wir haben kein Mittel, das abzuwenden. Eine gekränkte Miene aufzusetzen hilft hiergegen ebensowenig, wie wenn man alle seine Ansprüche und Verhaltungsmaßregeln vorsichtig auf die Goldwage legen wollte. Der Spott ist uns gewiß.

Der Grund hierzu liegt in Form und Inhalt der Gesundheitsbegriffe selbst. Sie sind — und der Natur der Sache nach müssen sie es sein — immer in einer sicheren und gebieterischen Form abgefaßt; sollen sie doch mit der ganzen Autorität von Regeln und Geboten auftreten können. Aber gleichzeitig weichen sie oft dem Inhalte nach von ihren Vorgängern in einem Maße ab, das alle Grenzen zu überschreiten scheint. Nicht nur stürzen sie sich von einem Extreme ins andere. Aber die Anschauungen zweier Zeitalter über das zu Grunde liegende Problem und über die in Bezug darauf zu treffenden Maßregeln können auch sowohl, was ihre Voraussetzungen und Folgerungsart als auch, was ihre Ergebnisse anbetrifft, in dem Grad verschieden sein, daß sie sich überhaupt nicht auf den gleichen Gegenstand zu beziehen

scheinen. Gewissermaßen thun sie das auch nicht. Nur den Namen haben sie miteinander gemein.

Kein Gebiet ist nämlich so vage und ausdehnungsfähig und kann auf solch unerwartete Punkte hinauskommen wie der Begriff Gesundheit. Es giebt kaum ein Ding zwischen Himmel und Erde, zu welchem man nicht mit einem gewissen Rechte die Gesundheit in Beziehung setzen kann und sagen: hierauf beruht sie. Dies ist indessen eine Wahrheit der Art, welche wir nur mit Widerstreben und nur in beschränktem Umfange anerkennen. Wenn die Frage historisch entwickelt wird, in der Darstellung wechselnden Auffassungen der Generationen, anerkennen wir sie. Aber wir sträuben uns zuzugestehen, daß dieselbe Verwirrung noch bei unserer eigenen Generation fortbesteht, geschweige denn bei jedem einzelnen von uns.

Nichtsdestoweniger müssen wir, um zu vollem Verständnisse zu gelangen, auf diesem Wege vorgehen. Um uns das Zugeständnis zu erleichtern, wollen wir uns die Pille versüßen und mit der Erklärung beginnen: In dir und mir hat die Entwickelung bisher ihre höchste Blüte erreicht. In dir und mir sind alle Erfahrungen der Vergangenheit aufgespeichert zur Stelle. Was verstehen wir beide nun unter: gesund sein?

Die nächstliegende Antwort ist wohl die: Das Gesundsein äußert sich in Schmerzlosigkeit oder sogar im Gefühle eines gewissen Wohlbehagens. — Sehr gut. Aber ist nun diese Schmerzlosigkeit, dieses Wohlbehagen allein leiblicher Art, oder ist hierzu auch ein entsprechender seelischer Zustand erforderlich? Trauer, Furcht, Verzweiflung können ja wie eine Gemütskrankheit nicht nur die Empfindung des reinen körperlichen Wohlbehagens verwischen, sondern sogar den Körper selbst angreifen, ihn wirklich krank machen. — Ja, dann müssen wir also das Gesundsein als einen nicht nur

körperlichen, sondern zugleich seelischen Zustand hinstellen. — Aber sind wir erst einmal so weit gelangt, so führt der Weg unaufhaltsam weiter. Wir müssen einräumen, daß das Gesundsein ein Zustand ist, der nicht nur von dem Einzelnen allein abhängt, sondern von einer unzähligen Menge von Verhältnissen über, außer und in ihm. Wie wir uns auch bemühen mögen die Grenze zu finden, so sind wir doch nicht imstande sie bestimmt abzustecken zwischen der Gesundheit des Einzelnen an und für sich und andrerseits seiner Religiosität, seinen moralischen Begriffen, seiner Fähigkeit sich Nahrung und Kleidung zu schaffen, seiner Abhängigkeit vom Wetter und endlich rein äußerlichen Zufälligkeiten, z. B. ob er mit einem ansteckend Kranken zusammen gewesen ist oder sich etwa einen Splitter in den Fuß getreten hat. Als Glied eines großen Ganzen wird der Einzelne dabei ununterbrochen von den umgebenden Verhältnissen in Schwung gesetzt, und seine Gesundheit ist durch diese bedingt, ein Spielball für nahezu alle Dinge zwischen Himmel und Erde.

Das ist fast schon eine Parodie auf die Erklärung von dem, was Gesundheit ist. Es zeigt sich, daß das Gesundsein auf allem möglichen beruht. Aus lauter lobenswertem Eifer, allen Einzelfällen entgegenzukommen, hat die Erklärung ihre Tasche so voll genommen, daß ein ganzer Sack daraus geworden ist, der das ganze Dasein umfaßt. In diesem Gewimmel ist die kleine Gesundheit des Einzelnen nicht wieder zu finden.

Wir wollen darum von vorn anfangen, aber uns vom ersten Anfang an beschränken und ohne Rücksicht auf all das, was die Gesundheit bedingt, uns blos an diese allein halten als an einen rein körperlichen Zustand. Gesundheit ist eine andauernde körperliche Schmerzlosigkeit oder sogar das andauernde Gefühl des Wohlbehagens. Unter dieser Form erkennt sie jeder von uns. Aber näher läßt sie sich nicht

bezeichnen. Es ist ein Zustand, der sich nicht mitteilen, sondern nur empfinden läßt.

Allerdings giebt man mit dieser Erklärung in bedenklicher Art jedes Eingehen auf die Frage auf, wie man zur Gesundheit gelangen, wie man sie erhalten oder wiedergewinnen soll. Aber wir wollen uns gleichwohl ihr eine Weile überlassen. Gesundheit ist ein andauernder Zustand von Schmerzlosigkeit oder Wohlbehagen. Aber die Empfindung des Wohlbehagens bedarf für ihre Dauer der Abwechslung, oder sie geht schließlich in eine Empfindung von Unbehagen über. Auch die Erfahrung weist darauf, daß der menschliche Körper sich in einem ununterbrochenen Wechsel von Zuständen befindet: in Bewegung, in Ruhe, wachend, schlafend, nach Nahrung verlangend oder nicht verlangend u. s. w. Paarweise gehören diese Zustände mit zur Gesundheit, aber zwischen ihnen liegt häufig ein Gefühl von Schmerz oder Unbehagen — z. B. Müdigkeit, Hunger und Durst —, das gerade wesentlich dazu beiträgt, das Behagen beim Übergange in den entgegengesetzten Zustand zu erhöhen. Aber dann gehören ja auch Schmerz und Unbehagen mit zur Gesundheit. Und hinter diesen täglichen Übergängen liegen wieder andere noch größere und weiterreichende, aber ebenso regelmäßige: vom Kind zum Erwachsenen, vom Erwachsenen zum Greis, vom Greis zum Toten. Kann man in allen Lebensaltern gesund sein? Oder ist nur das Wachstum Gesundheit, die Abnahme Ungesundheit? Man mag das eine oder das andere behaupten, man kommt in unlösbare Schwierigkeiten. Erklärt man nämlich nur das erwachsene Individuum für gesund, so sieht man sich genötigt zu behaupten, daß Jungsein eine Krankheit ist. Und läßt man alle Übergänge innerhalb des weiten Rahmens der Gesundheit Platz finden, so sieht man sich gezwungen einzuräumen, daß selbst der Tod ein Teil der Gesundheit ist. In beiden Fällen wird

die einheitliche Erklärung der Gesundheit gesprengt, durch einen Druck nach innen oder nach außen durchbrochen.

Es erweist sich hier, daß der Begriff Gesundheit ebenso fließend und umfassend ist, ebenso schwer sich in einen Rahmen spannen läßt wie das Leben selbst. Ehe man nicht vollständig erklärt hat, was Leben ist, hat man auch nicht verstanden, was Gesundsein ist. Denn die Gesundheit fließt wie leichter, brausender Schaum oben auf dem Leben selbst dahin. Aber die Erklärung von dem, was Leben ist, steht noch im weiten Felde. Könnten wir uns da nicht vielleicht vorläufig mit einer dieser halben Erklärungen begnügen, welche, ohne eine vollständige Antwort zu geben, doch andeuten, was man meint, z. B. Gesundheit ist ein Durchschnittszustand, ein mittleres Verhältnis zwischen Extremen oder etwas ähnliches?

Unglücklicherweise leidet eine solche praktische Erklärung an dem entschiedenen Fehler, daß sie in der Praxis ohne Wert ist. Denn der Hauptpunkt, über welchen gerade eine Auskunft gewünscht wird, verbleibt in Wirklichkeit unaufgeklärt und ist häufig nichts anderes als eine blos gedachte Größe, welche überhaupt nicht existiert. Wir kennen dasselbe von anderen „mittleren Verhältnissen". Zwei Länder z. B. mit einer und derselben ansprechenden mittleren Jahrestemperatur können beide gleich unbewohnbar sein, das eine, weil es das ganze Jahr hindurch neblig und naßkalt ist, das andere, weil die Hitze im Sommer und die Kälte im Winter gleich unerträglich sind. An der Küste des Kanals zwischen Frankreich und England liegt die Grenze für das „tägliche Wasser", die eigentliche Strandlinie innerhalb 24 Stunden zweimal hoch oben auf trockenem Lande, zweimal tief unter Wasser. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Gesundheit. Um ein praktisches Beispiel zu nehmen, so wäre es eine ebenso gewaltsame wie unzureichende Erklärung,

wenn man von einem Fieberkranken sagen wollte, er befinde sich eigentlich wohl und sei ganz normal, insofern seine Fieberhitze ihren Ausgleich fände durch seine Fieberkälte.

Die Frage, was Gesundheit ist, wird durch derartige leere Durchschnittsantworten nur von dem inhaltlosen Mittelpunkt auf die wirkungsvollen Außenpunkte übertragen. Aber hierdurch wird sie gerade verschärft und zugespitzt, indem sie sich nun dazu kehrt: wo beginnt die Krankheit? Es ist ja doch nur ein unschuldiger akademischer Gedankensport erklären zu wollen, was Gesundsein ist. Aber es ist die harte, schmerzliche Wirklichkeit, wenn es heißt: ich bin krank; was soll ich thun, um wieder gesund zu werden? Das ist selbstverständlich die Form, unter welcher sich die Frage zu allen Zeiten erhoben hat; und mit diesem nagenden Stachel im Inneren ruft sie immer weiter bis heutigen Tages um Antwort.

Wie wir sehen werden, hat also jedes Zeitalter geglaubt — und jeder Einzelne von uns glaubt immer noch unwillkürlich dasselbe — leicht und sicher erklären zu können, was Gesundheit ist. Aber bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß die Antwort sich zerstreut, zu den allerverschiedensten Verhältnissen ihre Zuflucht nimmt, hier und dort herumsucht, aber doch beständig mit fast leeren Händen wieder zurückkommt. Und es liegt doch viel daran Bescheid zu erhalten. Denn es handelt sich um anderes und größeres als um blos lächerliche Vorurteile und drollige Unwissenheit bei den früheren Generationen. Diese im Laufe der Zeiten wechselnden Antworten enthalten selbst einen verborgenen Klagelaut; sie sind tastende, aber doch energische Versuche, der leidenden Menschheit Hilfe zu bringen.

Die verschiedenen Gesundheitsbegriffe spiegeln sich am deutlichsten dort wieder, wo die Sache selbst am einfachsten vorliegt und es nicht länger nur halb im Scherz heißt: was ist Gesundheit? sondern in bitterem Ernste: ist das Krankheit? so hilf mir dagegen! Mit anderen Worten, die verschiedenen Gesundheitsbegriffe liegen am klarsten zu Tage in den verschiedenen Heilmitteln und den Behandlungsarten.

Wo wir auch den Blick hinwenden, ob rückwärts in die Vergangenheit oder um uns herum in der Gegenwart, wir entdecken eine Masse verschiedener Heilmethoden, von denen jede auf ihrer eigentümlichen Voraussetzung beruht. Es giebt kein Ding zwischen Himmel und Erde, in welchem man nicht schon eine Krankheitsursache oder ein Heilmittel zu finden vermeint hätte. Gott, Gebete, Segen, Verwünschungen, Zauberformeln und Ceremonien, der Gang der Himmelskörper, Sonnenlicht, Mondschein, Luft, Erde, Wasser, Feuer, Menschen, Vierfüßler, Vögel, Reptilien, Fische und Pflanzen, ganz und gar oder nur einzelne Bestandteile davon, Edelsteine, Metalle und andere Mineralien, Wärme und Kälte, der eigene Wille des Kranken, „die Natur selbst" allein oder mit dem Beistande anderer Mittel zu innerlichem Gebrauch, nur äußerlicher oder sogar auf Entfernung wirkender, Ruhe oder Bewegung, fremde Gedanken, Sympathie oder Antipathie, Zahl, geheimnisvolle Mächte, Verstorbene, böse Geister, der Teufel — alles hat in buntem Durcheinander dazu gedient, die Quelle der Krankheit, die Quelle der Heilung zu erklären, und dient dazu noch bis auf den heutigen Tag.

Insofern könnte es als ein recht aussichtsloses Beginnen erscheinen, sich über die Gesundheitsbegriffe einer einzelnen Zeit Klarheit verschaffen zu wollen, da ja zu jeder Zeit nur das bunteste Durcheinander zu herrschen scheint. Ganz allgemein genommen ist dies natürlich richtig. Aber bei näherem Zusehen bieten sich doch gewisse Merkpunkte dar, welche

als Stütze für ein vollkommenes Verständnis dienen können und eine fortschreitende Entwickelung verspüren lassen.

Schon der Umstand, daß die verschiedenen Zeitalter eine verschiedene Lebensanschauung gehabt haben, hat eine nicht geringe Verschiedenheit in ihrer Auffassung von Krankheit und Gesundheit zur Folge. Unsere heidnischen Vorfahren z. B. sahen das Glück ihres Lebens im Kampfe, das größte Unglück darin, den „Strohtod" auf dem Krankenbett zu sterben. Für sie mußten Töten und Getötetwerden Äußerungen der höchsten Gesundheit sein. Die Krankheiten teilte man zwiefach in ruhmvolle und unrühmliche. Tötliche Wunde führte nach Walhal, schleichendes Siechtum zur Hel. — Als das Römerreich noch in seiner Kraft bestand und seine besten Männer der stoischen Lehre huldigten, war für sie das Ziel des Lebens: sich selbst beherrschen und seinen Willen durchsetzen. Die Krankheiten wurden danach beurteilt, in welchem Grade sie eine Beeinträchtigung der Freiheit bewirkten. Wurden sie zu mächtig, so war das höchste und entscheidende Mittel, welches in jedermanns Macht lag, selbst seinem Leben ein Ende zu machen. — Für das Mittelalter war das Höchste im Leben von der Welt wegzusterben. Wenn der von Krankheit und freiwilligen Entbehrungen ausgezehrte Leichnam, von Schmerzen gequält, im Tode erstarrte, dann war das Werk vollbracht, die Läuterung am Ende. Unsichtbar erfaßte die welke Hand die Krone des Lebens. — Für unsere Zeit ist das Leben ein fortdauernder Kampf zwischen Gesundheit und Krankheit, in welchen die Nächststehenden mit liebevoller Fürsorge, die Heilkunst mit beständig neuen Feinheiten einzugreifen sucht, während die Gesellschaft im Drange ihrer Geschäfte mit gleichgültiger Teilnahme zuschaut. Die Losung und Geschäftsmarke der Zeit lautet: „Solange noch Leben vorhanden, solange giebt es noch Hoffnung."

Selbstverständlich haben Auffassungen wie diese niemals ein Zeitalter in dem Maße beherrscht, daß sie alle Gemüter umzugestalten vermocht hätten, daß sie die Neigung zu entgegengesetzten Erklärungen hätten vollständig ausrotten können. Aber ebenso klar ist es, daß sie, indem sie die leitenden Persönlichkeiten der Zeit beseelt haben, auch der Zeit selbst ihr Gepräge aufgedrückt und der Heilkunst höchst verschiedenartige Aufgaben angewiesen haben. Im heidnischen Norden galt es, geschwind die Wunden zu heilen, aber nicht innerliche Krankheiten zu erkennen. In der Zeit der Stoiker wurde es von Bedeutung, das Gift kennen zu lernen, welches dem Leben am leichtesten ein Ende machte. Im christlichen Mittelalter kam es auf das Gebet an und auf die Unterscheidung zwischen göttlichen und teuflischen Heilmitteln. In der Gegenwart kommt es darauf an, die Schmerzen zu lindern und das Leben weiter zu spinnen.

Gleichzeitig mit diesem Wechsel der Lebensanschauung hat ein Fortschritt stattgefunden in der Bekanntschaft des Menschen mit der Natur und ihren Kräften. So weit unser geschichtliches Wissen zurückreicht, läßt sich eine Entwickelung unter diesem Gesichtspunkte nachweisen. Ganz gewiß ist sie nicht gleichmäßig. Die Griechen und Römer z. B. wußten viel mehr davon als die Völker im Mittelalter. Und das Wissen der Gegenwart, selbst wenn es über das griechisch-römische hinausgeht, deckt sich doch kaum mit ihm auf jedem Punkte. Aber eine Entwickelung hat hier stattgefunden. Und besonders die steigende Bekanntschaft mit dem Bau und der Lebensthätigkeit des menschlichen Körpers hat eine wachsende Fertigkeit in der Kunst ihn zu behandeln mit sich gebracht. Selbst wenn man hier nicht mit Sicherheit zu behaupten wagt, daß z. B. die Chirurgie jetzt in jeder Hinsicht höher steht als in den Tagen der Griechen und Römer, so enthält doch selbst die Kunst der Chirurgie den unumstöß-

lichen Beweis für die Bedeutung der Heilkunst, und für die Größe des Fortschrittes, der stattgefunden hat, seitdem die ersten Menschen ihre ersten rohen Beobachtungen und Versuche anstellten.

Diese beiden Dinge: die Lebensanschauung eines Zeitalters und seine Bekanntschaft mit der Natur bilden zusammen die beiden Hauptverhältnisse, von denen seine Bestimmung der Gesundheit und hiermit seine ganze Gesundheitspflege abhängt. Diese Voraussetzung könnte uns genügend erscheinen, um uns sofort unserer eigentlichen Aufgabe zuzuwenden: einer Betrachtung des Zustandes im Norden während des 16. Jahrhunderts. Diese wird sich indessen nur recht verstehen lassen bei einer Kenntnis der früheren Entwickelung der Heilkunst. Wir werfen darum zuerst einen flüchtigen Blick auf die hauptsächlichsten Punkte derselben.

Das erste Volk, bei welchem die Heilkunst eine einigermaßen hervortretende Rolle spielte, waren, soviel man weiß, die Ägypter. Ihre lebhafte Gemütsart, ihre Fähigkeit Beobachtungen anzustellen und ihre Zuverlässigkeit in der Aufbewahrung derselben sichert ihnen den wohlverdienten Platz an der Spitze. Hierzu kommt, daß ihre religiösen Begriffe und Gebräuche, besonders die Einbalsamierung, ihnen reichlich Gelegenheit gaben, sich Kenntnisse über das Innere des menschlichen Körpers zu erwerben. Man vergleiche hiermit nur die Lage der Anatomie im Mittelalter bis noch weit in die neuere Zeit hinein, wie es da mit den größten Schwierigkeiten verbunden war eine Gelegenheit zur Untersuchung des menschlichen Inneren zu bekommen, und man wird begreifen, welchen natürlichen Vorsprung die Ägypter besaßen.

Drei Beobachtungen sind es, welche sich als die ersten und für jede Heilkunst grundlegenden melden. Nämlich, daß jeder Mensch ununterbrochen sowohl wachend als schlafend Atem holt, was an der regelmäßigen Bewegung der Brust zu erkennen ist. Demnächst, daß der Leib mit rötlichem Blute angefüllt ist, das aus ihm herausläuft, wo man ein Loch hineinschlägt. Endlich, daß alle Menschen das Bedürfnis haben, Nahrung zu sich zu nehmen. Diese scheint durch den ganzen Körper hindurchzugehen, denn nach Verlauf einiger Zeit werden auf der entgegengesetzten Seite wieder gewisse Teile davon als unbrauchbar, aber mit Körperwärme ausgeschieden. Alle diese drei Thatsachen erweisen sich als notwendig für das Leben. Denn wenn die Atmungsthätigkeit aufhört, oder zu viel Blut hinausrinnt, oder wenn jemand lange Zeit hindurch keine Nahrung erhält, tritt der Tod ein. Daß jemand tot ist, erkennt man gerade daran, daß er nicht atmet, daß das Blut in ihm nicht weiter ist wie früher, und daß er nicht mehr ißt.

Diese drei Grundbeobachtungen waren es, welche die Ägypter anstellten, und auf sie bauten sie ihre ersten allgemeinen Schlußfolgerungen. Von hier aus beantworteten sie die Frage, welche das Dasein selbst an jeden einzigen stellt: welches ist der Unterschied zwischen Lebendigsein und Totsein, was ist das Leben? Ihre Erfahrungen schienen drei verschiedene Antworten zu geben: die Atmung, das Blut, die Ernährung. Daß das Leben in der unverständlichen Atmung bestehen sollte, welche wie der Windhauch nicht selbst sichtbar war, das war ein schwer faßbarer Gedanke. Es ist eine Spur dieser Erklärungsart, welche in der Erzählung des ersten Buches Mosis wiederkehrt, wenn Gott den Adam bildete und ihm den Lebensodem in die Nase blies. Bei den Ägyptern führte sie früh zur Lehre von einem dem Menschen innewohnenden Geiste oder einer Seele,

welche sich im Tode vom Körper löste, aber später wieder zurückkehren und die wartende Mumie zur Wohnung nehmen sollte.

Entsprach diese Erklärung auch dem Glauben der Ägypter, so befriedigte sie ihr Wirklichkeitsgefühl doch nur halb, und so wurden sie natürlich auf eine der beiden anderen Antworten hingewiesen: das Leben ist das Blut oder das Leben ist die Ernährung. Aber von diesen beiden klang die letztere zu unwahrscheinlich. Denn das war doch gewiß, daß ein Mensch sehr lange der Nahrung entraten konnte und gleichwohl leben. Irgend welche nähere und innerliche Verbindung zwischen Leben und Ernährung konnte also nicht vorhanden sein. Auch war es kein natürlicher Gedankengang, in der Nahrung, welche sich eben noch vielleicht in einem weit entfernten Gefäße befunden, im nächsten Augenblicke den wichtigsten Teil des menschlichen Inneren zu erkennen. Als französische Philosophen am Schlusse des 18. Jahrhunderts die Erklärung aufstellten, daß die Ernährung das Leben ausmache, geschah dies auch nur mit dem pikanten Beigeschmack, daß sie hiermit etwas sagten, was der allgemeinen Auffassung anstößig schien.

Die dritte Erklärung lag einem geweckten und naturbeobachtenden Volke wie den Ägyptern viel näher: das Leben ist das Blut. Hierbei wurden beide Formen ihrer Sehnsucht zufrieden gestellt, die nach dem Geheimnisvollen und die nach gesicherter Wirklichkeit. Denn wenn man auch einem Menschen nichts anderes als die weiße Milch zu trinken gab, so verwandelte diese sich in ihm schnell auf eine wunderbare Weise in den eigentlichen Lebenssaft, das rote Blut. Und wie innerlich Leben und Blut vereint waren, ging genugsam daraus hervor, daß das Leben nicht nur langsam dahinschwand, wochenweise wie bei mangelnder Nahrung, sondern in einem Augenblicke herum war, wenn z. B.

das Haupt vom Körper getrennt wurde und das Blut herausströmte. Da konnte es keinen Zweifel geben: das Blut ist das Leben.

Von diesen Voraussetzungen aus gelangten die Ägypter zu einer Reihe von Ergebnissen, welche ihnen einen Ehrenplatz anweisen als den Begründern der wissenschaftlichen Heilkunst. Dabei darf man sich nicht dadurch beirren lassen, daß sich ihre Erfahrungen so oft in die Form einseitig religiöser Gebote und Gebräuche kleideten. War es doch ein und derselbe Stand, die Priester, welcher die geistigen Interessen pflegte, sowohl die religiösen wie die wissenschaftlichen. Alle Wissenschaft war auf ihre Weise Religion, und in jedem war sie nur als Religion imstande, hinaus unter das Volk zu dringen. So muß die Heilkunst der Ägypter gleichsam herausdestilliert werden aus ihrer Lehre, wie ein Mensch leben müsse, um Gott wohl zu gefallen.

„Man soll sich rein bewahren." Allem Anscheine nach giebt dieser Ausdruck nur schwache Aufklärung. Wir haben ihn schon oft anwenden hören sowohl im Wortsinne als in übertragener Bedeutung, so daß uns die Sache nur natürlich vorkommt. Es gehört Nachdenken, fast Selbstüberwindung dazu, einzuräumen, daß es einem alten Volke näher liegen mußte, das richtige Verhältnis zu Gott auf andere Art auszudrücken, z. B. man solle Feierkleider anlegen, aufmerksam sein, schweigen oder ähnlich. In Wirklichkeit bezeichnet die Forderung, sich rein zu bewahren, sowohl als allgemeine Lebensregel wie als Ausdruck für das richtige Verhältnis zu Gott, eine in sanitärer Hinsicht weit vorgeschrittene Entwickelung.

Die Ägypter faßten ihn im strengsten Verstande des Wortes. Herodot (II 37) beschreibt sie so: „Sie sind überaus gottesfürchtig, mehr als alle anderen Völker. Dies geben sie zu erkennen, indem sie stetig ihre Trinkgefäße

reinigen, nicht nur einzelne, sondern jedermann jeden einzigen Tag. Sie tragen linnene Kleider, welche beständig frisch gewaschen sein müssen; hierauf legen sie das größte Gewicht. Selbst den Gebrauch der Beschneidung pflegen sie mit Rücksicht auf die Reinlichkeit." Baden und Rasieren gehörte darum mit zu den täglichen Bedürfnissen. „Ja," sagt Herodot, „die Priester rasieren sogar alle drei Tage ihren ganzen Körper, damit nicht das Geringste von Schmutz oder Ungeziefer daran zu finden sei, wenn sie den Göttern dienen. Viermal am Tage nehmen sie kalte Bäder, zweimal bei Tage, zweimal bei Nacht."

Da nach ägyptischer Auffassung das Blut das Leben ausmachte, mußte auch eine besondere Sorgfalt aufgewendet werden, um das Blut rein zu bewahren. Hier stellten sie als Hauptregel auf: Die Krankheiten werden durch die Nahrung in den Körper gebracht. Bei diesem Verhältnisse mußte eine dreifache Art von Reinlichkeit beobachtet werden. Erstens mußte ganz äußerlich alles rein sein, Gefäße, Becher, Messer, Hände. Demnächst aber durfte nur Fleisch von reinen Tieren genossen werden. Die Sonderung zwischen reinen und unreinen Tieren, welche ja bekanntlich später von den Juden übernommen wurde, ging wesentlich davon aus, daß die Reinheit eines Tieres von seiner Ernährung abhing. Tiere, welche andere Tiere verzehrten, waren unrein; Tiere, welche nur von Pflanzenkost lebten, waren rein. Darum war das Schwein, das alles frißt, unrein. Kein Schweinehirt durfte einen ägyptischen Tempel betreten. Und derjenige, welcher zufällig auf seinem Wege ein Schwein berührt hatte, mußte sofort in seinen Kleidern zum Nil eilen und ein Bad nehmen (Herodot, II 47). Selbstverständlich durfte auch der Mensch nicht selbst Raubtier sein und Blut verzehren. Man ließ darum, soweit es möglich war, das Blut auslaufen. Hierauf wird auch in den alttestamentarischen Ausdrücken ange-

spielt: Das Blut ist die Seele des Tieres, du sollst es nicht genießen. Nach dem einen der beiden Berichte von der Erschaffung der Welt im ersten Buche Mosis waren auch der Mensch und alle Tiere ursprünglich dazu bestimmt, nur von Pflanzenkost zu leben.

Aber noch eine dritte Form der Reinlichkeit mußte angewendet werden. Das Blut im Inneren des Menschenleibes sollte dadurch rein gehalten werden, daß dieser, wie jedes andere Gefäß, gereinigt wurde, damit nichts Ungesundes sich darin festsetzen könnte. Aus diesem Anlasse gebrauchten die Ägypter häufig Brechmittel und Lavements. Einmal in jedem Monat sollte man bei ihnen eine gründliche Reinigung vornehmen, indem man drei Tage hintereinander Abführmittel gebrauchte (Herodot, II 77).

Das Ergebnis dieser durchgeführten Reinlichkeit war ein vorzüglicher Gesundheitszustand. Herodot, welcher dies zugeben muß, kann doch nicht unterlassen hinzuzufügen: Ich halte nun dafür, daß, wenn die Ägypter nach den Libyern die gesundesten von allen Menschen sind, dies davon herkommt, daß sie nicht verschiedene Jahreszeiten haben, sondern immer eine und dieselbe.

Von der Höhe der Heilkunst und von der Größe des Ansehens, welches sie bei den Ägyptern genoß, erhält man vielleicht den besten Eindruck, wenn man sieht, daß sie den Schritt von Ärzten im allgemeinen zu Spezialisten bereits gemacht haben. Die Verhältnisse in Ägypten um 450 v. Chr. werden folgendermaßen beschrieben: „Jeder Arzt giebt sich nur mit einzelnen Krankheiten ab, nicht mit allen. Darum wimmelt es von Ärzten. Da giebt es Augenärzte, Kopfärzte, Zahnärzte, Unterleibsärzte, Ärzte für innere Krankheiten u. s. w." (Herodot, II 84).

Diese Neigung, in Einzelfälle zu sondern, machte gleichzeitig Stärke und Schwäche der Ägypter aus. Sie war ein

Ausdruck ihrer aufmerksamen und zuverlässigen Naturbeobachtung, aber zugleich offenbarte sie eine gewisse steife Unfruchtbarkeit, einen Mangel der Fähigkeit, die Thatsachen in einem allgemeinen Überblick sammeln zu können. Darum blieb ihr Beitrag zu der allgemeinen Entwickelung nur eine Summe von vereinzelten Beobachtungen. Das Bruchstückartige erschwerte zugleich die Aufbewahrung. Besonders was die Abführmittel anbetrifft vom mildesten bis zum stärksten, wie es nur bei der Einbalsamierung zur Anwendung kam, scheinen die Ägypter ein weitverzweigtes Wissen besessen zu haben, von welchem vielleicht nur der kleinere Teil sich bis auf die Nachwelt erhalten hat.

Die geistigen Erben der Ägypter wurden die Griechen. Wie in Griechenland alle möglichen Göttersagen und Vorstellungen von Göttern in Tiergestalt aus Ost und Süd sich begegneten, so sammelten sich auch hier die verschiedensten Heilmethoden mit babylonischem, persischem und ägyptischem Zuschnitt und fanden lebhafte Anteilnahme, gläubige Anhänger. Aber wie allmählich in Griechenland die Tiergestalten von den Göttern abfielen und vor der göttlichen Menschengestalt das Feld räumten, so ging es auch mit den Heilmethoden. Hier klärten sie sich ab und veredelten sich, und selbst die ägyptische Fülle von Kenntnissen wurde mit ihrer Verpflanzung auf griechischen Boden zu einer höheren Art von Wissen.

Die älteste Zeit, in welcher Griechenland nur empfangender Teil ist, ist durch dieselben Eigentümlichkeiten bezeichnet, welche die Heilkunst überall auf ihrer ersten Entwickelungsstufe aufweist: es war eine verschwommene Mischung von Gottesfurcht, Aberglauben und Erfahrung. Ihre Aus-

übung lag wie allerorten in den Händen der Priester. Aber während diese Verhältnisse in Babylon und östlich immer weiter ihren Druck ausübten und die Heilkunst in die finsteren Banden des Glaubens an böse, nur der Beschwörung weichende Geister zu zwingen drohte, klärte es sich unter Griechenlands Himmel merkwürdig auf. Schon auf dieser Stufe lag ein weit lichterer Schimmer mit dem Dämmerschein von etwas neuem über der Krankenpflege in den Tempeln Griechenlands. Apollon, der Gott der Dichtkunst und der Musik, war ja auch der Schutzgott der Heilkunst. Die Tempel lagen schön auf Bergeshöhen, in Hainen, wo warme Quellen entsprangen. Klimatisch betrachtet waren die Tempel auf Kos, bei Knidos, in Epidauros u. s. w. Sanatorien (Julius Petersen, Den medicinske Lægekunsts hist. Udvikl. S. 15).

Aber auch die Kur, welche hier angewendet wurde, war eigentümlicher Art, mit Ansätzen zu etwas neuem. Dem Anscheine nach wurde auch hier wie im Morgenlande nur Gottes Hilfe angerufen. Aber dies ging auf eine eigene, die Gesundheit befördernde Art vor sich. Erst nach einer mehrtägigen Reinigung — nicht nur durch Gebet und Opfer, sondern gleichzeitig durch Baden und Fasten — wurde der Kranke eingelassen. Unter Musik und Gesang und heiligen Ceremonien wurde er von den Priestern in das Heiligtum hineingeführt. Hier wurde ihm auf dem Fell des von ihm geopferten Widders ein Lager bereitet, und wenn er dann nachts darauf einschlief, verkündete ihm der Gott im Traume das Heilmittel, durch welches er geheilt werden sollte. — Mancher Arzt der Gegenwart würde gewiß mit Vergnügen eine ähnliche Kur verschreiben, bei welcher — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen — Gesundheitspflege und Suggestion Hand in Hand gingen.

Unzählige Zeugnisse bestätigten, daß die Antworten des Orakels die Heilung herbeigeführt hätten. Allmählich wurde

es in den Tempeln von Kos und Knidos Gebrauch, auf Metallplatten den Namen des Kranken und der Krankheit einzugraben, und auch das Heilmittel, welches das Orakel angeraten. Scheinbar unter der rein religiösen Form von Votivtafeln der Geheilten kam so allmählich ein Lehrbuch der Heilmittel zusammen. Als schließlich nicht nur das Mysteriöse mehr und mehr eingeschränkt wurde, sondern auch wißbegierige Schüler, welche nicht Priester, sondern nur Ärzte sein wollten, in die Tempel aufgenommen wurden, war die Entwickelung vollendet. Aus den Tempelschülern von Kos ging Griechenlands bedeutendster Mann auf dem Gebiete der Heilkunde hervor, Hippokrates.

Hippokrates — der große Zeitgenosse von Euripides und Phidias, von Sokrates und Platon — war geboren auf Kos 460 v. Chr. und starb zu Larissa in Thessalien 377. Wieviele von den zahlreichen Schriften, welche unter seinem Namen gehen, wirklich von ihm verfaßt sind, wieviele von seinen Schülern, das ist schwer zu scheiden. Gewiß ist, daß sich von ihm eine ganz neue Anschauung über die Krankheit und ihre Behandlung herschreibt. Das neue, das hier durchbricht, ist nicht erschöpft mit der reichen Kenntnis vom Inneren des Menschen und von den verschiedenen Arten der Krankheiten, welche hier zu Tage tritt; es liegt auch nicht nur in der Reinheit, der Wärme und der selbstvergessenen Fürsorge, mit welcher der Beruf des Arztes hier aufgefaßt ist. Dahinter steht ein vollkommen neues Verständnis, welches alle die bisher vertretenen Einzelheiten unter eine lebendige Einheit zusammenfaßt. Dieser Centralpunkt ist Hippokrates' Auffassung vom Leben des Körpers. Das Leben besteht weder im Blut, noch in der Atmung, noch in der aufgenommenen Nahrung allein. Das sind alles nur Lebensäußerungen. Das eigentliche Leben liegt darin, daß der Leib ein Organismus ist, ein absichtsvoll geordnetes Ganzes,

ein Mikrokosmos. Die Krankheit ist ein Bruch in dieser schönen Einheit. Aber das beste Mittel hiergegen ist der Organismus selbst mit der eigenen ihm innewohnenden Kraft, die gerade der Einheit und Ganzheit zustrebt. Die Natur selbst ist der trefflichste Arzt.

Was ist da die Aufgabe des einzelnen Arztes während einer Krankheit? Der eigenen Natur des Organismus zu Hilfe zu kommen bei Entfernung des Schädlichen und der Wiedererlangung der Gesundheit, ihm zu helfen, sich selbst zu heilen. Das wird erreicht, wenn man sich am Beginne der Krankheit nur abwartend und vorbereitend verhält vermittelst strenger Diät, welche dem Fieber die Zufuhr abschneidet. Hat so die Natur Ruhe bekommen zu wirken und die krankhaften Säfte zusammenzutreiben, daß sie zur Flucht bereit sind, so tritt die Entscheidung, die Krisis ein, bei welcher es darauf ankommt, daß sie auf die richtige Weise und auf dem richtigen Wege ausgestoßen werden. Darin liegt die wichtigste Aufgabe für den Arzt. Hier kommt es darauf an, mit Einsicht und Ruhe und mit flinker Geistesgegenwart einzugreifen und der Natur bei der Entfernung der Säfte auf dem richtigen Wege behilflich zu sein, also, wenn sie drohen einen verkehrten einzuschlagen, sie auf diesen rechten Weg wieder zurückzutreiben. Die drei wichtigsten Mittel hierzu sind Entleerungen durch Auswurf, Abführung und Aderlaß. In Betreff des letztgenannten, das sich ja überall am Körper anwenden läßt, ist es Aufgabe des Arztes zu entscheiden, ob es im einzelnen Falle unmittelbar an der kranken Stelle oder vielleicht gerade an einer entfernten angewendet werden soll; er muß sich auch klar darüber sein, ob hiermit eine Heilung oder nur eine Stillung des Schmerzes zu erzielen ist (Chr. Daremberg, Histoire des sciences médicales. Paris 1870 I S. 89—145; vgl. jedoch auch Jul. Petersen a. a. O. S. 60 fg.).

Die Lehre des Hippokrates vom menschlichen Inneren und von der Zusammensetzung und Bedeutung der Säfte hielt sich bis zum 16. Jahrhundert n. Chr. Wir werden später Gelegenheit bekommen uns mit ihren Hauptzügen bekannt zu machen. Seine Auffassung von der inneren heilenden Kraft der Natur hat sich bis in unsere Tage gehalten und wird, bewußt oder unbewußt, immer noch von vielen genährt. Liegt in dieser Zustimmung der Nachwelt schon ein Beweis für ihre Bedeutung, so tritt sie noch bestimmter bei einem Vergleiche mit seinen Vorgängern zu Tage. Der Unterschied zwischen ihm und dem Ägyptern lag nicht nur darin, daß seine Kenntnis vom menschlichen Inneren und den Krankheitsarten eine vollständigere und besser geordnete war. Auch nicht nur darin, daß er kühn den Aderlaß anwandte. Der Hauptunterschied lag vielmehr in seiner Auffassung vom Menschen selbst. Für die Ägypter war der Mensch nur eine Art wandelnder Mumie, die durch fortwährende Reinwaschung, innerlich und äußerlich, rein bewahrt werden sollte, bis sie endlich an ihren letzten Platz im Grabe gelangte, wo sie darauf wartete, einmal im Hause des Osiris Verwendung zu finden. Für Hippokrates war der Mensch mehr als eine Mumie; ihm war er ein lebendes Wesen, ein Abbild des ganzen herrlichen Daseins. Wie in diesem gingen auch im Menschen Zweckmäßigkeit, Schönheit, Gesundheit, Leben Hand in Hand. In der Welt wie im einzelnen Menschen erstrebte die Natur dasselbe: zu leben. Sie war selbst ihr eigener Arzt. Arzt zu sein war darum auch der schönste Beruf für einen Menschen.

In diesem schönheitstrunkenen Glauben an das Leben liegt ein Wiederklang des Zeitalters, in welchem Hippokrates lebte. Seine Auffassung zeigt deutlich genug die Verwandtschaft mit der Überzeugung seiner Zeit, daß der Leib durch Gymnastik, die Seele durch Musik ihre schöne, gesunde Ge-

ſtalt erhalten, die Verwandtſchaft mit dem Schönheitstriebe, welcher Straßen und Märkte mit Statuen bevölkerte in der Zuverſicht, daß das ganze Volk durch ihren Anblick veredelt werden würde. Und wie für Sokrates das Höchſte am Menſchen die göttliche Orakelſtimme in ſeinem Inneren war, für Platon dagegen der menſchliche Gedanke ſelbſt, ſo macht Hippokrates auf dem Gebiete der Heilkunde dieſelbe Bewegung mit. Das Heilende iſt nicht die Antwort des göttlichen Orakels an den Kranken im Dunkel der Nacht auf dem Widderfelle im Tempel. Das Heilende iſt die eigene, dem Körper innewohnende Natur, ſein Leben ſelbſt.

Die Lehre des Hippokrates war wie ein ſchöner Traum, ein begeiſterter Geſamteindruck, der ſich hinterher unter des Tages Laſten und Mühen nur ſchwer feſthalten ließ. Darum ſonderte ſich auch bei den Griechen und nicht zum wenigſten bei den Römern das in ihr vereinte voneinander und ging neue ſelbſtändige Bildungen ein.

Da war zunächſt die Lehre von der Natur, die ihr eigener Arzt wäre. Dieſe Lehre hielt ja doch nicht Stich. Alles ſtarb zuletzt, das Schöne endete häßlich, das Leben als Leiche. Welches war der Grund hierfür? Doch nicht der, daß das Leben an und für ſich überhaupt nicht war oder doch nicht ſtärker als der Tod, daß vielmehr alles nur eine wechſelnde Miſchung des einzig Reellen war, der kleinen Atome, die ſich herumtummelten und dabei bald die Form „Leben", bald die Form „Tod" annahmen. Dieſe Erklärung entſprach dem griechiſchen Denken von einer gewiſſen Seite aus; ihre bittere kalte Logik wirkte wie ſcharfe Morgenkühle. Der Materialismus hatte früh in die griechiſche Religion

Eingang gefunden, und er wich niemals vollständig, sondern fand ständig neue Vertreter.

In heilwissenschaftliche Form umgesetzt, mußte sich diese Auffassung darin äußern, daß sich in Krankheitsfällen nicht auf die „Natur" bauen ließ. Sie konnte ebensogut Schaden anrichten. Denn der Leib war nur eine Zusammenhäufung von Atomen mit leeren Räumen oder Poren dazwischen. Je nach der günstigen oder ungünstigen Ablagerung der Atome konnten die Poren Raum gewähren für die Beweglichkeit, also für Gesundheit und Leben, oder sie konnten drücken und pressen bis zu Tode. Die Aufgabe der Heilkunst bestand unter diesen Verhältnissen darin, entweder durch gewaltsame Bearbeitung oder durch sanftere Behandlung, je nachdem, wie es in dem Einzelfalle am besten paßte, die Atome in ihre rechte Lage zu bringen, das Verhärtete porös und biegsam zu machen, das Schlaffe zu spannen. Der berühmteste Vertreter dieser Richtung war der griechische Arzt Asklepiades, der sich in Rom niederließ und hier bis zu seinem 56 v. Chr. erfolgten Tode eine ausgebreitete Praxis hatte. Da er behauptete, im Gegensatze zu allen Anhängern des Hippokrates im Besitze einer wirklichen Kurmethode zu sein, nannte man die Richtung des Asklepiades die „methodische".

Aber man konnte ja auch den direkt entgegengesetzten Weg gehen und gerade den Nachdruck auf das Wort des Hippokrates legen, daß die „Natur" das eigentlich Heilende wäre. Je mehr man darüber grübelte, was diese Natur eigentlich wäre, um so mehr mußte man dazu verleitet werden in ihr etwas flüchtiges, geheimnisvolles, unbegreifliches zu sehen. Das Leben war unsichtbar wie der menschliche Atem, aber es war mehr als menschliches Atemholen; Gott selbst war es, der die tote Masse durchhauchte, so daß sie lebte; es waren Ausströmungen der Weltseele, welche Leben ver-

breitete, wo sie sich ausbreitete. Diese Erklärung konnte bald so stark verflüchtigt werden, daß das eigentlich Seiende nicht der Leib selbst, sondern nur mehr die Idee des Leibes war, bald wie bei den Stoikern sich dem Materialismus nähern, indem man sich Gottes eigenes Wesen als etwas Materielles, z. B. als Feuer dachte. Gemeinsam für die ganze „spiritualistische" Heilkunst wurde das, daß es darauf ankam, auf den „Geist" des Kranken einzuwirken, entweder mystisch, indem man auf die „Prinzipien" für seine Funktionen einwirkte, oder mehr verständlich, indem man seine Lebenskraft stärkte, seinen Lebensmut anfachte. Der bekannteste Arzt der „spiritualistischen" oder „pneumatischen" Richtung war Athenaeus, der um das Jahr 50 n. Chr. lebte. Sein Namen knüpft sich besonders an die Beobachtung des Pulses und an die Benutzung desselben als Gradmesser für die Gesundheit. In seinem regelmäßigen Gange sah er das harmonische Rieseln der Lebensquelle, jeder einzige seiner Schläge war der Flügelschlag des in den Pulsadern wohnenden Lebensgeistes. Sehr bezeichnend hat er über physische und moralische Gesundheitspflege geschrieben (Chr. Daremberg a. a. O. I, 237).

Endlich aber konnte man es ja als praktischer Arzt ganz aufgeben darüber nachzudenken, was die „Natur" eigentlich wäre. Das, was im Einzelfalle vorlag, war doch: Der hier ist krank; wie werde ich ihn am besten heilen? Da kam es nun darauf an, auf dem Wege der Erfahrung festgestellt zu sehen, welche Wirkung die einzelnen Heilmittel hätten. Dann konnte es ganz gleichgiltig sein, ob man auf spekulativem Wege begründen konnte, weswegen sie so wirken müßten, und welches die eigentliche Ursache der Krankheit wäre. In dieser praktischen Behandlungsweise, in welcher die Heilwissenschaft der Heilkunst untergeordnet wurde, scheinen die Griechen und Römer sehr hoch gestanden zu haben. Ge-

wissermaßen war es der älteste Standpunkt, den sie hier nahmen, bei welchem man bloß fragte: was hilft gegen das? Aber die ganze Richtung war auf ein höheres Niveau erhoben durch eine umgebende feine Kultur, durch eine Jahrhunderte lang geschulte Bildung, welche dem Einzelnen den Takt verlieh Übertreibungen zu entgehen. Ein dauerndes Denkmal dieser Schule ist uns in dem Ergebnis ihrer Erfahrung erhalten, daß Opium eines der trefflichsten schmerzstillenden Mittel ist.

Alle drei Hauptrichtungen — die methodische, die spiritualistische und die bloß erfahrungsmäßige — waren einzelne Ausläufer von der allseitigen Auffassung des Hippokrates. Der letzte und berühmteste Arzt des Altertums, Galenus, suchte sie alle wieder einzufangen und aufs neue zu einer Einheit zu verbinden. Galenus war geboren zu Pergamon in Kleinasien 131 n. Chr. Für jene Aufgabe war er wie geschaffen. Sorgfältig ausgebildet in allen Wissenschaften seiner Zeit, von Jugend auf begeistert für den ärztlichen Beruf, studierte er sowohl in Smyrna und Alexandria, als schließlich in Rom, wo er sich als Arzt einen großen Namen machte. Mitten in seiner Vollkraft, erst 37 Jahre alt, kehrte er heim nach seinem lieben Pergamon, aber Kaiser Mark Aurel zog ihn wieder nach der Hauptstadt zurück, wo seine umfassende Wirksamkeit erst mit seinem Tode, etwa im Jahre 200, endete. In einem Riesenwerke sammelte Galenus die ganze Lehre des Hippokrates, bereichert und verbessert durch alle die in den dazwischen liegenden 600 Jahren, nicht zum wenigsten von Galenus selbst gewonnenen Erfahrungen. Seine Schriften wurden für die Heilwissenschaft, was die Schriften des Aristoteles für die Philosophie und die Naturwissenschaften wurden: ein seltenes Zeugnis von der Bildung des Altertums, ein Speicher, in welchem die Kenntnisse der Vorzeit während der mageren Jahre des

Mittelalters aufbewahrt wurden, ein Gegenstand ehrerbietiger, fast anbetender Bewunderung und pedantischen Nachsprechens anderthalb Jahrtausende lang. Wie ein Denkmal edelster Meißelkunst entlockte es Bewunderung, bewahrte es sein Gedächtnis, erstickte es jedes sprossende selbständige Leben, soweit seine breiten Grundvesten reichten.

Das Mittelalter in Europa gleicht, was die Heilkunst anlangt, einem schlecht gepflegten Garten, wo die Hand verschwunden ist, welche die veredelten Pflanzen aufgezogen hatte, und darum das Unkraut sich nach Herzenslust breitmachen darf. Die Spuren der antiken Heilkunst verschwanden nicht ganz, aber sie trieben bleich und aufgeschossen in einem Winkel. So hielten sich in Salerno die Reste einer lateinischen Arztschule, trieben in der Zeit von 850 bis gegen den Schluß des Mittelalters ständig neue Schößlinge, lange, dünne, aber mit den Rassenmerkmalen einer besseren Zeit. Während dies die Reste der römischen Wissenschaft waren, wurde die griechische Heilkunde über Alexandria das Erbteil der arabischen Gelehrten. Fern im Osten, dort bei Buchara, Balh und Ispahan — jetzt zum Teile geistiges Ödland, damals viel weiter vorgeschritten als Europa — lebte um das Jahr 1000 der gelehrte Avicenna. Während man in Südeuropa nur auf den Weltuntergang wartete und in Nordeuropa die Dänen in England ermordete oder wie die Wikinger sich gegenseitig auf dem Deck der Drachenschiffe totschlug, vertiefte dieser sich dort drüben in die aristotelische Philosophie, gab eine vorzügliche Darstellung derselben, und verfaßte sein berühmtes medizinisches Buch „Kanon", welches für 600 Jahre die Grundlage der Heilkunde bilden sollte. Ganz natürlich kehrte auch die Heilkunde

mit den Arabern über Spanien nach Europa zurück. Hier war der stille Gelehrte Averroës der berühmte Zeitgenosse Friedrich Barbarossas, Philipp Augusts, Waldemars des Großen. Obschon er als Kadi in Sevilla, später in seiner Geburtsstadt Cordova und als Leibarzt in Marokko wirkte, so fand er doch nicht nur Zeit, Aristoteles ins arabische zu übersetzen — die Quelle für die lateinischen Übersetzungen und Bearbeitungen des Mittelalters — sondern gleichzeitig dazu eine selbständige philosophische Auffassung auszugestalten und ein bekanntes medizinisches Werk zu schreiben mit dem europäisch verdrehten Namen „Colliget".

Keiner kann ohne Bewunderung die Leistungen der Araber auf dem Gebiete der Heilkunde betrachten. Und doch zeichnet sich gerade in ihren griechischen Vorbildern, Hippokrates und Galenus, deren Schriften sie studierten, übersetzten und fleißig benutzten, ein in edleren Linien gehaltener Grundriß, der eine Kritik über sie und ihre Thaten enthält. Einer mehr feurigen als besonnenen Rasse entstammt, ermangelten sie der Klarheit und der überlegenen Ruhe der Griechen. Was die Heilmittel anlangt, so verfielen sie entweder in das Abenteuerliche und Phantastische, oder sie suchten die glückliche griechische Einfachheit durch gewissenhafte Aufnahme von allem möglichen zu verbessern. Hierbei entstanden die beiden Richtungen, welche ihre Heilkunst auszeichneten. Entweder der Glaube, daß das Seltene, das Kostbare auch das trefflichste Heilmittel wäre; ein angeborener Hang, den sie nur mit Mühe bekämpften. Oder noch häufiger: die Anwendung des stark Zusammengesetzten, so daß das Heilmittel zu einer „mixtura" der verschiedenartigsten Dinge wurde. Hiermit verfolgte man erstens den Zweck, der Unsicherheit der einzelnen Medikamente abzuhelfen, und zweitens suchte man so jedem einzelnen von den zahlreichen Symptomen einer Krankheit beizukommen. Aber

in beiden Richtungen fehlte es an der griechischen Zurückhaltung. Sowohl das Phantastische als das Zusammengesetzte hatten später in Europa außerordentlichen Erfolg. Die Lust am Phantastischen wurde zuerst bekämpft, die andere Neigung nur langsamer. Die noch in unserer Zeit nicht ganz ausgerotteten weitschweifigen Rezepte tragen das Kennzeichen ihrer Abstammung von der arabischen Heilmethode.

Sowohl die Schule von Salerno wie die arabische Kunst waren von edler Abstammung im Vergleich mit all dem Unkraut, das sich sonst im mittelalterlichen Europa auf dem Gebiete der Heilkunst breit machte. Alle Methoden und Auffassungen der Vergangenheit, von der ältesten dunkelsten Zeit an, kamen wieder zu Ehren und trieben lustig unter den beiden jetzt gegebenen Voraussetzungen: eine Menge kindlicher Volksstämme bekehrte sich zu einer Kirche von fremder orientalischer Herkunft.

Man begnügte sich jetzt nicht damit, den einmal von den Griechen gemachten Fortschritt wieder rückgängig zu machen und wieder nur mit Gottes Hilfe zu heilen. Das Unglück war, daß der Gott oder die Götter, an welche man glaubte, infolge ihres persisch-babylonischen Ursprunges doppelter Art waren: ein Gott des Lichtes und ein Gott des Dunkels, Gott und der Teufel. Zwischen ihnen herrschte ewig Streit. Und die Krankheit war gewissermaßen der Streitgegenstand. Ein Ding war ja doch allen klar: die Krankheit konnte nicht durch Heilmittel allein überwunden werden; siegreich konnte sie nur durch Zauberei bekämpft werden, entweder im Namen Gottes oder des Teufels. Hier war das Niveau gesunken und man stand wieder auf der niedrigsten Stufe der Naturvölker; alle Erfahrung war abhanden gekommen und furchtgebannt sah sich der Einzelne auf die weiße oder die schwarze Zauberei angewiesen.

Die weiße Zauberei bestand im Kreuzeszeichen, Weihwasser, Verlesung unverständlicher lateinischer Gebete, allerhand Amuletten wie Kruzifixen, Marienbildern, Agnus dei, in Wallfahrten zum heiligen Grabe, Berührung von Reliquien oder auch nur Anrufung von Heiligen, von denen jeder seine Krankheit als Spezialität hatte, St. Judas den Husten, St. Knud die Lahmheit, Sta. Klara triefende Augen u. s. w.

Die schwarze Zauberei bestand in Anwendung einer Unzahl von geheimen, scheinbar bedeutungslosen Mitteln, z. B. einem Bande mit Knoten, einem gabelförmigen Zweige, einem zerbrochenen Nagel, ein paar Haaren u. s. w. oder aus sinnlosen Worten, Zeichen und Ceremonien, die fast so waren wie in der weißen, so daß man in die „schwarze Schule" gegangen sein oder doch etwas mehr als sein Vaterunser gelernt haben mußte, um den Unterschied und die Bedeutung zu begreifen. Selbstverständlich erreichte die schwarze Zauberei ihren Zweck immer nur mit Hilfe des Teufels. Und das ganze Verfahren war darum verwerflich und stand unter Todesstrafe. Aber wo war die Grenze? Keine Menschenseele konnte sie scharf nachweisen. Und der wirklich kundige Arzt, der ein natürliches Heilmittel mit Glück anwendete, war vielleicht mehr als ein anderer dem Verdacht ausgesetzt, die schwarze Kunst zu betreiben.

Diese Verhältnisse waren es, welche ihren unheimlichen Schein über das ganze Mittelalter legten. Die im Altertume gewonnene Klarheit über die Natur des Menschen war in den Stürmen der Völkerwanderung wieder trüb geworden vom Bodensatz der Kirchenlehre. Bei dem, was nicht nur über Gott, sondern auch über den Teufel gelehrt wurde, war es nicht möglich daraus klug zu werden, was Krankheit und Tod eigentlich wären. Waren sie Erziehungsmittel Gottes oder Angriffsmittel des Teufels, waren sie das Werk Gottes oder des Teufels? Und hatte man überhaupt

ein Recht zu versuchen sie zu heilen? Es mußte vermessene Gotteslästerung erscheinen, sich Gottes Willen entgegenzustellen, oder sich imstande zu glauben den Willen des Teufels zu hindern, welchen Gott selbst nicht abwenden wollte oder konnte. Die Heilkunst selbst war vielleicht das deutlichste Sündenzeichen des Menschengeschlechtes, sein verwerflichstes Verbrechen.

Zwischen diesen Widersprüchen schwankte das Mittelalter. Niemand wußte Bescheid; auch die Kirche nicht, welche die jungen Völker führte. Bald waren die Natur und das Natürliche, diese Welt, etwas unschuldiges, und war es ein gutes Werk Hungrige zu speisen, Nackte zu kleiden, Kranke zu heilen. Bald war diese Welt gerade das Böse, und alles Thun, das den Menschen hinderte der Welt, dem Bösen, abzusterben, mußte dazu gerechnet werden. Jugend und Gesundheit wurden des Teufels Venusberg, verzehrende Selbstkasteiung der rechte Weg zum Leben und zu Gott, während die Heilkunst teuflischer Trotz wurde, ein sündhafter Versuch, den Weg zum Himmel zu versperren.

Welches das richtige war, vermochte niemand zu erklären. Mit demselben Rechte konnte ein tüchtiger Arzt für seine Künste von der Kirche gesegnet und verbrannt werden. Denn seine Kunst war nicht entweder weiße oder schwarze Magie, sie war beides auf einmal. Es hing nur vom Zufall ab, bei wem es schließlich hängen blieb. Das Leben war ein Spiel, in dem die Gesundheit und das Glück „schwarzer Peter" waren. Es war Pflicht, durch Aufopferung und Entsagung sie ständig weiter zu einem anderen gehen zu lassen. Nach den Spielregeln wurde so die innigste Herzensgüte eins mit der schlimmsten Heimtücke. Wehe dem, der zuletzt mit dem „schwarzen Peter" in der Hand abgefaßt wurde!

Aus diesem unklaren Nebelmeer tauchte die Auffassung des 16. Jahrhunderts auf, nicht gewaltsam und plötzlich wie durch eine Naturrevolution, sondern langsam, sicher, in halb unmerklichen Übergängen. Doch auch nicht unter der leicht übersichtlichen Form, daß der Nebel sich einfach lichtete. Nein, während er auf einzelnen Punkten wich, ballte er sich auf anderen gleichzeitig dichter zusammen, so daß sich Licht und Schatten in noch grellerer Art verteilten. Während z. B. die Kenntnis und das Studium der Natur zunahmen, wuchsen besonders im Norden der Glaube an den Teufel und die Furcht vor seinem Eingreifen in das menschliche Leben in einem außerordentlichen Grade, so daß das mittelalterliche Dunkel doppelt dunkel und schreckenerregend wurde.

Das 16. Jahrhundert bietet hier die Eigentümlichkeit, daß es eine Art Musterkarte für die Auffassungen aller Zeiten darstellt. Und wohl gemerkt, nicht in abgeblaßten, sondern eher in stärker ausgeprägten, glühenderen Formen. Sein Glaube an das direkte Eingreifen Gottes war innerlicher und selbstverständlicher als bei irgend einem Naturvolk. Seine Begeisterung für griechische Heilkunde war glühender und siegessicherer als selbst in der Zeit des Hippokrates. Die kühnsten Rezepte des Avicenna und Averroës schienen einfach und leichtverständlich. Mittelalterlicher als das Mittelalter selbst glaubte man diese Welt ganz und gar dem Gutdünken des Teufels überlassen, so daß die kleinen Teufelchen zahlreicher als Staubkörnchen herumwimmelten. Und zugleich pflegte man das Naturstudium mit begeistertem zuversichtlichem Glauben, der weder Schranken duldete noch einem Widerstande wich, sondern eine Verbindung ahnte zwischen den Wegen der Sterne, dem Wesen des Menschen, dem verachteten Kraut und dem Safte in der Retorte, der nicht zu Golde werden wollte.

Diese Eigentümlichkeit ist es, welche dem 16. Jahr-

hundert sein besonderes Interesse verleiht. Alle Zeitalter sind hier versammelt, nicht in verkrüppelten, sondern in Prachtexemplaren. Alle Auffassungen von Gesundheit und Heilkunst, welche wir früher nur begriffsmäßig angedeutet sahen und zwischen welchen wir selbst oft, vielleicht unbewußt, schwanken, sie alle finden sich hier lebenshell, stärker gefärbt, rücksichtsloser ausgedacht, als wir dazu imstande wären. Darum wird das 16. Jahrhundert, die Zeit der Renaissance, in der Geschichte der Heilkunst immer als die Periode bestehen bleiben, zu der man beständig zurückkehrt, nicht gerade um der großen Fortschritte willen, sondern um der einzelnen Typen willen und wegen der großzügigen Deutlichkeit, mit welcher hier jede der verschiedenen Auffassungen besonders hervortritt.

Bei einer Aufgabe wie dieser kommt es darauf an, daß man nicht durch allzu große Zersplitterung, indem man über alle Verhältnisse Aufklärung verlangt, das Verständnis verliert. Es ist klar, daß es zu jeder Zeit große Unterschiede zwischen den Begriffen der Gebildeten und der Ungebildeten von der Gesundheit und den Heilmitteln geben wird, und die Ungebildeten sind ja nach der Natur der Sache immer die zahlreichsten. Die Begriffe der Ungebildeten sind indessen nicht nur die wenigst klaren und die wenigst begründeten, sondern zugleich die wenigst verschiedenen, indem hier die einzelnen Zeitalter fast unvermittelt ineinander übergehen. Wir wollen uns darum gerade um des Verständnisses willen an die weniger zahlreichen Gebildeten halten. Im 16. Jahrhundert wie heutzutage geben sie nicht nur die deutlichste Antwort. Aber auch als die Leitenden und Tonangebenden teilen sie uns mit, wenn nicht, was die Menge im Augenblicke meint, so doch, was sie bald darauf, gerade infolge ihrer Antwort, zu meinen anfangen wird.

Wir wollen darum im folgenden versuchen, einen Überblick zu gewinnen gerade über das Verständnis der Gebildeten, über das Bild, die schroffen Gegensätze, welche im 16. Jahrhundert, oft in einem und demselben Bewußtsein vereinigt, die Antwort enthielten auf die Frage: Was ist die Gesundheit und wie wird sie erhalten?

Als Ausgangspunkt wollen wir die Frage wählen: Was wußten die Gebildeten im 16. Jahrhundert vom menschlichen Körper und seiner Wirksamkeit? Wie dachten sie sich das Leben des Körpers? Erst wenn diese Frage beantwortet ist, besitzen wir die Voraussetzung für ein vollständiges Verständnis, kennen wir den gemeinsamen Boden, auf welchem die verschiedenen Auffassungen erwachsen sind.

Als nach der Erfindung der Buchdruckerkunst und dem Fall von Konstantinopel 1453 das Studium der klassischen Litteratur seinen mächtigen Aufschwung genommen hatte, wurden die Errungenschaften des Altertums auf dem Gebiete der Physiologie Gemeingut in ganz Europa. Jeder Gebildete wußte nunmehr in großen Zügen darüber Bescheid, was Hippokrates und Galenus gelehrt hatten, und wies mit Stolz immer auf diese beiden hin zum Beweise für die Richtigkeit seiner Auffassung. Selbst wenn hier und da noch ein Teil Zusätze beigemischt waren, von welchen die Griechen Abstand genommen haben würden, so war doch das Gesamtbild — wiewohl die Gegenwart es nicht mehr als das richtige anerkennt — so natürlich und klar, daß es jedem als von selbst einleuchtend und wahr vorkommen mußte.

Die Welt, in welcher wir leben, ist die Welt der vier Elemente. Alles besteht aus Feuer, Luft, Erde und Wasser. Das Feuer ist heiß, die Luft kalt, die Erde trocken, das

Wasser naß. Diese vier Elemente bilden nicht nur die Bestandteile der großen Welt (Kosmos), sondern auch die eines jeden einzelnen Menschen, der ja mit Grund als Mikrokosmos bezeichnet wird. Von der verschiedenen Mischung der vier Elemente hängt unser Befinden ab. Jeder weiß ja, daß die Gesundheit des Körpers von dem richtigen Verhältnis zwischen warm und kalt, fest und flüssig bedingt ist.

Bekanntlich kommen jedoch diese Elemente niemals in reiner unvermischter Form in unserem Leibe vor, sondern sie sind miteinander Verbindungen eingegangen. Es ist nicht das reine Feuer, das sich in unserem Inneren findet, sodaß man z. B. ein Licht daran anzünden könnte. Und doch fühlt jeder täglich den Brand in seinem Inneren, er merkt ihn an der Wärme des Magens, wenn das, was man gegessen hat, zusammengekocht und verdaut wird, er nimmt sie wahr an der Glut des Herzens, das sich beständig durch die Lungen abkühlen muß mittels Einatmung der kalten Luft, welche dann wieder warm ausgeatmet wird. Wenn das rechte Verhältnis während einer Krankheit gestört ist, merkt man am Fieber, wie das Feuer alle Glieder durchströmt.

Physiologisch betrachtet ist der Leib ein Behälter, über welchen auf die sinnreichste Art die umschließende Haut ausgespannt ist, während ihn die Zeltstangen des Knochengerüstes aufrecht halten. In allen Bewegungen des Körpers äußert sich das Wechselspiel zwischen Sehnen und Knochen. Mit einer feineren Gliederung als an der besten Eisenrüstung, wie an einem Schiffe mit einer Menge von Tauen für alle Stangen und Knoten der Maste, ist hier jedem Gelenk, jedem Glied Beweglichkeit verliehen. Aber die eigentliche Bedeutung des Körpers wie des Schiffes liegt doch naturgemäß in der Frage: Was ist darinnen?

Was wird in dem Behältnis des Körpers beherbergt? Jeder hat die Antwort darauf: Etwas flüssiges. Obschon

alle vier Elemente im Körper vereinigt sind, zeigt es sich, wie es ja auch glaublich ist, daß das Trockene und das Feste besonders in Haut und Knochen vertreten sind, das Nasse dagegen im Inneren des Behälters. Zusammen sind sie Wärme und Kälte unterworfen. Den wichtigsten Inhalt des Körpers, den, für welchen er den Behälter bildet, sein eigentliches Leben machen also die Säfte aus.

Diese Säfte sind nicht von einer und derselben Art, sondern vier verschiedene, jeder mit seiner Farbe, seinem Geschmack, Zusammenhang und Sitz. Da ist der weißgraue Schleim, das rote Blut, die gelbe Galle und die schwarze Galle. Der Schleim hat seinen Hauptsitz im Gehirn, das Blut im Herzen, die gelbe Galle ist in der Leber zu hause, die schwarze in der Milz. Diese vier sind die Säfte des Lebens. Sie setzen einander gegenseitig voraus. Denn wenn nur ein einziger von ihnen in einem Menschen fehlte, müßte er sterben. Aber indem sie so einander bedingen, gleiten sie zugleich ineinander über und bilden Gegensätze zueinander, und diese Übergänge geben dem Leben seinen Stempel.

Um dies ganz zu verstehen, müssen wir den Körper in seinem Verhältnis zur äußeren Natur betrachten. Gegen den Winter hin nimmt der Schleim zu. Das erkennt man daran, daß man zu dieser Jahreszeit am meisten spuckt, die Nase am meisten läuft, daß da die größte Neigung zu allen Formen von Übelbefinden herrscht, bei welchen der Schleim eine Rolle spielt. Und ganz natürlich. Denn der Schleim (griechisch: Phlegma) ist kalt und zäh wie der Winter. Sie entsprechen einander. Darum ist der Winter gut für das Gehirn. In dieser Jahreszeit denkt man am kühlsten und klarsten, ohne Neigung zu übereilten Beschlüssen.

Mit dem Nahen des Frühlings nimmt das Blut zu. Das ist daran kenntlich, daß die Haut rot und braun wird;

man fühlt sich zugleich leicht und warm und doch leicht zu warm; das Blut steigt zu Kopfe; Nasenbluten ist allgemein. In der äußeren Natur geht etwas ähnliches vor. Die Tage werden länger, die Wärme nimmt zu, der Regen wird häufig. Im April wechselt das Wetter oft den Charakter; Sonnenschein und Regenschauer liegen nahe beieinander; und mit Grund, denn das Frühjahr ist gleichzeitig warm und feucht. Dasselbe zeigt sich am Gemüt des Menschen, wenn das Blut (sanguis) das herrschende ist: starke unbestimmte Sehnsucht, leicht zu Thränen gerührt, leicht zu Freude geneigt, aber selten eine feste Entschlossenheit.

Gegen den Sommer hin nimmt die gelbe Galle zu, und die Leber erweitert sich. Man erkennt es an der Hautfarbe, wo die Röte des Frühjahrs von einem gelben Tone abgelöst wird. Fühlt man sich unpäßlich, so wirft man Galle aus. Im Sommer ist dagegen am wenigsten Schleim im Körper. Die Jahreszeit ist ja trocken und warm, und darum diesem Safte am wenigsten günstig. In der großen umgebenden Natur können zur Sommerszeit heftige Gewitter den stillen Tag unterbrechen. Und mit merklicher Kraft wird das Werk gefördert, zu welchem der Plan schon in der verhüllten Knospe des Winters vorhanden war: die Knospe wird Blatt, wird Blüte, wird Frucht, wird Same mit rücksichtslos reißender Geschwindigkeit. So verfolgt auch der Mensch, voll der gelben Galle, sein Ziel. Der cholerische (gallerfüllte) ist stark im Willen, stark im Unwillen.

Ums Spätjahr endlich ist es die schwarze Galle (Melancholie), welche zunimmt und darum die Herrschaft erlangt. Das Spätjahr ist ja trocken und die Kälte beginnt. Um diese Jahreszeit ist am wenigsten Blut im Körper. Die Wirkung ist die gleiche in der Natur und im menschlichen Gemüt. Während alles draußen welkt und einschrumpft, der Sturm die Ausbeute des Sommers, Blätter, Blumen und

Früchte abweht, und die Natur unfähig ist neues hervorzubringen, ist auch der Mensch schwermütig und ohne „sanguinische" Lust und Kraft, etwas neues zu beginnen. Die viele schwarze Galle in der Milz bewirkt, daß einem alles schwarz vorkommt, macht den ganzen Menschen melancholisch. Und selbstverständlich. Denn wenn die Säfte (humores) das eigentliche Leben des Körpers ausmachen, so muß die ihnen ungünstigste Jahreszeit, die trockene und kalte, den „Humor" angreifen.

Hiermit ist der Kreislauf herum. Er kehrt mit innerer Notwendigkeit in sich selbst zurück. Denn selbst die träge schwarze Galle muß zuletzt eintrocknen. Und indem jetzt die Winterkälte mit langen Nächten und Winterschnee beginnt, wird nicht nur draußen die Feuchtigkeit ausgelöst, sondern die Stirn wird frisch, der Humor steigt, wenn auch in der Natur wie im Menschen oft nur in der gebundenen Form von Schnee und Eis. Der Schleim im Gehirn nimmt wieder zu, das Gemüt wird winterhell. Die Jahreszeit ist kenntlich an Eiszapfen und Schnupfen.

Wie der Schnee auf den Bergen schmilzt, herunterströmt, Überschwemmungen bringt, befruchtet und eintrocknet, alles im Laufe eines Jahres, so auch beim Menschen die Säfte mit ihrem jährlichen Fall vom Hirn zum Herzen, zur Leber, zur Milz.

Das beständig naheliegende Mißverständnis, welches man nicht genug zurückweisen kann, ist die allzu buchstäbliche Auffassung. Jeder der vier Säfte herrscht wohl seine Zeit, aber nichtsdestoweniger sind sie alle jederzeit zur Stelle und müssen es notwendigerweise sein. Sonst würde der Mensch sterben. Ganz wie in der Natur. Wenn auch die vier Jahreszeiten beständig wechseln, ist doch in jeder von ihnen Warmes und Kaltes, Trockenes und Feuchtes zur Stelle, freilich in verschiedenem Verhältnisse. Wenn bloß eines von

diesen vieren ganz verschwände, würde es gleichzeitig mit dem Leben der Natur vorbei sein.

Die vier Säfte des Menschen entsprechen den vier Elementen: Wasser, Feuer, Erde, Luft und den vier Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Aber sie dienen uns auch zu einer Erklärung der menschlichen Lebensalter. In der Kindheit und in der Jugend spielt das Blut die Hauptrolle; die gelbe Galle im reifen Alter; auf einer etwas weiteren Stufe die schwarze Galle, und beim Greise endlich der Schleim. Nicht nur den großen Zeiträumen, dem Jahre und dem Leben, geben sie ihr Gepräge, sie äußern sich auch in jeder einzelnen der verschiedenen Tageszeiten. Sanguis, das Blut, herrscht von 3 Uhr morgens bis 9 Uhr, die gelbe Galle oder Cholera von 9 Uhr bis 3, die schwarze Galle, Melancholie, von 3 Uhr bis 9, und endlich Phlegma, der Schleim, nachts von 9 bis 3 Uhr (H. Ranzau, de conservanda valetudine S. 95).

Gab es vielleicht auch etwas in diesen Erklärungen, was hier und dort andeuten konnte, daß sie bei einem Volke und unter einem Himmelsstriche aufgekommen waren, wo das menschliche Gemüt und die Jahreszeiten ein etwas anderes Gepräge trugen — im Norden würde man z. B. kaum darauf verfallen sein, den Herbst als trocken zu bezeichnen — so vergaß man dies ganz über ihrer unvergleichlichen Fähigkeit, auf alle Fragen glaubwürdige Antwort zu erteilen. Und diese Fähigkeit nahm sogar zu, je weiter die gestellten Fragen gefaßt waren. Die schwierigste Frage von allen, die nach dem Grunde der großen Verschiedenheiten unter den Menschen nach Erscheinung, Fähigkeiten, Charakter und der ganzen Art das Leben aufzufassen, die wurde leicht und natürlich beantwortet mit der einfachen aber entschiedenen Antwort: Ihre Säfte sind verschieden. Bei dem einen herrscht das Sanguinische, bei dem anderen das Melan-

cholische, beim dritten das Cholerische, bei einem anderen endlich das Phlegma. Da niemals bei zwei Menschen die Säfte gleichartig gemischt sind, sind auch niemals zwei Menschen einander ganz gleich. Selbst zwischen Kindern derselben Eltern kann die größte Verschiedenheit bestehen. Und die nächstliegende, dabei aber fließendste von allen Fragen: warum bin ich selbst bald mürrisch, bald heftig, bald traurig, bald fröhlich, die wurde jetzt klar wie der Fuß im Strumpf durch die einfache Antwort, das beruht auf dem „Humor", darauf, wie die Säfte (humores) im Augenblicke gemischt sind. Daß die Antwort richtig war, konnte jeder wahrnehmen. Denn wenn man mürrisch ist, oder wenn man schläft, so merkt man, wie das Sanguinische, das Blut, sich zurückzieht und alle Extremitäten kalt werden, so daß der Schlafende das Bedürfnis hat sich zuzudecken. Gerät man aber in Eifer und greift zu, so durchrieselt einen die Wärme, nicht die des Blutes, sondern die innere cholerische, die heiße Galle, die vor Eifer bleich machen und das Feuchte ausscheiden kann; man spuckt sich in die Hände und braucht seine Glieder, daß der Schweiß perlt. Ist man fröhlich und erscheint alles rosenrot, so herrscht das rote Blut; ist man betrübt und erscheint einem alles schwarz, so hat die schwarze Galle die Oberhand.

Die merkwürdigste, aber zugleich geheimnisvollste Wirkung üben jedoch die Säfte aus, indem sie nach und nach den ganzen Behälter, den Körper selbst, umgestalten. Seinen deutlichsten Ausdruck findet dies im Wachstum des Leibes, in seiner Umgestaltung vom Kinde zum Erwachsenen und wieder hinunter vom kräftigen Manne zum schwachen Greis. Paßt man genauer auf, so wird man sehen, daß die Umbildung ruckweise vor sich geht, besonders zu gewissen bestimmten Zeiten, welche die Zusammensetzung und Wirkungsweise derselben Säfte bezeichnen. Diese abschließenden Zeit-

punkte finden ersichtlich alle sieben Jahre statt. Nach den ersten sieben Jahren kommen beim Kinde die Zähne aufs neue hervor, die Zähne, welche es behalten soll. Mit vierzehn Jahren tritt die Pubertät ein u. s. w. Mit siebenmal sieben Jahren ist der Verstand reif. Mit zehnmal sieben Jahren endlich ist die Lebenszeit des Menschen herum. Diese sogenannten „klimakterischen" Jahre bezeichnen nicht nur die Übergangszeiten im Äußeren des Körpers, sondern zuerst und zumeist im inneren Leben der Säfte. Weise Männer haben erklärt, daß die Säfte selbst im Laufe von sieben Jahren sich umbilden, so daß nach Ablauf von sieben Jahren nichts mehr von dem Körper übrig ist, der sieben Jahre vorher da war.

Hier war die Grenze gezogen für das, was ein Mensch überhaupt von seinem Leibe und seiner eigentümlichen Lebensform wissen konnte. Die ganze Erklärung zeichnete sich durch eine vollendete Einfachheit und Klarheit aus, wie sie die Folgezeit noch nicht erreicht hat. Als man später den Blutumlauf, die chemischen Einzelheiten des Ernährungsprozesses und besonders die eigentümliche Bedeutung und Wirkungsart der Nerven entdeckte, da änderte sich das alte Bild. Man gab es auf, im Körper ein säftegefülltes Gefäß zu sehen und legte statt dessen einseitig das Gewicht auf die Beförderungsmittel. Zunächst sah man im Leben des Körpers ein sinnreich verzweigtes Postwesen, dann eine vortrefflich geordnete Armeeintendantur, und schließlich ein feines Telegraphennetz, alles Ausdrücke für die überwältigende Wirkung der neuen Entdeckungen, aber jeder im besonderen nur ein einseitiger Anlauf, die Ganzheit zu erklären. Vom Gefäßsysteme ging man zum Strangsystem über. Aber diese schwarzen Striche auf einer Zeichnung und diese gelehrten Erklärungen gaben, selbst wenn sie wissenschaftlich noch so korrekt waren, nicht mehr ein so deutliches Bild wie das frühere. Die

alte Erklärung besaß einen Vorzug, der nur durch hohes Alter und Erfahrung erreicht werden kann, sie konnte jedem in seiner eigenen Sprache und von seinen bestimmten Voraussetzungen aus antworten.

Denn jede Hausmutter, welche sich auf Feueranmachen, Einpökeln, Brauen verstand oder Fruchtsaft hatte umkochen müssen, weil er schon in Gärung übergegangen war, verstand auch etwas von dem, was in dem säfteerfüllten Behälter des Körpers vorging. Jeder Bube, der zuviel unreife Äpfel gemaust hatte oder bloß Julbräu von saurem Bier unterscheiden konnte, jeder Erwachsene, der sich seines letzten Rausches erinnerte, wußte aus Erfahrung, daß das Befinden von den Säften abhing. Und die wirklich Wissenden von denen an, welche Galens Schriften studierten und darüber disputierten, bis zu denen, welche ihr ganzes Gut im Schmelztiegel opferten in der Hoffnung, auf dem Boden „den Stein der Weisen" zu finden, sie lebten und atmeten in diesem Bilde, das für sie die ganze Wahrheit umfaßte.

Während die Vorstellung von dem, was der Körper ist und wovon das Befinden abhängt, so im 16. Jahrhundert für die meisten, wenn auch nicht gleichmäßig klar, so doch einigermaßen einheitlich war, so trat eine Verschiedenheit ein, sobald man weiter ging und fragte, was denn die Krankheit hervorriefe und wie man sie heilen sollte. Hier erreichte der Widerspruch zwischen den Antworten eine solche Höhe, daß man es nicht für möglich halten sollte, daß sie friedlich innerhalb derselben Generation Raum finden konnten, geschweige denn in einem und demselben Bewußtsein.

Die erste Antwort war die theologische. **Gott ist die Ursache der Krankheit.** Sie wird direkt von ihm gesandt

als Zeichen, als Warnung, zur Strafe. Kein Mittel würde imstande sein sie abzuwehren, denn es ist Gottes eigene Hand, welche hier in den Gang der Begebenheiten eingreift.

Diese Erklärung schien mit den Worten der Bibel zu stimmen. Es hieß ja, daß Gott David und Hiob mit Krankheit schlug. Da stand geschrieben, daß der Tod durch einen Menschen in die Welt kam und durchdrang zu allen Menschen, weil sie alle sündigten. Im Garten des Paradieses dagegen hatten Adam und Eva nichts von Übelbefinden, Krankheit oder Tod gekannt.

Dies war wohl beständig die Lehre der Kirche gewesen. Aber im Mittelalter war sie in milderen, weniger klaren Formen hervorgetreten. Damals hatte es gleichsam einen Puffer zwischen Gott und den Menschen gegeben: den Papst, die Kirche und alle Heiligen. Während des Mittelalters wußte keiner recht, wo Gott aufhörte und der Puffer anfing. Es war nicht möglich zu unterscheiden, ob es Gott war oder nur der Priester, welcher half, wenn dieser einen Kranken heilte mit dem Kreuzeszeichen, mit Handauflegung, Weihwasser oder indem er zu seinen Gunsten aufs neue Jesus in einer Messe opferte. Und rief man erfolgreich die Heiligen an, wer hatte einem da geholfen? Von unten gesehen nahm es sich jedenfalls so aus, als ob sie es gewesen wären. Und es war auch ein Dank für sie, wenn man hinterher Gaben zu ihrem Altare brachte.

Die allgemeine Erklärung, mit welcher man sich beruhigte, war dann die, daß das Ganze eins wäre, die Kirche und Gott, so daß es eine und dieselbe wirkende Kraft wäre, von dem Weihwedel an der Eingangsthüre an bis ganz hinauf zum Papst, zum Christuskinde selbst und seinen Eltern Gottvater und Mutter Gottes.

Aber all dieses wurde durch die Reformation als Aberglaube und Irrlehre erklärt. Weihwasser, Nebenaltäre,

Heilige und Marienbilder wurden aus der Kirche ausgerottet. Zurück blieb nur ein leeres Bethaus und eine kurz angebundene Obrigkeit im Himmel, bestehend aus drei Personen, alles Männer. Mit diesem Gotte war nicht so leicht zurecht zu kommen wie mit dem des Mittelalters. Der Gott der Reformation war im innersten Herzen immer auf die Menschheit ergrimmt; er vergab ihr niemals, daß ihr erstes Paar vom Apfel im Garten des Paradieses gegessen hatte. Die rechtmäßige Strafe hierfür war und blieb die ewige Verdammnis aller späteren Menschen. Hiergegen half kein menschlicher Versuch das Geschehene wieder gut zu machen. Durch eigene Hilfe aufs neue in den Garten eindringen zu wollen, war nur neues Verbrechen gegen den Himmel. Allein aus Gnade, ohne das mindeste menschliche Verdienst wurden an die wenigen Auserwählten die kleinen Gartenschlüssel des Glaubens ausgeteilt.

Unter solchen Umständen wurde auch die irdische Obrigkeit, Gottes Stellvertretung hienieden, eine andere. Der König war nicht weiter, wie ehedem der Papst, Gottes Vertrauter, der zuverlässige Knecht, der Gottes Willen aus- und inwendig kannte, und dem die Schlüssel zu allem anvertraut waren. Der König konnte nichts um Gottes Willen nachlassen, nicht einmal ein kaltes Fieber konnte er heilen. Er war Gott gegenüber ebenso ängstlich und scheu wie sein ganzes Volk und hatte allen Grund dazu. Ganz natürlich wurde es von jetzt an Brauch, fast jedes Gesetz damit einzuleiten, daß es erlassen sei, um den großen Zorn Gottes des Allmächtigen abzuwehren.

Gottes Zorn über die Sünden der Menschen gab sich unter zwiefacher Form zu erkennen, teils als Warnung, teils als Strafe. Die mildeste Form der Warnung war ein äußeres Zeichen, darauf berechnet die Aufmerksamkeit und die Furcht der Betreffenden zu erwecken, um sie so beizeiten

zurückzuhalten. Die strengste Form der Strafe war der Tod, zeitlich oder ewig. Dazwischen lag die Form, welche sein Mißfallen zu erkennen gab, die häufigste und leichtest verständliche: die Krankheit.

Die Krankheit war also ein Wunder, Gottes direktes Eingreifen in die Naturverhältnisse, um den einzelnen von weiterem Sündigen abzuhalten. Hier konnte man mit Grund zwischen zwei Arten von Fällen scheiden, indem Gott entweder einen Unschuldigen krank werden ließ zum Grauen und zur Warnung für den, welchen es wirklich anging, oder indem er sofort diesen selbst traf. Vom religiösen Standpunkte aus lag nichts Anstößiges in dem Gedanken, daß Gott so einen Umweg wählte und einen scheinbar Unschuldigen traf. Dann infolge der Lehre von der Erbsünde waren alle nichts als eitel Sünder und der härtesten Strafe verfallen.

Eine sehr gewöhnliche Form war für diesen göttlichen Umweg die Geburt von Mißgestalten. Sie war milde und doch deutlich. Denn von diesen kleinen Untieren ließ sich doch nicht annehmen, daß sie sonderlich darunter litten, aber gleichzeitig waren sie gräßlich anzusehen. Gottes Mißfallen gegen den Katholizismus gab sich auf diese Art in Deutschland durch häufige Mißgeburten mit Mönchskappen zu erkennen, über welche Luther sich veranlaßt sah, eine Betrachtung zu schreiben. — In Dänemark wurde 1550 in Öresund ein Fisch mit Menschenkopf gefangen, auf welchem sich ein Mönchskranz, die Tonsur, fand und der im übrigen Kleider und Schalen wie eine Mönchskutte hatte (Hvitfeld, Danmarks Riges Krönike II, S. 1545). Eine spätere ungläubige Zeit hat ihn als Tintenfisch forterklären wollen. Am 18. Oktober 1568 wurde auf der Östergade in Kopenhagen ein Kind ohne Gesicht geboren (Suhms Saml. II, 3, 4). Hingegen nahm man 1580 an, daß Gott die Geduld verloren hätte und „in Norwegen geschahen Zeichen, aus denen man es deutlich merken konnte,

daß der jüngste Tag vor der Thür stände." Der Heringsfang nahm so merklich ab, der Dorsch- und Makrelenfang gleichfalls. „Viele feine junge Gesellen blieben auf der See." „Im Jahre 1578 regnete es im ganzen Bergenschen Bezirke, in einem Umkreise von 30—40 Meilen große gelbe Mäuse, die eine Haut hatten wie die jungen Zicklein, und wenn sie ins Wasser fielen, schwammen sie ans Land; den Feldern thaten sie großen Schaden, indem sie alles mit den Wurzeln auffraßen" (Lemminge). „Viele Monstra und Mißgestalten wurden sowohl von Tieren wie von Frauenzimmern geboren." „Viele hübsche Kaufmannsdiener in Bergen sind plötzlich gestorben." Und wie fürchterlich war nicht das Zeichen in der Sonne, das 1580 in Oslo gesehen wurde!

Aber die Norweger waren unverbesserlich. „Weder Hoch noch Niedrig achtete auf solche Zeichen. Einige sagten, daß es nicht wahr wäre. Andere meinten, daß die Buchdrucker es schlimmer machten, als es war, um Geld damit zu verdienen. Einige sagten rein heraus: Lügner soll es ja auch im Lande geben. Andere behaupteten, daß alles nur Zufall wäre. Aber es war nicht Gefabel oder Weibergeschwätz, und die Buchdrucker machten es nicht um ihres Gewinnstes willen, da der Profit hierbei in Wahrheit nur ganz gering war. Um alle diese zu widerlegen, ließ Gott am 7. Juli 1581 in Oslo sich etwas zutragen, was alle gesehen haben, und was im Druck folgendermaßen öffentlich erschienen ist:

— — Ein Ferkel ward geboren hier
An allem, traun, ein schrecklich Tier.
Ihm waren Mund und Zähn' erschaffen
Und auch die Ohren wie beim Affen;
Das Auge wie beim Hasen war
So groß und schwärz und leuchtend klar;
Eine Nase dazu, ich sage dir,
Die hatt' es grade so wie wir;
Dann hatt' es auf dem Kopfe vorn

Ein hinterwärts gebogen Horn
Das Horn, wie ich euch gebe bekannt,
War wie die Nase vom Elephant.
Am Leibe war es nackt fürwahr
Weiß anzuschaun, ganz ohne Haar.
Das ist in Wahrheit so gewesen
Wie 's hier geschrieben steht zu lesen.

Die Auslegung dieses Zeichens war nicht schwierig. „Das Schwein bedeutete gottlose Menschen, die ein epikuräisches Leben führen, welcher Leute es viele in Norwegen giebt. Mit den Zeichen, welche geschehen, treiben sie ihre Affenspiele (darum die Affenohren). Sie schlafen in ihren Sünden, wie der Hase mit offenen Augen schläft. Die Menschennase bedeutet den großen Gestank der Sünde, der allerwegen im Lande herrscht. Die weiße Weiberhaut bedeutet die große Unzucht, wie sie besonders beim Heringsfang betrieben wird. Das Horn bedeutet, daß das Land und besonders Marstrand gestraft werden und zurückgehen soll, wie das Horn sich über den Rücken beugt". (Norske Magasin II, S. 43—45).

Mit dem Weltuntergange wurde es damals nichts. Entweder hat der Zeichendeuter als Norweger Norwegens Bedeutung überschätzt und er ist allzu hitzig gewesen — er muß sich ja doch schließlich damit begnügen, es nur über Marstrand losgehen zu lassen — oder es ist auch wirklich ein ursprünglich gefaßter Beschluß wieder aufgegeben worden. Gewiß ist, daß die merkwürdigen Heringe, welche später gefangen wurden, abgesehen von dem Tode des Königs von Dänemark und Norwegen im Jahre 1588 weitere Folgen offenbar nicht gehabt haben.

Während die damalige Zeit nach derartigen fehlgeschlagenen Auslegungen zu Gottes Langmut ihre Zuflucht nahm, gab es ein Verhältnis, in welchem sie Gott diese Eigenschaften nicht beilegte. Unerbittlich verfolgte Gott die neuen

Moden. Diesen gegenüber begnügte sich Gott, wie man annahm, selten mit der Sendung von Mißgeburten oder ähnlichen Zeichen; die Strafe selbst in der Form von Krankheit und Tod des Sünders trat in der Regel augenblicklich ein. Die Geschichte der Moden war in Wirklichkeit der Schlüssel zum Gesundheitszustande, zu der abwechselnden Reihenfolge der Krankheiten.

Bei einem Verhältnisse, das der Gegenwart so unverständlich und unwahrscheinlich vorkommt wie dieses, erfordert es die Vorsicht, nur Zeugen allerersten Ranges zu vernehmen. Peter Palladius, der Bischof von Seeland, spricht sich im Jahre 1556 folgendermaßen aus:

„Jeder kann zurückschauen auf diese letzten hundert Jahre, was für Strafen da über Dänemark gekommen sind infolge der liederlichen Tracht, des Benehmens und der schlechten Sitten. Exemplum: Fürs erste, einige Jahre, ehe ich geboren wurde, als man da, wie ich in Wahrheit erkundet habe, in unser Land gegen die ehrliche Landestracht Kleider und liederliche Sitten aus Welschland eingeführt, da kam sogleich als Folge davon der „welsche Schorf", der damals sehr verbreitet war, und bei dem man jetzt zu fluchen pflegt .... Nun, die Kleidertracht ist wohl schon seit langem fort und abgelegt, darum ist auch die Krankheit verschwunden, jedoch seit Menschengedenken mit einem solchen Fluche in Erinnerung."

„Zum zweiten, als die hispanischen Sitten und Kleider in das Land einzogen mit der Liederlichkeit, welche ihnen folgte, da kam auch davon der hispanische Ausschlag in das Land, der auch eine grausige Strafe Gottes ist und gemildert worden ist durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit wie die andere vor dieser."

„Zum dritten, zur Zeit als die französischen liederlichen Manieren und Possen mit ihren Kleidern und Sitten hier

ins Land eingeführt wurden, da kamen davon die Pocken mit ins Land hinein und sitzen ihm noch hart genug auf. Und das war in meiner Kinderzeit, weswegen man auch allerwegen die öffentlichen Badestuben zerstören mußte, wie die Badestube in meiner Geburtsstadt Ribe. Wenn sie auch seither nie wieder benutzt worden ist, so konnte ich doch in Erfahrung bringen, daß gleichwohl die Stelle ihren alten Namen behalten hat und die Straße desgleichen; man nennt sie Badestubenstraße."

„Zum vierten, vor ungefähr 30 Jahren oder etwas mehr, als Gottes Zorn von England hereinbrach, da kam die englische Schweißkrankheit mit herein und durchraste schnell das Land wie ein verzehrendes Feuer und schlug viele nieder, sowohl die, welche England nie gesehen, wie die, welche solche fremde Sitten einführten."

„Zum fünften, einige Jahre darauf kam die heiße Krankheit aus Schottland um eben solcher Sachen willen, und man sagt, sie ist für Schottland was die kalte Krankheit hier für Dänemark. — Ich will nichts von der aussätzigen Krankheit reden, die von Judä her ausgegangen zu sein scheint, auch nicht vom Krebs, von der fallenden Sucht, ebenso nicht von dem Sturz oder Schlag, der einen trifft und allgemein Popelsi heißt. Von denen ist gewißlich ein jedes aus seinem Winkel in die Welt um ihrer Sünde und Bosheit willen gekommen. Das kann man an Island, den Faröer und den andern Inseln draußen erkennen, wo Fremde nicht so gewöhnlich hinkommen, um hinterher neue Kleider und neue Sitten bei ihnen einzuführen. Darum preisen und danken sie Gott, daß sie ihr ganzes Leben hindurch kaum von neuen Krankheiten zu sagen wissen, bis sie alte abgelebte Männer sind. Und von solchem hat man auch im goldenen Zeitalter vor der Sündflut nichts gewußt."

Über die allerneueste Mode, die „Pluderhosen" sprechen sich endlich sowohl Bischof Palladius wie der brandenburgische Bischof Musculus, dessen Schrift er ins Dänische übersetzte, in den heftigsten Ausdrücken aus. „Man erzählt als wahr, wenn ich es auch nicht selbst gesehen habe, daß in diesem Jahr der Sohn eines mächtigen Mannes, den ich um seiner Würdigkeit und seiner Vortrefflichkeit willen nicht zu nennen wage, sich auf solche Pluderhosen drei Puffen hat machen lassen, so daß ich sehr erstaunt darüber bin, daß die Erde einen solch übermütigen und gottlosen Menschen nicht verschlungen hat. . . Ich fürchte, die zeitliche Strafe ist allzu gering; Gott wird es mit der ewigen Strafe des Gerichtstages heimsuchen wollen." (Den lappede og forkludede Hosedieffel. 1566. Bl. B 3 und D 4—E.)

Konnte der Bischof von Seeland so sicher Bescheid über die Ursache der Krankheit geben, so ist es kein Wunder, daß seine Erklärung schnell die allgemein angenommene wurde. In einem dänischen Lesebuch, genannt der „Kinder-Spiegel", drückt Rektor Niels Bredal den Gedanken folgendermaßen in Versen aus:

Als Dänemarks Volk trug Engländertracht,
Hat das uns den „englischen Schweiß" gebracht.
In französische Kleider steckt dann man den Leib —
„Französische Pocken" bei Mann und bei Weib.
Die neue Tracht ihre Seuche stets findet,
So ist es als zeitliche Strafe verkündet. (1568. 4. S. 23.)

Man sollte glauben, daß leicht faßliche und zuverlässige Erklärungen wie diese hätten ausreichend sein müssen, um den Wechsel der Mode und damit auch den Zug der wechselnden Krankheiten durch das Land zum Stehen zu bringen. Aber nein. Dieser Ausfall zeigte am besten, wie grundverdorben die menschliche Natur war, und wie triftiger Grund vorhanden war, diese ausgeputzten Erbsünder niederzuschlagen.

Die Folgezeit, welche einen freieren Überblick hat, hat einen Einblick hierein leichter als die damalige Zeit selbst. Denn sie wurde es nicht gewahr, daß gerade die, welche am besten hätten Bescheid wissen müssen, am greulichsten in der Sünde beharrten. Folgte der Bischof von Seeland nicht selbst der Mode, mochte es nun die letzte oder die vorletzte sein? Waren die Priester nicht genau ebenso flink wie irgend ein anderer Stand dabei die modernen Halskrausen anzulegen? Und war es nicht Christian IV. selbst, der in Sachen der neuen Mode bewußt den Ton angab vom Haarzopf und dem überfallenden Kragen an bis zu den breitschäftigen Stiefeln.

Mit diesem Hintergedanken bekommen die Warnungen jener Zeit gleichsam einen doppelten Boden, und der Eindruck wächst ins Unheimliche. Mit Schrecken bemerken wir die Halskrause an Pastor Sthens eigenem Halse, während er an der Bahre Frau Mette Ulfstands auf die Versammelten losdonnert: „Quotidie crescunt peccata, das heißt, die Sünde wächst und vermehrt sich jeden Tag. Wie wir sehen können an der Hoffart des giftigen Teufels in den Kleidern, wie das Volk sie selbst damit verunstaltet, mit den bläulichen Krausen und Kragen um den Hals, was eine Vorbedeutung ist für die blaue Flamme der Hölle. Summa, allerhand Sünden gewinnen die Oberhand." (H. C. Sthen, Ligpr. om Mette Ulfstand. Köbenhavn 1602. 8. Bl. D. 8.)

Und man denkt unwillkürlich an die Kopfbedeckung des Königs und der Höchstgelehrten, wenn man folgenden furchterfüllten Brief Christians IV. an den Bischof von Seeland und die theologische Fakultät liest: „Wisset, daß demgemäß ganz und gar kein Zweifel ist, daß Gott der Allmächtigste höchlich erzürnt ist über die große Hoffart, welcher sich die Menschen in dieser Zeit ergeben, besonders mit ihrer Kleidung, mit ihren hohen Spitzhüten und anderer leichtfertiger Kleidertracht, sodaß sogar Gott im Himmel sein besonderes

Mißfallen über so etwas durch wunderliche Geburten und verschiedene Zeichen oft und häufig zu erkennen giebt. So bitten wir Euch und wollen gnädigst, daß Ihr es fleißig von Gottes Wort aus überlegt und uns Eure Ansicht mitteilt, was hierin gottgefällig angeordnet werden könnte." (31. Jan. 1631. Siællandske Tegnelser.)

Auch ein warm empfundener Brief, wie dieser, kann nicht durchschlüpfen: „Sogar in einer solch betrüblichen Zeit (dreißigjähriger Krieg) sieht man keine Anzeichen von Pönitenz bei unserem Volke, sondern neue Moden und hoffärtige Kleidertracht sind in vollem Schwange. Ach Gott erbarme sich hierüber! Die Geburten des Mutterleibes zusammen mit den anderen großen Stadt- und Landplagen bezeugen, daß der Gestank solcher Hoffart Gott höchlich mißfällt. Man hatte solch gute Hoffnung, daß solche Leichtfertigkeit auf allen unseren Kanzeln und in den Beichtstühlen verboten werden würde, aber man hörte auch nicht ein Wort hierüber" (Molbech, Nordisk Tidsskr. III 420). Einen Leser von heute rührt das nicht, daß ein Geistlicher in Kopenhagen sich durch solchen Eifer seinem vorgesetzten Kanzler empfahl. Man ermißt erst die Tiefe der Sünde, wenn man sich selbst fragt: Hat sich denn wirklich dieser geistliche Weherufer, als kurz darauf die Perrücken modern wurden, selbst von solcher Hoffart fern gehalten? oder bestieg nicht auch er die Kanzel und sprach im Beichtstuhl gegen die Verderbnis der Zeit — mit der Perrücke auf dem Kopfe?

Aber schwindet bei dieser Doppelbeleuchtung die Glorie von den leitenden Persönlichkeiten jener Zeit, so verteilt sich auf einem anderen wesentlichen Punkte Licht und Schatten anders, als es jene Zeit gedacht. Während man sich diesen gegen sich selbst so nachsichtigen Moralpredigern gegenüber der Worte erinnert: Der Diener, der seines Herren Willen kennt, aber nicht danach handelt, soll scharf gezüchtigt werden,

so lernt man andrerseits die Langmut bewundern, mit welcher jene Generationen behandelt wurden, die Schonung, mit welcher die Krankheiten, die Folgen und Strafen der Moden, nur in beschränktem Maße ihre Wirksamkeit ausüben durften. Denn Langmut muß es wahrhaftig genannt werden, daß, obschon der Bischof von Seeland bereits 1556 so gut darüber Bescheid gewußt hatte, welchen Sinn die Krankheiten hatten, und jedes Kind in Dänemark es seit 1568 in Versen ausdrücken konnte, obschon der Weltuntergang 1580 vielleicht aufgegeben war und das Ferkel von Oslo am 7. Juli 1581 vor lauter tauben Ohren gesprochen hatte — Langmut muß es genannt werden, daß trotzdem nicht dieses ganze entartete Geschlecht mit Krankheit geschlagen wurde, so daß es diesen Sinn hätte merken können, sondern daß anstatt dessen weiter die alte milde Behandlungsart mit bloßen Mißgeburten als Warnung und Zeichen angewendet wurde. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es nahezu rührend das Buch des Geistlichen Hans Nielsen (1625) zu lesen: „Ein betrübendes Spektakel und Wunderzeichen hat man jetzt neuerdings gesehen an einem neugeborenen kleinen Mädchen in Mörköie im Sokkelundschen Bezirk im Kirchspiel Gladsaxe, ein klägliches Schauspiel für alle die, welche widerspänstig gegen Gottes ernsthafte Drohung hartnäckig festhalten an ihren neuen Manieren, an den hohen Spitzhüten und an der Ärgernis erregenden Kleidertracht.“ Das kleine Ding hatte „hinten auf dem Kopf einen hohen breiten runden Fleischwulst, der sich nach oben etwas zuspitzte nach dem Muster jener gewirkten Hauben, wie sie jetzt vom weiblichen Geschlecht, adlig und bürgerlich, arm und reich, getragen werden, ohne jedes Bedenken in mutwilligem Trotz gegen viele solche Anzeichen von Gottes Zorn und gegen die täglichen Ermahnungen.“ Was die kleine Mißgeburt hat ausrichten können, war leider nur gering. Viel mehr darf man auch ihrer Leidensgefährtin

nicht zuschreiben, die am 25. August 1628 nach Nakskov gesandt wurde, und über welche ebenso ein Buch herauskam, um einigermaßen die Wirkung zu verbreiten und zu verstärken. Dieser kleine Sendbote, vermutlich ein Bube, hatte als Sündenzeichen einen „Schenkel, der ganz von dickem Fleisch überwuchert war, so daß er den großen weißen Hosen ähnlich war; die Beine waren gleichsam die Stiefel mit großen aufgekrämpten Stulpen." —

Offen gesagt, die Zeit hatte eine ernsthaftere Behandlungsart nötig. Der Einfall der Kaiserlichen in Nordjütland während des dreißigjährigen Krieges veranlaßte auch das Konsistorium, die Studenten der Kopenhagener Universität vor den neuen Moden zu warnen, die umständlich beschrieben werden — es ist übrigens ungewiß, mit welchem Erfolge. Es gehörten schon die verzweifelten Verhältnisse während der Belagerung von Kopenhagen (1658—59) dazu, um die Bevölkerung so weit zu bringen, daß sie die „gezupften Mützen" ablegte (Hiörrings Leyerspolitie B. 3).

Die Krankheit war also nach der Anschauung des 16. Jahrhunderts Gottes Strafe für die Sünde, besonders die neuen Moden. Ordnungsgemäß konnte die Krankheit nur dadurch abgewendet oder geheilt werden, daß man die neuen Moden ablegte. Aber das that man ja nicht. Da war nur ein Ausweg übrig: die Krankheit wegzubeten. Dieses Mittel wurde mit größtem Nachdruck sowohl im 16. als im 17. Jahrhundert angewandt. Schon Christian III. begann hiermit, und allmählich wurde die Abhaltung von drei auf einander folgenden Bettagen, mit Vorliebe zu Anfang Februar, zu einer so häufig wiederkehrenden Maßregel, daß man sie nahezu als einen feststehenden Brauch bezeichnen kann. Die hiermit verbundene Absicht wurde natürlich etwas verschieden angegeben: „auf daß der allmächtige Gott gnädig seinen Zorn und seine Strafe abwenden möge;" „da der all-

mächtige Gott uns und unsere Lande gnädigst mit seiner Zuchtrute und Strafe heimgesucht hat, einige Jahre lang mit Teuerung und im gegenwärtigen Jahre mit Pestilenz und anderen heftigen gefährlichen Seuchen, so haben wir der Not gehorchend überlegt. . ." „Da der allmächtige Gott uns und unsere Reiche heimgesucht hat, indem er den großmächtigsten König Friedrich II. in seines ewigen Reiches Herrlichkeit abberufen hat, und da er uns durch dieses unerhörte und ungewöhnliche Unwetter, wie es von da an bis auf diesen Tag angedauert hat, daran errinnert, daß Krankheit, Hunger und Teuerung, wie sie solchem Unwetter zu folgen pflegen, und was noch schlimmer ist, zu erwarten wäre, wenn nicht seine göttliche gerechte Strafe durch ernsthaftes christliches Beten vorbeugt und gewandt wird, so haben wir u. s. w."

Ursprünglich hatte man damit angefangen einen einzigen Bettag in der Woche abzuhalten, am liebsten Mittwoch oder Freitag, wenigstens in den Handelsorten. Aber dieser Brauch verschwand vor dem kräftigeren Mittel, alle Gebete im ganzen Lande an drei auf einander folgenden Tagen zu sammeln und so durch ein gesammeltes Auftreten des ganzen Volkes die Aufmerksamkeit Gottes und, wenn möglich, die Erhörung des Gebetes auf sich zu ziehen. Aber hierzu gehörte selbstverständlich, daß alle dabei sein mußten. Es wurde darum Allem und Jedem, adlig und unadlig, auferlegt an den Bettagen in der Kirche sich zu versammeln, „wird einer hierin säumig befunden, so wollen wir ihn strafen lassen, wie es erforderlich." Aber ebensowenig ging es an, daß diese drei Tage zu großen Volksfesten würden, an welchen man ja gerade durch die neumodischen Trachten Gottes Zorn auf sich zog. Es wurde darum befohlen, daß man sich versammeln sollte geziemend gekleidet „ohne Pracht." Daß das Sündenbekenntnis, welches an diesen Bettagen abgelegt wurde,

in strengen Zeiten, z. B. im dreißigjährigen Kriege, besonders streng ausfiel, war ganz natürlich. (H. Rördam, Danske Kirkelove. „Bededage").

Mit diesen Bettagen waren die Heilmittel der theologischen Erklärung in Wirklichkeit erschöpft. Wenn die Krankheit in jedem einzelnen Falle eine Äußerung von Gottes direktem Eingreifen war, so gab es ja überhaupt kein anderes Mittel als Gebet, kräftiges Massengebet, um ihre Widerrufung herbeizuführen. Daß dies aber auch ein wirksames Mittel war, dafür hatte man viele Beweise. Einer der augenfälligsten war der Fall, welcher Christian III. selbst begegnet war: „Er lag tötlich krank in Lund, aber Gott verlängerte, wie bekannt, sein Leben um viele Jahre um seiner und seiner Unterthanen Gebete willen." (Chr. III s. Hist. II. 488). Oder der Vogt auf Bergenhus (1576), der krank war, „wie ein unvernünftiges Tier lebte, verzweifeln wollte und einen ganzen Winter auf dem Schlosse in Bergen saß und von Gott nichts hören und wissen wollte; bis er endlich vermittelst des allgemeinen Kirchengebets für ihn in allen Kirchen sich wieder erholte." (Norsk Magas. II. 33). Jede andere Behandlungsweise einer Krankheit war dagegen, selbst wenn sie sich noch so nahe an kirchliche Formen hielt, streng genommen Zweifel und Sünde. Es mußte darum gebilligt werden, daß man z. B. gegen den auf Fünen verbreiteten Gebrauch, Augenschwäche und Ohrensausen durch geweihten Abendmahlswein zu heilen, einschritt. (Suhms Samlinger II. 2, 145).

Aber selbstverständlich nahmen doch viele zur Anwendung von vermeintlichen Heilmitteln ihre Zuflucht d. h. von Mitteln, welche durch ihre eigene Kraft, unabhängig von Gebet, sollten wirken können. Einen naiven Ausdruck hat die Zwiespältigkeit des zu Grunde liegenden Gedankenganges in einer Leichenrede auf Christian III. gefunden; gehalten wurde

sie von dem königlichen Leibarzte Jakob Bording, der nach der damaligen Sitte zugleich Theologe war. Er sagt: „Aber obschon König Hiskias nicht an Gottes Ratschluß zweifelte, daß er länger leben sollte, so verwarf er doch nicht den Rat der Ärzte, sondern ließ ein Feigenpflaster bereiten, um das Geschwür, von dem er geplagt war, abschwellen zu machen."

In diesen Worten stoßen unbewußt aber doch deutlich zwei verschiedene Naturauffassungen aufeinander, die des Theologen und die des Arztes. Welche die stärkere war, geht aus den unmittelbar folgenden Worten hervor: „Auch das trug zu der großen Glückseligkeit und besonderen Berühmtheit des Königs Hiskias bei, daß um seinetwillen die Sonne in ihrem Gange zurückgehalten wurde u. s. w." (Christian den Tredios Hist. II. 423).

Wir haben hier einen Hauptgrund für die Stärke der theologischen Krankheitserklärung: es fehlte am Gegengewicht einer Auffassung von der Natur als einem gesetzmäßigen Ganzen. Im Keime war eine solche wohl vorhanden im Glauben an die Macht der Sterne; aber bei den allermeisten machte sich dieser Glaube nur blitzartig geltend, um schnell wieder von dem altmodischen kirchlichen abgelöst zu werden, nach welchem die Natur an sich ein Nichts war, nur durch Gottes wiederholtes schöpferisches Werde beständig erhalten. Die Gegenwart, welche gewohnt ist in der Natur etwas Zusammenhängendes, durch Ursache und Wirkung an einander gekettetes zu sehen, hat es schwer sich bei erwachsenen gebildeten Menschen einen Gedankengang vorzustellen, nach welchem alles, was rings um einen herum vorgeht, nur eine Summe von losen, zu Lehrzwecken vorgezeigten Bildern sein soll. Und doch dachten es sich damals die meisten so. Ein paar Beispiele werden dies vielleicht anschaulich machen können. Eine gründliche und vortrefflich geschriebene Dar-

stellung des nordischen siebenjährigen Krieges wird z. B. folgendermaßen eingeleitet:

„Während dieses vorfiel (der unerwartete Beginn des Krieges), bezeugte Gott deutlich vom Himmel mit vielen und verschiedenen Zeichen, daß eine solche Vergewaltigung ihm nicht behagte, und daß seine gerechte Zuchtrute und Strafe diesen Ländern drohten, wenn sie nicht mit Reue und Poenitenz das abwendeten. Man sah oft am Abend und in der Nacht in den Wolken glühende Kriegsheere sich in ihrer vollen Schlachtordnung zusammenziehen; in Kopenhagen schlugen Blitz und Donner (!) in den Altar und das Altarblatt der St. Nikolai Kirche ein; man hörte auch viele ungeborene Kinder im Mutterleibe weinen; an vielem anderen, was der gemeine Mann gering achtete, sah man, daß der Herr Anlaß hatte sie heimzusuchen mit Krieg zu Lande und zu Wasser." (Resen, Fr. II s. Krönike S. 85).

Hier konnte man noch annehmen, daß die Bedeutung der Sache den Glauben an ein Eingreifen Gottes hervorgerufen habe. Aber auch dieser Erklärungsgrund fehlt bei den folgenden merkwürdigen Begebenheiten in Norwegen und Dänemark vom Frühjahr 1570: „Am 30. April krochen Amund Laurensons Küchlein aus der Schale. Am 3. und 4. Mai schrieb Amund Laurenson an mich nach Bergen, daß eines von seinen Küchlein in diesen beiden Tagen krähte ganz wie ein alter Hahn, den ganzen dritten Tag lang und den vierten, doch nicht so oft wie am dritten, und daß die Bauern Feuer vom Himmel ins Meer fallen sahen." (Norske Magasin 1, 374). — „1570 wurde hier in Seeland auf dem Felde viel Wasser in Blut verwandelt, in welches wahrhaftig diese Feder getaucht war, und sie erhielt eben diese Farbe, welche man hier sehen kann." „Am 17. Juni wurde in Dr. Rasmus' Haus Lammfleisch, das gesotten war, in Blut verwandelt. Am 20. Juni wurde ganz ebenso Ochsenbraten

zu Blut, was der Hofmeister und der Kanzler mit mehreren anderen vom Adel und den Hochgelehrten ansahen. Ganz ebenso ging es auch gleich darauf mit Grütze." (Suhms Samlinger I 2, 165 und II 3, 4). Vielleicht giebt keine Scene ein besseres Bild von der damaligen Naturauffassung als diese verwandelte Grütze in der Küche von Dr. Erasmus Laetus, wo alle bekannten Männer der Zeit sich versammelten um das Wunder zu schauen: Peder Oxe, Niels Kaas u. s. w., während der größte Theologe der Zeit, Niels Hemmingsen, augenblicklich in einem lateinischen Gedichte auslegte, welche Warnung Gottes in der Grütze enthalten wäre (Rördam, Univ. Hist. II 674).

Der Glaube an Gott als an die nächste und einzige Quelle der Krankheit kann eine doppelte Wirkung haben. Er kann den Unternehmungsgeist lahm und schlaff machen, die Vorsicht und den Eifer in der Anwendung von Präventivmitteln untergraben. Aber umgekehrt kann er auch den Kranken mit der Kraft der Geduld und der Ergebenheit ausrüsten in einem Grade, der sich auf anderem Wege nicht erreichen läßt. Spuren der erschlaffenden Wirkung können, wie es scheint, im 16. Jahrhundert öfter nachgewiesen werden, Spuren der stärkenden dagegen seltener. Vielleicht kommt dies daher, daß sich solches leicht dem Blicke eines späteren Forschers entzieht. Wenn auch ein Abglanz des tiefsten im Menschen, so vermögen solche Lichtspuren doch selten einer Zeit ihr Gepräge zu geben, vielmehr verbleiben sie oft nur in ihrem Verstecke bei Einzelnen. Aber hierzu kommt doch gleichzeitig, daß das 16. Jahrhundert auch kaum einer solchen Ergebenheit in Gottes Willen geneigt war. Man betrachtete die Krankheit nur als eine Strafe für Sünden, nicht als eine erziehliche Prüfung. Nur im Glauben, in der Rechtgläubigkeit sah man die Verbindung mit Gott. Die Geduld mit ihrem demüthigen Verständnisse und

dem Verwandtschaftsgefühle war Vermessenheit, eine Satanslüge wie jedes andere Verdienst durch die jetzt abgeschafften „guten Werke".

„Ihr Bewohner von Norwegen! habet das vor Augen! Jeden Tag seht ihr, wenn ihr aus euren Häusern geht, die hohen, nackten und unfruchtbaren Klippen; aber so hat sie Gott nicht im Anfange geschaffen. Da war die ganze Welt schön, grün und eben, geschmückt mit Wald, Laub und Gras. Aber als später die Sündflut kam, da zerstörte sie diese Gegend in ungeheurem Maße, und dadurch ward das Land so zerklüftet und abgespült, wie es jetzt ist." (Norske Magasin II 46).

Ja, so verhielt es sich. „Das goldene Zeitalter, das vor der Sündflut war", war jetzt um. Damals hatten alle, Menschen sowohl wie Tiere, nur von Pflanzenkost gelebt. Damals gab es keinen Unterschied zwischen reinen und unreinen Tieren; vom Menschen bis hinab zur Mücke und zum Floh waren alle Vegetarianer. Erst als die Wasser der Sündflut trockneten und ein neues, gröberes Geschlecht aufwachsen sollte, gab Gott die Erlaubnis Fleisch zu verzehren, dem Menschen das der Tiere, aber nicht umgekehrt, wiewohl dies jetzt oft geschieht.

Solches stand sowohl zu lesen im ersten Buche Mosis (Kap. 1 u. 9), als auch stimmte es wohl zu dem, was Griechen und Römer über ein ursprüngliches goldenes Zeitalter berichteten. Aber was gab es für einen Grund zu diesem fürchterlichen Fall? — Die Sünde. — Und wer war wieder schuld an der Sünde? Wer rief den Sündenfall hervor? — Der Teufel, der Mörder, der Böse. — Ob man sich nun mit der kirchlichen Lehre das ganze Verderben als sofort

mit dem Falle Adams und Evas eingetreten dachte, oder ob man jene Stellen der Genesis mit den griechisch-römischen Schriftstellern in Einklang brachte und sich den Fall der Menschheit in zwei Absätzen geschehen dachte — zuerst aus dem Paradiese, dann durch die Sündflut aus dem goldenen Zeitalter — das Eine und Entscheidende stand fest: Die Sünde war es, welche an allem Unglück schuld war, und schuld an der Sünde war wiederum der Teufel, der Fürst dieser Welt.

War dies aber die rechte Erklärung, so konnte es ja auch keinen Zweifel daran geben, daß der Teufel schuld war an aller Krankheit. Er wurde ja in der heiligen Schrift der Mörder genannt, weil er die Ursache war, daß der Tod in die Welt kam. Aber dieser selbe von ihm hervorgerufene Tod mußte auch der Grund zu seinen abgeschwächten Formen, den Krankheiten, sein. Und dies stimmte gut mit dem neuen Testament. Der größte Teil der dort erwähnten Krankheiten war ja gerade Werk des Teufels in der einfachsten Form von Teufelsbesessenheit.

Mit dieser Erklärung von Krankheit und Tod, die ja leider ebenso bibelfest wie wahrscheinlich, ja selbsteinleuchtend war, wurde zwischen jedem menschlichen Auge und dem Leben ein schwarzer Vorhang aufgezogen. Je mehr man hinsah und grübelte, um so klarer wurde es, daß alles schwarz war. Diese Welt, das will sagen alles unter dem Himmel: die Erde und der fürchterliche Keller darunter, die Hölle, gehörte dem Teufel. Selbst Gottes Sohn war ja, als er vom Himmelreich herniederstieg, vom Teufel hinaus in die Wüste geführt worden, bald an einen Abgrund, bald auf einen hohen Berg mit weiter Aussicht, und schließlich hatte er selbst sterben müssen, obgleich er ohne Sünde war. Denn die Welt gehörte dem Satan. Allerwegen wimmelte es von kleinen Teufeln in Billionen und aber Billionen, Krankheit

und Tod waren wie Ameisenkriebeln der deutliche Ausdruck dafür, daß jeder angesteckt, besessen, in des Feindes Gewalt war.

Diese zweite Erklärung des 16. Jahrhunderts für die Natur der Krankheit: die Krankheit stammt vom Teufel, war auf diese Weise ebenso fest begründet wie die erste: die Krankheit stammt von Gott. Obschon einander strikt entgegengesetzt, machten sie beide die zwei Seiten desselben Blattes aus, die Vorderseite und die Kehrseite. Den Glauben an den Teufel einseitig festzuhalten, das mußte indessen notwendig zum Wahnwitz führen. Ein für alle mal bei Gott allein Trost zu suchen und auf seine Liebe und Allmacht zu zählen, daß ließ sich auch nicht durchführen. Denn Gott war zuerst und zumeist auf die Menschen erzürnt; und allmächtig im weitesten Sinne des Wortes war er nicht. In dieser Welt teilte er jedenfalls die Macht mit dem Fürsten dieser Welt, mit dem Satan. Dagegen gab es nichts anderes als einen Akkord einzugehen, als abwechselnd entweder Gott oder dem Teufel die Schuld an Krankheit und Tod beizumessen. Jeder rechtlich denkende Mensch, das will heißen alle mit Ausnahme von denen, welche sich geradezu dem Teufel verschrieben hatten, mußte suchen sich durch das Leben zu lavieren. Wenn man nicht auf der göttlichen Küste in den Hafen einlaufen konnte, so mußte man suchen sich inmitten der Strömung zu halten, um mindestens einer Strandung auf der des Teufels zu entgehen.

Diese Unsicherheit in der Grundvoraussetzung warf eine wunderliche Unklarheit über die Auffassung der ganzen Zeit. Während man in dem einen Augenblicke Gott für die einzige Ursache von Krankheit und Tod erklärte, zweifelte im nächsten doch niemand an der Macht des Satans, sie gleichfalls zu handhaben. Abwechselnd war nach denselben Männern Gott im stande und außer stande, die Plagen des Satans in

dieser Welt zu heilen. Dieselben obrigkeitlichen Personen verfolgten den Teufel und seine Anhänger mit Brand und Scheiterhaufen und nahmen doch in Krankheitsfällen selbst zu gelinde gesagt zweifelhaften Mitteln ihre Zuflucht. Die Aussichten eines beliebten Arztes schwankten zwischen Ehre und Wohlstand und dem Tode auf dem Scheiterhaufen.

Selbstverständlich herrschte die größte Neigung, dem Teufel alle plötzlichen Formen von Krankheit und Tod zuzuschreiben. „Am 29. Mai 1567 fiel Jörgen Fyrböder vom Frauenturm in Kopenhagen, durch Zauberei verblendet." (Suhms Saml. II 3, 3). Als jener oben erwähnte Vogt auf Bergenhus sich infolge der Fürbitte des Volkes wieder erholte, „mußte sein Diener, von dem er viel hielt, und den er allein um sich leiden konnte, den Spaß bezahlen. Als er am heiligen Dreikönigsabend zu Bett gehen wollte, ergriff ihn der Teufel, stieß ihn aus dem kleinen Fenster eines Turmes und warf ihn aus dieser Höhe herunter auf den harten Platz, so daß man seine versprengten Stücke zusammensuchen mußte." (Norske Mag. II 33—34). „Am 23. Mai 1615 gingen unter der Schiffer Jakob Rubbertsön mit seiner Frau und einer Menge von Leuten, Bürgern, Gesellen und sechs Schiffern, als sie zur See von Bergen nach Holland gehen sollten. Eine Hexe, Mary Geith, hatte ein anderes Weib gekauft, das anzurichten. Dafür wurden Mary Geith und eine andere Hexe verbrannt. Aber dem Weibe, das Mary Geith gekauft hatte, der drehte in der Johannisnacht der Teufel im Gefängnis den Hals um (Norske Mag. II 182).

Der Teufel besorgte Geschäfte aller Art von Mord, langwierigem Krankenlager, Totgeburt an bis herunter zu Arm- und Beinbruch, schlimmen Fingern und bloßem Bauchkneipen. Eine Unzahl solcher Fälle lassen sich durch Zeugen feststellen. Um nur ein paar bezeichnende Begebenheiten aus

Dänemark zu nennen, so wurde Herr Iver Krabbe 1561 auf das Ersuchen zweier Weibsleute vom Teufel geholt. Als die Obrigkeit sie später über einem gelinden Feuer auf die Folter spannte und sie um weitere Aufklärungen ersuchte, teilten sie, „da sie sich wieder vom Teufel zu Gott gekehrt und das Sakrament genommen hatten und wußten, daß es jetzt das ewige Leben oder Verdammnis gälte", als ganz sicher mit, daß zwei Knechte, Peder Knudsen und Peder Jensen, sie dazu getrieben hätten. Diese wurden dann als ebenso schuldig am Tode des seligen Iver Krabbe verurteilt. — 1580 wurde Didrik Blomes Ehefrau behext, so daß sie daran starb. Die fünf Weiber, welche nach ihrer Aussage sie umbrachten, wurden glücklicherweise alle ergriffen und verbrannt. — 1588 starb Frau Anna Ahlefeldt, verheiratet mit Asmus Ahlefeldt zu Nör. Sie war lange Zeit behext gewesen, so daß sie nicht aus dem Bett aufstehen konnte, wiewohl sie jedes Jahr ein Kind gebar; aber in diesem Jahre „wurde sie endlich mit Gottes Erlaubnis ganz von denen umgebracht, die sie behext hatten." Die schuldigen Hexen wurden alle verbrannt. (Klevenfeldt, Optegn. t. holst. Adel). Umgekehrt ging es Frau Anna Bille, die mit Eiler Brokkenhus zu Nakkebölle verheiratet war. Auch sie war behext, so daß sie fünfzehnmal tote Kinder gebar. Aber 1597 kamen sie und ihr Mann hinter die Hexen und setzten es durch, daß alle die unadligen unter diesen verbrannt wurden, worauf sie selbst wieder zur Gesundheit kam. (Nye danske Mag I). Von bekannten dänischen Männern und Frauen im 16. Jahrhundert waren Axel Viffert, Frau Magarethe Valkendorf und Frau Anna Hardenberg, Johann Ruds Ehefrau, alle eine Zeit lang lebensgefährlich behext, die letzte gewiß von Frau Karen Gyldenstjerne auf Boller.

Als Beispiel für Massenmord von seiten des Teufels kann man den Untergang der ganzen dänischen Flotte mit

tausenden von Leuten in der Nacht des 29. Juli 1566 bei Gotland anführen. Die äußere Veranlassung war ganz gewiß der Sturm. Aber an dem war wieder der Teufel schuld, den ein paar Hexen hierzu bewogen hatten und nicht einmal um ihrer selbst willen, sondern aus einem ganz elenden Grunde: eine Wirtsfrau in Kopenhagen hatte sie nämlich dafür bezahlt, einen an Bord befindlichen Kapitän aus der Welt zu schaffen, so daß sie all das Gut, das er ihr zur Aufbewahrung gegeben, behalten könnte. Die Hexen wurden natürlicherweise alle verbrannt. (Resen, Fred. II 126).

Unter solchen Verhältnissen nahmen die Berichte über den Verlauf einer Krankheit eine ganz andere Form an als heutzutage. Die oben erwähnte Frau Anna Hardenberg hat eine wunderlich gemischte Formel hinterlassen, die zu gleicher Zeit Gebet an Gott ist, Drohung gegen die Menschen und Weheruf über die Nachstellungen des Teufels, abwechselnd mit roter und schwarzer Tinte geschrieben zur Zeit ihrer Schwäche, als sie von Frau Karen Gyldenstjerne behext war (V. Simonsen, Hagenskov. S. 53—56). Das deutlichste Beispiel für ein Krankenjournal aus damaliger Zeit ist jedoch vielleicht das folgende, das ihre Schwester betrifft und wortgetreu folgendermaßen lautet:

„Frau Mette Hardenberg, Reichsrat Präben Gyldenstjernes Ehefrau, wurde im Jahre 1597 vom Teufel sehr belästigt. Der böse Geist verfolgte sie mehr als sechs Wochen. Item hat er sie geschlagen und gezerrt, wenn sie Gottes Namen genannt, so daß ihr Rumpf in blutigem Fleisch saß. Item hat er ihre Median- oder Lungenader getroffen, so daß ihre Arme von Blut vollgelaufen sind, und beinahe wäre sie ihr ganz ausgelaufen. Item hat er ihr einen Stoß in ihr Schienbein gegeben, so daß es noch in den Rippen sitzt und wund ist. Und blieb er stets bei ihr."

„Doch ist Gott ihr zu Hilfe gekommen, so daß es eine

Nacht über sie kam, daß sie aufstehen sollte und nach Vallö gehen und dort in eine Kammer gehen, die Turmkammer geheißen, dort sollte sie erlöst werden. So hat sie am zweiten Tage sich dazu bereit gemacht und ist nach dem vorher erwähnten Vallö gegangen, das drei Meilen von ihrem Hofe lag. Und obgleich viele gute Leute (Adlige) mit ihr fuhren, ist sie doch unter ihnen schlecht und recht vorwärts gegangen; und da der böse Geist ihr folgte, so konnte sie ihn stets auf dem Wege laufen und über Hecken und Bäche hüpfen sehen. Item auf der anderen Seite hat sie einen Engel gesehen, der ihr auf dem Wege folgte."

„Da sie in die Kammer hineingekommen war, hat der böse Geist mündlich mit ihr disputiert, so daß es viele gute Leute hörten, die draußen vor der Thür standen, und sich groß darüber verwunderten; und da sprach sie gegen ihn mit Worten der heiligen Schrift. So hat Gott ihr geholfen. Und der böse Geist ist seither nicht wieder bei ihr. Aber am zweiten Tage ist sie weggezogen, schön gesund und bei Wohlbefinden. Item hat sie den Stock, welchen sie in ihrer Hand hatte, als sie nach Vallö ging, in der Kammer hingelegt und ihn dort liegen gelassen. Dies Vorgenannte bekennt ihr Ehemann und sie selbst, obgleich sie es nicht so gern hat wie er, wenn man darüber spricht, aber er will es nicht verheimlichen, sondern sagt, er will es gedruckt haben" (Nye danske Magazin II 320).

Diese Krankengeschichte ist ein Zeitbild von selten malerischer Wirkung. Klar und einfach wird hier über einen von dem unsrigen weit verschiedenen Gedankengang Rechenschaft abgelegt. Treffend werden eine Reihe kleiner, gerade aus dem Leben gegriffener Züge wiedergegeben: die adligen Verwandten und Freunde, die sie in gespannter Erwartung zu Wagen auf dem Wege begleiten, um zu sehen, ob die Kur glücken wird, und die dann atemlos vor der

Thür stehen und horchen, während sie mit dem Teufel disputiert. Die naive Fröhlichkeit in dem Ausdrucke der Ehegatten: „schön gesund und bei Wohlbefinden" oder vielleicht sogar: „schön, gesund und bei Wohlbefinden". Und die vortreffliche Bezeichnung des Unterschiedes zwischen ihnen: „sie hat es nicht so gern wie er, wenn man davon spricht, aber er sagt, er wolle es gedruckt haben."

Aus vielen Gründen konnte es dem Teufel einfallen, einen Menschen krank zu machen oder ihn zu töten. Oft beruhte so etwas wohl einzig und allein auf Laune. Doch gab es besonders drei Anlässe, welche fast unfehlbar die Anwesenheit und Wirksamkeit des Teufels mit sich brachten. Das waren neue Moden, der Bann und Zauberei.

Den neuen Moden gegenüber war der Teufel beinahe ebenso wachsam wie Gott. Und kein Wunder. Denn er wußte selbstverständlich vortrefflich darüber Bescheid, daß nur wenige Dinge den dreieinigen Gott so ärgern konnten wie neue Façons von Hüten, Kragen und Beinkleidern. Bei näherem Hinsehen war es wohl sogar der Teufel selbst, der sie erfand und den Menschen als neue Ideen einflößte. Aber während Gott stets nur über die neuen Kleidungsstücke erzürnt war — das erste Kleidungsstück war ja auch durch die erste Sünde hervorgerufen —, entfaltete der Teufel gerade in dieser Beziehung oft einen nicht geringen Grad von Humor. Insofern war es eine sowohl feine als drollige Antwort, welche ein Teufel, noch dazu einer von dem untergeordneten Personal, ein Hosenteufel, gab, als ein Geistlicher in Brandenburg gegen die neuen Pluderhosen eiferte. Bischof Muskulus, dessen Schrift Peder Palladius ins Dänische übersetzt hat, beschreibt selbst den Auftritt folgendermaßen: „Mit uns Predigern ist es umb sonst, wir sein diesem teuffel allein zu schwach, wo die Weltliche Obrigkeit nit ihr hand mit an legen, denn es ist ein starcker teuffel, hat

viel hart und verstockt Hoffgesind, er mus mit gewalt angegriffen werden. Der Prediger warnung, dreuung und vermanung schlagt er in wind, oder treibt das gespött daraus, wie dann in diesem jar meiner Predicanten einem widerfaren; da er hart und hefftig auf der Cantzel wieder diese unzüchtige und zuluderte hosen hat gepredigt, hatten im die hosenteuffel zu spot und trotz, des anderen Sontags, solche lumpen hosen gegen dem Predigtstuel uber gehenget." (Vom Hosen-Teuffel. Anno 1555. Eiij).

Selbst wenn die folgende Behandlung etwas grob war, so war sie doch auch gewissermaßen recht gutmütig, besonders wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß nach der allgemeinen Annahme Gott die Leute, welche einer solchen Mode folgten, mit ewiger Verdammnis strafte. Dieses mal war es der Oberste der Teufel selbst, welcher auftrat. Und wieder waren es die fürchterlichen Pluderhosen, um welche es sich handelte, dieses Kleidungsstück, an welchem nach einem Worte des Bischofs Muskulus „nicht allein Gott, die lieben Engel und alle fromme, erbare leuth, sondern auch die Teuffel selber einen eckel und greuel dafür tragen, wie man dann für war und gewis saget, das jetzunder inner kurtz vergangener zeit ein frommer man bei einem Maler eine taffel bestalt, und gebeten, das er im darauf das jüngste gericht ernst und erschrecklich malen und sonderlich die Teuffel greulich machen wölle. Welches der Maler sich beflissen und die Teuffel als auffs greulichst mit solchen pluderichten hosen gemalt, wie sie itz die jungen gesellen tragen, da sei der Teuffel komen und dem Maler einen gewaltigen backenstreich geben und gesagt, er hab jm gewalt gethan, mit unwarheit also gemalet, dann er nit so scheutzlich und greulich sej, als er in mit Luderhossen abcontrafeht hab." (Vom Hosen-Teuffel. B i—ij).

Die Begebenheit muß sich kurz nach 1550 abgespielt haben.

Daß der Teufel indessen auch ernsthaft und geschäftlich mit in diesen neuen Moden steckte, das verstand sich von selbst. „Unsere junge gesellen lassen so kurtze röck und mentel machen, die nit die nestel geschweig dann den latz bedecken, und die hosen so zu ludern lassen, den latz forn also mit hellischen flammen und lumpen unmenschlich und gros machen, die teuffel auff allen seitten lassen also raus gucken, dann allein zum ergernis und böser anreitzung der armen unwissenden und unschuldigen meidlein, welche was sie für gedanken not halben und unwiederstreblich fassen und haben müssen, nachdem du jn also für die augen triteſt, geb ich dir selber zu bedencken, du weist es auch und thust es darumb." (Ebda Ciiij).

Daß Fluchen leicht den Teufel herbeirufen konnte, lag in der Natur der Sache. Wenn seine Macht so groß war, und er immer nur auf eine Gelegenheit lauerte, so mußte es mit der allergrößten Gefahr verbunden sein, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es half nicht im mindesten, wenn man vorsichtig seine Verhaltungsmaßregeln ergriff und ihn hinterher wieder hinausfluchte: Da soll der Teufel — Dich wirklich holen; da lügst du, das Wetter schlage Dich u. s. w. Wenn der Teufel auch nur seinen Namen nennen hörte, so war er sogleich zur Stelle und nahm seinen Sitz in demjenigen, der ihn ausgesprochen hatte. Welch eine ungeheure Gefahr in solchem Zufalle enthalten war, und wie stark man einer solchen ausgesetzt war, z. B. an Bord eines Schiffes, wo viele Leute versammelt waren, das ist leicht zu verstehen. Selbst infolge des geringsten Schwures konnte man im Augenblicke den Teufel an Bord bekommen. An den Außenseiten der Schiffe gab es schon genug. Drängten sich 1589 nicht ein paar kleine Satanasse um die Schiffskiele und hielten allein dadurch die dänische Kriegsflotte auf dem Wege nach Schottland zurück, als sie die Prinzessin als Braut hinüberführen sollte!

Darum war auch alles Fluchen an Bord streng verboten, besonders natürlicherweise auf offener See und zu Kriegszeiten. In den „Schiffsartikeln", welche im ersten Jahre des siebenjährigen Krieges am 20. Juli 1563 für die dänische Flotte ausgestellt wurden, lautet Paragraph 19 folgendermaßen: „Niemand soll den Teufel nennen oder etwas Böses herbeirufen, auch nicht schwören oder fluchen in der Zeit, in welcher das Schiff unter Segel ist. Wer befunden wird solches zu thun, den soll der Scharfrichter bestrafen nach dem Schiffsrechte ohne alle Gnade." (Tegnelser over alle Lande.)

Die nächstliegende Folge des Fluchens war, daß der Teufel in dem Fluchenden selbst seinen Sitz nahm, so daß er auf diese Art „besessen" „teufelsbesessen" wurde. Wie der Bischof von Seeland es ausdrückte: Dadurch, daß man so und soviel Schock mal flucht und betet, kann man befahren den Mund so voll davon zu bekommen, daß man es garnicht mehr gegen seinen Nächsten ausspeien kann, sondern daß es einem aus Augen und Nase herausbricht. Denn ebenso wie der Herr denen nahe ist, die ihn anrufen, so ist auch der Teufel all denen nah, die ihn anrufen. (Danske Magazin III 91.)

Die Probe darauf, ob jemand besessen war, ließ sich verhältnismäßig bequem anstellen. Man ließ den betreffenden „seine Zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser" hersagen. Konnte er das, so war er auch nicht besessen. War er dagegen besessen, so vermochte er dies nicht. „Denn" — wie Peder Palladius sagte — „der Böse kann dies nicht leiden, ja er muß wohl sofort seinen Mund aufreißen bis zu seinen beiden Ohren und seine Augen müssen schließlich davon offen stehen wie brennendes Feuer, und dabei muß er heulen, daß man ihn durch eine ganze Stadt hören kann, wie es dem armen Hans Skram in Farringlöse

bei Ringsted ging, damals, als ich ihn lesen ließ, und damals, als wir alle niederfielen und für ihn beteten."

Schrie der Kranke hierbei auf, so stand es offenbar ziemlich schlimm, und es mußten schärfere Mittel angewendet werden. Der Geistliche mußte über ihm lesen, d. h. wenn der Kranke nicht selbst Gottes Wort herauszubringen vermochte, sollte es der Geistliche an seiner Stelle zu seinen Gunsten thun, und hiermit solange fortfahren, bis es kein Satan länger aushalten konnte das anzuhören, und die Besessenheit aufhörte. Diese Kurmethode, die über alle Maßen oft angewendet worden zu sein scheint, war doch nicht ganz gefahrlos. Sie konnte schon sehr langwierig ausfallen, wenn der Teufel zähe war. Aber häufig entkräftete er zugleich die Wirkung, indem er während des Lesens den Kranken so peinigte, daß sein Geschrei das Wort Gottes ganz übertönte. Endlich fing er nicht selten selbst zu reden an und widersprach dem Geistlichen. Dann wehe diesem, wenn er nicht wieder antworten konnte, oder wenn er z. B. sich wichtig machte, indem er griechische oder sogar hebräische Citate anwendete, ohne der Sprache recht mächtig zu sein. In solchem Falle konnte es seinen Hals kosten.

Am vorsichtigsten war es darum, der gedruckten Anweisung des Bischofs Peder Palladius von 1547 zu folgen und nur die vielen und langen darin angeführten Bibelstellen auf dänisch abzulesen. Die letzte von diesen mußte allein schon durch ihre Unverständlichkeit geeignet erscheinen, es auch mit dem hartnäckigsten Geiste aufnehmen zu können: „Da der Erzengel Michael mit dem Teufel stritt um den Leib Mosis, da wagte er nicht in ihn höhnisch einzudringen; das Urteil sagte: der Herr strafe dich!" Am Schlusse sollte der Geistliche den Exorcismus vorlesen: „Fahr hinaus du böser Geist! u. s. w.", und hiermit war der Kranke für dieses Mal geheilt (Danske Magazin III 92—96).

In ihrer schlimmsten Form aber bethätigte sich die Wirksamkeit des Teufels durch Zauberei. Hierunter wurde die Handlung eines Menschen verstanden, der sich in die Gewalt des Teufels begeben hatte und mit solcher Hilfe imstande war die Naturkräfte zu beherrschen. Die allermeisten Unglücksfälle und unerwarteten Krankheiten schrieben sich gerade von diesem indirekten Eingreifen her, bei welchem die Kraft vom Teufel entliehen war und Richtung und Ziel erhielt, indem sie an den Willen eines bösen Menschen geheftet wurde. Der Teufel versagte nie, wenn seine Anhänger ihn um etwas baten, und diese hatten selbstverständlich eine Masse von Feinden, welchen sie Böses zuzufügen wünschten.

Mit Hilfe einer Unmenge von Aktenstücken ist man imstande in allem Wesentlichen nachweisen zu können, wie solche Krankheiten und Unglücksfälle hervorgerufen wurden. In der Regel war es ausreichend, den bösen Wunsch auszusprechen: Ein Unglück soll dir geschehen! möge dich die schwere Not kriegen! oder ähnliches, und alles Böse fand sich ein, jedoch selten sofort, in der Regel drei Tage, in den meisten Fällen nicht über acht Tage später, als der Wunsch ausgesprochen war. Die Wirkung trat fast immer plötzlich ein, indem der Betreffende hinfiel, sich ein Glied verrenkte, „besinnungslos" wurde, unerwartet starken Schmerz fühlte, oder auf einmal „das Glück" verlor, so daß von nun an alles schlecht ablief. Der Grund dazu, daß die Wirkung so spät eintrat, muß ohne Zweifel in der bösen Absicht gesucht werden zu verbergen, wer die Ursache dazu war. Um so größere Anforderungen wurden so an die Klugheit und den Spürsinn der Obrigkeit gestellt. Diese erwies sich dieser Aufgabe gewachsen. So hatten es Bürgermeister und Rat von Ribe schnellstens besorgt, Gertrud Povls foltern, recken und verbrennen zu lassen, auf den einzigen Beweisgrund hin, daß sie bei einem Taufschmause zu einem Mäd-

chen, das ihr kein Essen geben wollte, gesagt hatte: „Da soll dich noch mal die schwere Not holen!" Wie sehr auch ihr Sohn für sie bat, es half nichts; die Sache selbst war klar genug: Acht Tage darauf hatte nämlich dasselbe Mädchen zum Bader gehen müssen, weil ihr Finger angeschwollen war, und der hatte ihr schließlich ein ganzes Glied von ihm abnehmen müssen. (Grönlund, Hist. Efter. o. Ribe. Hexeri S. 6—10.)

Da die Umsicht der Obrigkeit es gefährlich machte, offen den bösen Wunsch auszusprechen, wählte man oft einen andern Weg und verwünschte heimlich einen Gegenstand, welcher als Überbringer dienen sollte. Das war blos vorsichtiger; irgend eine Verstärkung der Krankheit an Heftigkeit scheint auf diesem Wege weder beabsichtigt noch erreicht zu sein. Als ein Beispiel unter tausenden kann das Verfahren zweier Weiber zu Kornerup bei Roeskilde angeführt werden, als sie den Hofbesitzer Laurits Fynbo ebendaselbst zu behexen wünschten. Sie pflückten ein Kraut und sprachen darüber: „Ich binde dein Herz, Laurits Fynbo, mit diesem Band, deinen Leib und alle deine Glieder und deine Eingeweide, dein Glück und alle deine Wohlfahrt mit diesem Band, so wie der Herr den Teufel band mit den harten Steinwurzeln auf ewige Zeit." Als dann Laurits Fynbo eines Tages allein in seiner Scheune stand, warfen sie von draußen das Kraut über die Scheune in den Hof. Am dritten Tage darauf wurde er auch wirklich krank. (Danske Magazin III, 1, 323.)

Am meisten Zeit erforderte die Aufgabe, ein noch ungeborenes Kind zu behexen. Am sichersten ließ sich das ausführen, wenn man ein Kind aus Wachs bildete, dieses 40 Wochen mit sich herumtrug, es von einem Geistlichen taufen ließ und darauf, wenn möglich, in dem Kirchenstuhl der richtigen Mutter begrub. So etwas schlug fast niemals fehl. Auf diese Weise konnte es erzwungen werden,

daß in derselben Ehe bis zu fünfzehn Kinder hinter einander tot zur Welt kamen. Doch war in diesem Falle auch das Brautbett vorher mit einem Bande gemessen worden, in welches während der Trauung ein Knoten geschlungen war, ferner waren drei stählerne Kreuze und Haare, in Papier gewickelt und mit schwarzem Draht umwunden, am Fußende angebracht worden.

Die Krankheiten, welche durch Zauberei hervorgerufen waren, konnten durch verschiedenartige Mittel wieder geheilt werden. Das einfachste war, daß der Betreffende seinen bösen Wunsch einfach wieder zurücknahm. Jene beiden Weiber von Kornerup stellten Laurits Fynbo auf eine etwas beschwerlichere Art wieder her, indem sie dreimal um eine Quelle herumgingen und gleichzeitig Sprüche hersagten. Aber oft konnte es ja vorkommen, daß derjenige, welcher die Krankheit hervorgerufen hatte, gerade wünschte, daß sie andauerte, während andere mit ähnlichen Mitteln sie zu heben suchten. Hierdurch konnten sehr verwickelte Kämpfe entstehen, bei welchen es darauf ankam, welche Kraft die stärkere war. Gemeinsam war allen heilenden Zaubermitteln, daß sie Gottes Namen als den vermeintlich stärksten anwendeten. Sie segneten, d. h. sie suchten durch Gottes Hilfe die ausgesprochene Verwünschung aufzuheben. Um nur ein Beispiel namhaft zu machen: Karine Plougmands in Skelskör hatte für Zahnreißen folgenden Segen:

Der Pfarrer liest das Wort über den Stein.
Der Wurm frißt den Zahn bis aufs Bein.
Gott und heiliges Wort
Den schlimmen Gast jagt fort
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!
(Edvardsen Friis, Skjelskör S. 350.)

Auf die allerabsonderlichste Art wurden so teuflische und christliche Zauberei mit einander verflochten, und es gab weder

im Zweck noch in der Art und Weise, auf welche man einem vom Teufel mit Krankheit geschlagenen diese wegsprach, einen wesentlichen Unterschied zwischen einer Teufelsbeschwörerin und dem obersten Geistlichen des Landes. Wie weit hinunter dieses Zutrauen zu Gott reichte, kann man an einem kleinen Zuge wie diesem sehen. Eine Hexe, welche sich mit Verzauberung beschäftigt hatte und nach ihrem eigenen Geständnisse an den nächtlichen Gelagen auf Ullemos teil genommen hatte, bei welchen sich alle aus der Gegend, welche die teuflischen Künste verstanden, im Namen der 7000 Teufel versammelten und Satan in Person der Hauptmann war, also ein nach aller Auffassung in Grund und Boden verdorbenes, der Hölle gewisses Weib, dieser Auswurf gab folgendes kindlich naive Bekenntnis ab: „Seit ich ergriffen worden, steht der Böse jede Nacht vor mir ganz wie eine große Katze, seine Augen brennen wie Licht." — „Hast du Furcht vor ihm?" — „Nein; ich mache das Kreuzeszeichen und dann geht er." Eine Hexe, welche das Kreuz schlägt und hierdurch den Teufel vertreibt — ein bezeichnenderer Ausdruck für die Begriffsverwirrung der Zeit ist nicht leicht denkbar.

Kam in solchen Ausbrüchen ein Endchen Gedankenfaden hervor, das sich möglicherweise so hätte greifen und wickeln lassen, daß der Verwirrung ein Ziel gesetzt worden wäre, so sorgten die Geistlichkeit, die Obrigkeit und die öffentliche Meinung dafür, daß so etwas nicht geschehen konnte. Mit verzweifelter Einstimmigkeit wurde festgesetzt, daß hier keine Gnade gelten sollte. Volkstümlich fand das darin seinen Ausdruck, daß Niemand, der behext war, vollständig wieder aufkommen konnte, so lange der, welcher es bewirkt hatte, noch am Leben war. Es ging hiermit ganz so zu wie mit dem Biß eines tollen Hundes. Wurde der Hund nicht getötet, so konnte der Biß, selbst viel später noch, von neuem aufbrechen und den fürchterlichen Tod des Betreffenden be-

wirken. Theologisch lautete der Gedankengang so: Der Teufel ist das größte Böse in der Welt. Die Macht der Obrigkeit ist zu gering, um ihn zu fassen. Aber mit ihm einen Pakt zu schließen, das ist die fürchterlichste von allen Krankheiten, die zeitlichen und ewigen Tod für den Betreffenden selbst und andere mit sich bringt, und dieser Not des Volkes kann und soll die Obrigkeit abhelfen, indem sie schonungslos jeden angegriffenen Fleck ausbrennt. Darum auf den Scheiterhaufen mit jeder Hexe und mit jedem Zauberer!

Diese öffentliche Gesundheitspflege wurde mit der Kraft der Verzweiflung durchgeführt. Die Scheiterhaufen lohten in Dänemark, in Norwegen, in Schweden, über ganz Europa, wenn auch am heftigsten in den Ländern mit neuen Staatskirchen. Welcher Fanatismus brennt nicht in Worten wie den folgenden, und welchen schreckensvollen Zustand malen sie nicht, äußerlich und innerlich, doppelt weil es ein Ehrenmann ist wie Peder Palladius, der sie zu den braven Bauersleuten von ganz Seeland spricht: „Die Hexen erhalten jetzt ihren richtigen Lohn. Jetzt können sie sich nicht länger halten in den hellen Tagen dieses klaren Evangeliums. Jetzt holt sie die schwere Not. Aus der Welt mit ihnen! Es ist doch ihr verdienter Lohn. Vor kurzem verbrannte man ja einen Haufen von ihnen in Malmö, in Kjöge und anderwärts. Und nun hören wir, daß in Malmö wieder ein Haufen von ihnen sitzt, der ergriffen ist und verbrannt werden soll. In Jütland und auf den kleinen Inseln ist man auf der Jagd nach ihnen wie nach Wölfen, so daß neulich 52 Hexen ergriffen und auf Alsen und den andern kleinen herumliegenden Inseln verbrannt worden sind. Die eine verrät die andere, so kommen sie alle heran." (P. Palladius, Visitatsbog S. 94).

Was aber jetzt, drei Jahrhunderte danach, vielleicht den stärksten Eindruck bei dieser teuflischen Feuerkur macht, ist

nicht das Jammern der verzweifelten Opfer, das ja längst verstummt ist, sondern — die Berechtigung der Kur vorausgesetzt — eine ruhige und nüchterne Untersuchung ihrer Anwendung selbst. Für die Gegenwart herrscht nicht der mindeste Zweifel daran, daß diese Ärzte in ihrer Bestimmung des Ganges und der Ausbreitung der Seuche fehl gingen. Beständig wiederholt sich in den Hexenprozessen dasselbe: erst beschwören die Gefangenen ihre Unschuld, dann werden sie auf die Folter gespannt, gemartert, gestehen und werden zum Scheiterhaufen verurteilt. Schließlich werden sie noch einmal „mit Tod und Seligkeit vor den Augen" gemartert und bekennen Mitschuldige zu haben, einer die Bekannten des anderen, oft den Geistlichen der Stadt, die Frau des Bürgermeisters oder eines Ratsherren, nur niemals die eigenen Kinder oder wirklich Liebe; hierauf beginnt eine neue größere Razzia, so weit wie möglich jedoch mit Übergehung der Honoratioren. In der Gegenwart merkt ein jeder sofort, daß man hier auf falscher Fährte geht und nicht den möglichen Ansteckungsweg der wirklichen Krankheit verfolgt, sondern die Spur eines zermarterten, verzweifelten, rachsüchtigen Gedankenganges. Umgekehrt sieht man die gesunde Vernunft in einer schlechten Hülle wie an der Bettlerin Maren Christens in Ribe. Als man anfing, unter ihren Bekannten drauf los zu brennen, suchte sie aus der Stadt zu entkommen. Aber das war Beweis genug. Es wurde festgestellt, daß sie einmal beim Betteln den Inhalt einer Tonne untersucht hatte, indem sie ihren Stock durch den Spund hineinsteckte. In ihrer Unschuld antwortet sie zu ihrer Entschuldigung: „Ja, aber es war das reine Ende des Stockes, das ich hineinsteckte." Sie wird jetzt jedesmal gefoltert und giebt die ganze Stadt von der Frau des Bürgermeisters bis herunter zu ihres gleichen an, ganz nach Belieben und je nachdem sie gefragt wird, aber jedesmal, wenn sie ohne Tortur ge-

fragt wird, ob sie die Wahrheit gesagt hat, antwortete sie: „Nein, ich weiß gar nichts.“ Zuletzt giebt man sie als hoffnungslos auf und verbrennt sie allein. (Grönlund, Ribe Hexeri S. 10—24). Die praktische Entschlossenheit einer derartigen ärztlichen Behandlung gegenüber sieht man in einer Frau in Bergen vertreten (1566), welche das Hausmittel der öffentlichen Gesundheitspflege vorzog. Als sie auf dem Rathause vor Gericht stand, riß ihr der Stadtvogt ihr Kopftuch herunter und entdeckte, daß sie um den Kopf ein Band mit drei Knoten darin trug, was sie augenblicklich zu einer Hexe stempelte. Als sie kurz darauf in das Gefängnis des Rathauses hinabgeführt worden und hier allein geblieben war, erdrosselte sie sich selbst. (Norske Mag. I 315).

Aber außerdem war die Anwendung der Teufelskur sinnlos und in sich selbst unmöglich. Wenn die Benutzung geheimer, abergläubischer Mittel ausreichender Beweis dafür war, daß man vom Teufel angesteckt und reif für den Scheiterhaufen war, so war auch nicht ein Mensch im Lande, der nicht angegriffen gewesen wäre und solche Behandlung verlangt hätte. Gerecht angewandt würde die Kur buchstäblich das Land entvölkert haben. Denn wer konnte sich allein mit den Gnadenmitteln der evangelischen Kirche begnügen? Es war ja auch gar keine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem weltlichen und dem kirchlichen „Besprechen.“ Nach dem Wort des Palladius war jede Hebamme, welche alte katholische Gebräuche anwendete, eine Hexe und verdiente verbrannt zu werden, denn wo sie war, war der Teufel in der Thüre (Visitatsbog 93). Aber Katholicismus und katholischer Aberglaube saßen noch mehr oder minder in jedem fest. Ein paar verstreute Beispiele beleuchten diese Verhältnisse am besten. „Hellig Ludse“, die zu Lund 1546 verbrannt wurde, bekannte, daß „Jep Tordsen (Jakob Sparre) nach

ihr Boten gesandt hatte, als er von zwei Weibsleuten behext war, die er später hat verbrennen lassen. Da kam Hellig Ludse zu ihm und besprach ihn, so daß eine Besserung eintrat. Ebenso mußte sie ihn jedesmal besprechen, wenn er vor dem König angeklagt war, oder wenn er zu Gericht auf den Landesting sollte. Als er einmal zwei Tage in seinem Rehpark gejagt hatte ohne ein Tier zu erlegen, sandte er einen Boten nach ihr, da der Rehpark behext sein mußte. Sie kam dorthin in Bauernkleider vermummt und ging längs des Rehparkes hinunter und schlug auf jeden Zaunpfahl mit einem Zweige und besprach selbige Zaunpfähle. Dann bekam er seitdem jeden Tag zwei Tiere. — All dieses bekannte Hellig Ludse in Gegenwart von Jesper Brockenhus und dem königlichen Hofprediger und mehreren anderen, während sie über Feuer auf die Folter gespannt war." (Dokum. t. Klevenfeldts Stamtavler. Jep Tordsen).

Konnte hier möglicherweise das Schwitzen auch an Jakob Sparre kommen, so war jede derartige Möglichkeit ganz gewiß ausgeschlossen Sigvard Grubbe, dem angesehensten Beamten Christians IV. gegenüber. Und doch war dieser um nichts besser als die anderen. In seinem Tagebuche erzählt er folgendes von einer Reise in Schweden 1618: „Übernachteten wir in Aaby bei dem Geistlichen Herrn Hans. Hier bekam ich einen Pferdearzt zu fassen, der mit ein paar Worten mein Pferd kurierte, das ziemlich lahm geworden war, als wir den Hohlweg passierten." (Danske Mag. IV 5, 51). Oder waren etwa die Geistlichkeit und die Kirche auch nur um ein Haar besser, wenn es z. B. in den amtlichen Berichten eines Geistlichen aus Schonen 1624 über die Kirche in Lille Slogerup heißt: „Im westlichen Giebel sind zwei Blutsteine eingefaßt, zur Hilfe für arme Leute bei grassierendem Blutgang (Ruhrepidemie), wodurch vielen geholfen worden ist" (Suhms Samlinger I 1, 108)? Oder

endlich der König selbst, Christian IV. Waren es nur die Gnadenmittel der Kirche, als er in der Johannisnacht 1639 die St. Helenenquelle aufsuchte? Hierüber heißt es in seinen Aufzeichnungen: „23. Juni zog ich von Frederiksborg zu S. Lenis Quelle. — 24. Juni brauchte ich das Wasser von S. Lenis Quelle; gab ich für die Armen 150 Thaler. Begab ich mich in das Norwegische und segelte hin auf dem Wege nach Neustadt." (Nyt hist. Tidsskr. IV 347).

So war die Feuerkur gegen den Teufel nach der Ansicht der Neuzeit in ihrer Anwendung äußerst mißlich. Erstens ist es deutlich genug, daß die Ärzte über die Wege der Ansteckung im Irrtume waren. Demnächst hätte die Kur nach der Diagnose jener Zeit eigentlich gegen alle angewendet müssen; aber da dies nach der Natur der Sache unmöglich war, herrschten in ihrer Anwendung durchaus Zufall und Willkür. Endlich war der Apparat so unvollkommen eingerichtet, daß der Schuß mit eben so großer Leichtigkeit nach hinten losgehen, zurückschlagen und den treffen konnte, der ihn in Händen hatte. Mit anderen Worten, der Arzt selbst war am ehesten dem Feuertode verfallen.

In dieser fehlerhaften Konstruktion kulminierte die ganze Unanwendbarkeit des Verfahrens. Dasjenige, was man treffen wollte, war die böse Absicht. Aber da diese ja unsichtbar war, hatte sie als äußere Kennzeichen nur diese beiden: allerhand gleichgiltigen Hokuspokus und ein durch die Tortur abgezwungenes Geständnis. Aber ganz dieselben Kennzeichen hatte auch die gute Absicht. So war also die gute Absicht gleich der bösen Absicht. Denn durch Martern konnte man schließlich einen Jeden zwingen alles erdenkliche einzugestehen. Und war es blos der gleichgiltige Hokuspokus, worauf es ankam, so gab es hier einen ganz ebenen und unmerklichen Übergang vom Heiligen zum Unheiligen. Alles Katholische war ja jetzt Teufelswerk. Selbst das Hoc

est corpus meum (Dies ist mein Leib), wie es in der katholischen Messe hieß, war ja im Norden zu „Hokuspokus" geworden. Aber konnten die Einweihungsworte des Abendmahls zum Gaukelspiel werden, welchen Halt hatte man dann am „Besprechen", am Kreuzschlagen, an den Bibelstellen? Kein angewandtes Mittel konnte an sich die Unschuld des Arztes beweisen, und es beruhte also auf Zufälligkeiten, ob nicht der, welcher am eifrigsten den Teufel und seine Plagen bekämpfte, sich hierdurch gerade zum vollauf würdigen Opfer des Scheiterhaufens stempelte.

Daß jeder „kluge Mann" oder jedes „kluge Weib" hiernach stark verdächtig war, verstand sich von selbst. Sie gingen einfach mit in der großen Masse der Teufelverschriebenen. Es war Gnade, wenn 1584 Jakob Jonson in Stavanger mit dem Leben davon kam. Er kannte Sprüche, die gegen Gicht, Schorf, Wasser-, Feld- und Kirchenkobolde und „gegen anderen solchen Bettel" wirkten. Er kam damit ab, daß er öffentlich Beichte stehen und geloben mußte, nie wieder solch verfängliche Mittel mehr gebrauchen zu wollen bei Lebensstrafe." (Stavanger, Kapitelsbog. Norske Rigsarkiv.) Selbst die geistliche Würde bot keinen sicheren Schutz. Herr Joachim in Schonen wäre um Haaresbreite auf die Folter gespannt worden, ganz so wie es mit dem Geistlichen Herrn Jens geschah, „so hart, daß seine Glieder ganz auseinander gerissen wurden", nur weil er im Besitze der Heilkunde von Christian Pedersen war, auf deren Rückseite in der Malmöer Ausgabe von 1533 ein Glücksrad gedruckt war und „worin man sich belehren konnte über Rainfarn, Ingwer, Wein und was es sonst noch an Heilmitteln für Weiber gab." (Danske Magazin III 1, 54—57.)

Das deutlichste Beispiel ist doch vielleicht der Pfarrer Jens Hansen Rusk, der 1580 Pfarrer im Kirchspiel Lönne am Ringkjöbing Fjord war. Er war heilkundig und er-

warb sich durch seine glücklichen Kuren allmählich großes Ansehen unter den Leuten der Gegend im weiten Umkreise. Seine doppelte Stellung als Arzt und als Priester brachte es mit sich, daß er sowohl durch natürliche Mittel wie durch Besprechung über Behexte heilen konnte. Seine arbeitreichste Zeit war zum Sommer- und zum Herbstmarkt in Ribe, wohin er seine entfernt wohnenden Patienten beschied. Aus Mangel an Zeit scheint er zuweilen Behexte geheilt zu haben, indem er ihnen, anstatt der langen Besprechung über sie, das wirksamste Gotteswort schriftlich gab. Das brachte ihn zu Falle.

Nach einer Wirksamkeit von 30 Jahren wurde er angeklagt. Es wurde bewiesen, daß Kristen Hansen Højbjerg seit etwa fünfzehn Jahren „böses in seine Beine und Glieder bekommen hatte, so daß er fast gar keine Ruhe hatte und meinte, er wäre behext." Aus diesem Anlasse war er zum Mittsommer-Markte nach Ribe gezogen, um Herrn Jens um Rat zu fragen, und dieser gab ihm einen Zettel mit Gottes Wort darauf geschrieben, den er bei sich tragen sollte. Als Kristen Højbjerg den Zettel erhalten, verließ ihn das Übel. Aber im Spätherbst ging der Zettel verloren, und sofort wurde er von neuem krank. Da suchte er Herrn Jens auf dem Herbstmarkt auf, dieser schrieb ihm einen neuen Zettel, den er seither immer bei sich trug, und niemals später bemerkte er etwas von dem Übel. Aus diesem Anlasse wurde Herr Jens Hansen Rusk wegen Zauberei angeklagt und am 1. Februar 1611 öffentlich verbrannt. (Danske Samlinger I 346. — Saml. til jydsk Hist. og Top. VII 79.)

In seinem berühmten Heilbuche „von der Bewahrung der Gesundheit" (de conservanda valetudine) schreibt Henrik Ranzau: „Die erste Ursache der Krankheit ist der Fall der

ersten Menschen, mit welchem die Sünde und der Tod in die Welt kamen. Die zweite Ursache ist der Einfluß der Sterne. Gott hat diese nämlich nicht blos dazu geschaffen, daß wir vermittelst ihrer Jahre, Monate und Tage bestimmen können, sondern auch dazu, daß sie uns Zeichen sein sollen, aus welchen wir Schlüsse hinsichtlich der Zukunft ziehen sollen. Denn das Niedrigere hängt ab von dem Höheren. Die Himmelskörper üben eine gewisse geheimnisvolle Wirkung und Beeinflussung auf die niedrigeren Verhältnisse aus, wodurch sich die Säfte in unserem Körper verändern, vermehren oder vermindern je nach der Stellung und Beschaffenheit der Gestirne. Die tägliche Erfahrung, in allen Dingen der sicherste Lehrmeister, zeigt dies so deutlich und einleuchtend, daß es keines weiteren Beweises bedarf. Will jemand hierzu kein Vertrauen fassen, so betrachte er den Einfluß des Mondes, der besonders wirksam auf die Säfte ist, und er wird sich überzeugt fühlen. Denn bei zunehmendem Mond nehmen auch die Säfte zu, das Blut, das Gehirn, das Mark in Menschen und Tieren. Die Säfte unserers Körpers werden also von den Himmelskörpern beherrscht, aber von schlechten Säften entstehen Krankheiten, von Krankheiten Tod."

„Gott herrscht jedoch sowohl über die niedrigen Leiber als auch über die Sterne und ihre Einwirkungen. Er kann ihren Lauf und Einfluß entweder befördern oder hindern. Alle Neigungen, die durch die Einwirkung der Sterne entstanden sind, hält er in seiner Hand, so daß er infolge seiner unendlichen Güte Krankheiten abwendet und Besserung sendet, zuweilen infolge seines geheimnisvollen, gerechten Urteilsspruches sie auf Grund unserer Übertretungen verstärkt und die Krankheiten schlimmer werden läßt" (S. 4—6. 9).

Kurz und so klar, als es der Gegenstand gestattet, ist in diesen Worten ein Umriß von der dritten Erklärung jener

Zeit gegeben: Die Krankheit wird von den Sternen verursacht. Ebenso hat Henrik Ranzau versucht, diese Erklärung in Einklang mit den beiden früheren zu bringen: Gott ist Ursache der Krankheit; der Teufel ist Ursache der Krankheit.

Die Gegenwart hat es leicht einzusehen, daß hier mit diesen meteorologischen Erklärungen so wenig eine wirkliche Klärung zu Wege gebracht wird, daß sogar die beiden früheren in sich unvereinbaren Erklärungen hierdurch nur noch mehr verdunkelt und verwirrt werden. Das 16. Jahrhundert wurde dessen nicht gewahr. Begeistert sah man in der Sterndeutung die rechte Lösung für das Rätsel des Lebens, begrüßte in ihren kühnen Behauptungen das gemeinsame Gesetz, die wahrhaftige Macht, welche alles umspannte, vom Himmel bis zur Erde.

Von dieser Seite aus betrachtet läßt sich erst die Sterndeutung richtig verstehen; hier erweist es sich, was sie in Wirklichkeit war: der erste abenteuerliche, aber energische Versuch, die Natur zu verstehen. Im Gegensatz zu den beiden früheren Erklärungen, nach welchen die Krankheit auf das willkürliche Eingreifen Gottes oder des Teufels zurückzuführen war, wagte sie es auszusprechen: Krankheit und Tod sind selbst nur Äußerungen desselben Gesetzes, das sich geltend macht von den Bahnen der Sterne an bis zum kleinsten Staubkörnchen. Daß ein so kühner Griff nach der Lösung des ganzen Rätsels auf einmal notwendigerweise fehl greifen mußte, ist uns ebenso verständlich, wie daß man doch mindestens insofern recht griff, als man nach dem Rechten griff.

Nach der Erklärung der Sterndeutung, der meteorologischen, ist die Ordnung der ganzen Welt leicht zu fassen. Sie bildet eine ungeheure Kugel. Zu äußerst liegt der Fixsternhimmel, der alles umschließt. In der Mitte liegt die Erde oder die Welt der vier Elemente. In dem gewaltigen

Zwischenraume endlich zwischen Himmel und Erde bewegen sich die sieben Planeten; zu innerst und der Erde am nächsten der Mond, dann Venus, Merkur, die Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Alles was hier unten in unserer Welt vorgeht, ist nichts anderes als die Wirkung der Planeten auf das säfteerfüllte Gefäß der Erde oder der vier Elemente. Der Mond zieht Ebbe und Flut nach sich in der Luft, im Meer, in den Säften der Bäume, Menschen und Tiere. Auf ähnliche Art entwickelt die Sonne den Unterschied zwischen Hitze und Kälte, indem sie durch ihren Gang Frühling, Sommer, Herbst und Winter hervorruft. Auf dieselbe Weise bringen die fünf anderen in Trockenheit und Nässe, in Hitze und Kälte Veränderungen hervor, indem sie diese je nach ihren Stellungen und nach ihrer Wirkungsart auftreiben zu Dürre, zu Sturm, zu Regen, zu Gewitter oder zu pestbringender Stille.

Wie man ersehen wird, herrscht die größte Übereinstimmung zwischen dem großen säfteerfüllten Gefäße der Erde und dem kleinen des Menschen, zwischen dem Erdkörper und dem Menschenkörper. Denn auch jeder von uns erfährt von außen Einwirkungen durch Wärme und Kälte, durch Trockenheit und Feuchtigkeit. Unser Befinden, ja unser ganzes Leben hängt vom Einflusse dieser umgebenden Verhältnisse ab. Unser Wachstum und unsere Abnahme, unsere Kindheit, Jugend, unser Mannes- und Greisenalter, Krankheit und Tod, was ist das anderes als Ebbe und Flut, abwechselnde Jahreszeiten, verheerende Unwetter, die, von außen hervorgerufen, in unserem eigenen Leibe nachwirken? Hier macht die allgemeine Auffassung Halt; sie begnügt sich mit einer bloßen Parallele, nach der ein jeder einzelne von uns seinen Frühling, seinen Herbst hat, ebenso wie die große Natur. Aber das klare, scharfe Denken drängt weiter, verfolgt die Verbindung und macht nicht Halt, ehe sie den Lichtstrahl auf

seinem ganzen Wege vom Planeten bis zum menschlichen Körper verfolgt hat.

Denn zwischen dem säfteerfüllten Gefäße der Erde und dem des Menschen besteht mehr als ein Parallelismus. In beiden geht genau dasselbe vor. Die Planeten wirken auf das kleine Gefäß ebenso direkt und ebenso sicher wie auf das große. Bei einer ausreichenden Kenntnis der Himmelsverhältnisse würde man vollkommen genau voraussagen können, wie jeder einzelne menschliche Körper kraft der in seiner Geburtsstunde wirkenden Sterne werden wird: sein Aussehen, seine Zusammensetzung, seine Neigungen, die Art seiner Krankheiten und die Länge seines Lebens.

Um dies leichter zu verstehen — so unglaublich es auf den ersten Blick erscheint — kann es nützlich sein, rein alltägliche Verhältnisse zum Vergleiche heranzuziehen. Eine tüchtige Hausmutter kann aus den vier Bestandteilen Mehl, Butter, Eier und Zucker eine Unzahl verschiedenartiger Kuchen backen, die einander weder im Aussehen noch im Geschmack, noch im Nährwert noch in Haltbarkeit gleichen, all das allein dadurch, daß sie bei der Mischung des Teiges in der Menge der Bestandteile abwechselt, und dadurch, daß sie diesen Teig verschiedenen Wärmegraden aussetzt. Etwas ganz ähnliches geht vor, wenn die himmlischen Hausmutteraugen für jeden einzigen Menschen bei seiner Entstehung die verschieden geartete Summe der vier Elemente auswählt, aus der er zusammengesetzt werden soll. Das Verhältnis ist hier nur ein viel verwickelteres als auf Erden. Hier unten wählen nur die zwei Augen der Hausmutter, nur ein Gedanke leitet sie. Dort oben sind es die sieben verschiedenen Planetenaugen, welche die Auswahl treffen, jedes von einem besonderen Triebe getrieben. Und in höchst verschiedener, niemals wiederholter Form, brennen sie mit ihren Flammenblicken Wärme und Festigkeit in die auserlesene Zusammensetzung.

Die Willkür der Planeten in der Auswahl der vier Elemententeile, wie sie diese für jeden Kinderleib aussondern, mußte dem 16. Jahrhundert noch viel auffallender vorkommen, als sie uns heutzutage vorkommen würde. Jene Zeit kannte ja nur die Bahnen der zwei Planeten Sonne und Mond, und auch diese noch unvollkommen genug. Von den fünf anderen glaubte man, daß ihre Bahnen wirklich, wie sie sich von der Erde ausnahmen, ganz und gar unregelmäßig wären. Bald steht einer von diesen fünfen dem Anscheine nach stille, bald geht er in gerader Linie vorwärts, bald zurück, bald schräg durch den Strom der Fixsterne, bald verschwindet er ganz. Wohl riet Kopernikus richtig, daß die Bahnen der Planeten, von der Sonne aus gesehen, sich als Kreise darstellten, indem sie um die Sonne kreisten. Aber einmal schlossen sich im Anfange nur die wenigsten dieser Lehre an, und dann wies auch Kepler erst im Anfange des nächsten Jahrhunderts das richtige Verhältnis nach, nämlich daß sie sich in Ellipsen um die Sonne bewegten. Für die Masse der Beobachter standen im 16. Jahrhundert die Planeten mit ihrem absonderlichen bläulichen, grünlichen, rötlichen Glanze und mit ihren unregelmäßigen Bahnen ebenso da, wie sie für die Sterndeuter des Altertums dagestanden hatten, als ein Ausdruck des rein Willkürlichen. Dagegen war man jetzt sehr geneigt, in diesem Willkürlichen nicht den Willen der Planeten, sondern den Gottes zu sehen.

Aber wie konnte man da ihre Wirkungen berechnen? Daß sie solche ausübten ebenso wie die Sonne und der Mond, daran konnte gar kein Zweifel sein. Aber wie diese bestimmen? Ganz einfach durch Beobachtung ihrer Stellung im Augenblicke der Geburt. Die Mischung der vier Elemente, welche sich in jedem Kinde befinden, seine hiervon abhängende Gemütsart, sein Schicksal, Krankheiten, Tod, alles läßt sich am Himmel ablesen, wenn man beobachtet, in welchem Stern-

bilde jeder der sieben Planeten sich im Augenblicke der Geburt befindet. Denn, wie Tycho Brahe es ausdrückte, jeder der großen Fixsterne ist wohl an sich unfruchtbar, aber durch die Anwesenheit eines Planeten in seinem Zeichen wird er befruchtet.

Wieder gilt es blos, nach einem entsprechenden Bilde aus dem Alltagsleben zu suchen, um den Gedankengang jener Zeit zu verstehen. Sie sahen den Himmel als das Zifferblatt einer Uhr an, das darauf berechnet war von unten, von der Erde aus, abgelesen zu werden. Auf der Uhr bewegen sich ja, von einer unsichtbaren inneren Kraft getrieben, zwei Zeiger, ein längerer und ein kürzerer, in schnellem und langsamem Laufe. Sie zeigen bald auf diese, bald auf jene Zahl des Umkreises und geben diesem hierdurch abwechselnd eine Bedeutung, „sie befruchten durch ihre Anwesenheit die an sich unfruchtbare Zahl". Die Zahl XI z. B. bedeutet, vom kleinen Zeiger berührt, daß noch eine Stunde an Mittag oder Mitternacht fehlt, vom großen Zeiger berührt, daß noch fünf Minuten an einer vollen Stunde fehlen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem großen Zifferblatt des Himmels. Auch hier bewegen sich, von einer unsichtbaren Kraft, dem göttlichen Willen, getrieben, die Zeiger der Planeten im Kreise herum und befruchten die „Zahlen der Fixsterne". Aber diese große Himmelsuhr läßt sich viel schwerer ablesen als die kleineren irdischen. Das himmlische Zifferblatt hat nämlich nicht nur zwei Zeiger, sondern die sieben Planetenzeiger. Und die Zahlen des himmlischen Zifferblattes stehen nicht nur längs der Peripherie wie die des irdischen, sondern sie erfüllen das ganze Zifferblatt. Auch die Art des Anzeigens ist nicht immer gleich, indem die sieben Zeiger nicht immer dieselbe Länge haben, sondern auf ihren Bahnen sich bald zusammenkrümmen und ganz klein werden, sich bald in ihrer vollen Länge ausstrecken.

Die Himmelsuhr ist daher sehr schwer zu deuten, und die Kunst der Sterndeutung ist über alle Maßen schwierig. Sie wird ja außerdem noch dadurch erschwert, daß die Beobachtung fast niemals gleichzeitig mit der Geburt stattfindet, sondern oft erhält man erst mehrere Jahre nach dieser die Aufgabe, das Horoskop eines Menschen zu stellen; man muß also erst durch Berechnung sich das damalige Aussehen des Zifferblattes wieder vergegenwärtigen, um dann erst durch Auslegung zu entscheiden, was all dies bedeutete. Aber mag nun die Kunst der Sterndeutung schwer sein oder nicht, sie ist die himmlischste von allen Künsten. Denn das ist gewiß, in den Sternen steht alles geschrieben, was auf Erden vorgehen soll; und kein Wunder: sie bewirken selbst, was hier vorgeht.

Worauf einzugehen der Gegenwart bei dieser Auffassung am schwersten fällt, das ist das Gewicht, welches auf den Augenblick der Geburt selbst gelegt wird. Bei den Naturkenntnissen unserer Zeit würde man, wenn man von derselben Auffassung ausgehen wollte, den Augenblick der Empfängnis als den bestimmenden bezeichnen, wie man sich auch nicht denken würde, daß das Kind im Mutterleib der Einwirkung der himmlischen Kräfte entzogen wäre. Endlich würden wir uns mit Notwendigkeit die Einwirkung der Sterne als eine ununterbrochen fortgesetzte denken müssen. Aber hierdurch würde auf einen Schlag die ganze Sterndeutung im Sinne der alten Zeit gesprengt werden. Denn der Einfluß der Sterne in jedem einzelnen Augenblicke erhielte dann natürlich weit größere Bedeutung als der, den sie in dem längst vergangenen Augenblicke der Geburt ausgeübt.

Das 16. Jahrhundert hatte nur ein schwaches Gefühl von dem Gewicht dieser Einwendungen; es schlüpfte darunter hindurch. Einzelne von den tüchtigsten Männern dieser Zeit, z. B. Melanchthon, ahnten, daß der entscheidende Augenblick

der der Empfängnis sein müßte. Aber außer stande, die ganze bisherige Grundlage für die ehrwürdige Wissenschaft der Sterndeutung umzustürzen, ging er mit seinem besseren Wissen ein Kompromiß ein durch die unwahre Behauptung, daß die Stellung der Sterne gewöhnlich einigermaßen dieselbe wäre im Augenblicke der Empfängnis und in dem der Geburt. Weit gefährlicher war jedoch der zweite Einwand, daß der Einfluß der Sterne notwendigerweise fortdauern müßte. Tycho Brahe und andere bedeutende Astronomen waren sich dessen selbstverständlich voll bewußt. Sie lehrten ja gerade einer wie der andere, daß z. B. das Zusammentreffen von drei Planeten im Sternbild der Fische 1524 die ganz ungewöhnliche Regenmenge dieses Jahres hervorgerufen hätte. Sie erklärten ja die totbringende Seuche, welche 1580 Europa verwüstete, als eine ganz naturnotwendige Folge von dem Zusammentreffen vieler Planeten im gleichen Jahre in den Zwillingen, der Jungfrau, dem Wassermann, u. s. w. Wie konnte da ein so scharfsinniger Mann wie Tycho Brahe sich dem Schlusse entziehen: entweder müssen die Horoskope all derer, welche in diesem Jahre an der Seuche starben, einander geglichen haben, was unmöglich der Fall gewesen sein kann, oder auch die Stellung der Sterne im Jahr 1580 muß stärker gewesen sein als all die verschiedenen verblichenen Sternstellungen in den verschiedenen Geburtsaugenblicken dieser vielen Opfer? Der gegenwärtige Augenblick hat immer die Übermacht über den verflossenen. Die Meteorologie muß die Lehre der Sterndeutung von der Bedeutung des Geburtsmoments umstoßen.

Tycho Brahe zog diesen Schluß ebensowenig wie seine Zeit. Sie hielten im Gegenteil an beiden Formen der Lehre fest, an Meteorologie und an Sterndeutung. Sie kuppelten sie zusammen, hielten fest an den sichtbaren Wirkungen der Sonne und des Mondes, dem Wechsel der Jahreszeiten,

Ebbe und Flut u. s. w. wie an dem großen, einleuchtenden Beweise für den verborgenen unsichtbaren Teil der Lehre, die alles entscheidende Bedeutung des Augenblickes der Geburt. Der Strom des modernen Bewußtseins würde nicht imstande sein einen Eisblock von derselben Form in dieser Stellung zu tragen. Er müßte mit Notwendigkeit umschlagen und auf seiner breiten Seite schwimmen, so daß die dürftige Grundlage in ihrer ganzen Dürftigkeit an das Licht des Tages kommt. Warum geschah im 16. Jahrhundert nicht das gleiche?

Ganz einfach, weil die Lehre von der Bedeutung des Augenblickes der Geburt damals eine weit breitere Grundlage hatte, weil sie in dem allgemeinen Bewußtsein tiefer wurzelte als alle Meteorologie. Die Lehre von dem Einflusse der Sterne war nur bis zu einem gewissen Grade eine Naturerklärung. Die Vorstellungen von der Wirkung und den Gesetzen der Natur waren noch so jung und neu. Der alte Glaube an Gott, an sein stetiges Eingreifen und willkürliches Wirken war immer noch der stärkste. Und dieser war es, der bei der Sterndeutung sich in die Form des Naturgesetzes gekleidet hatte. Wenn Gott die Welt durch die Zügel der Sterne regierte, so geschah das nicht, weil er nicht auch ebensogut unmittelbar hätte eingreifen können, sondern, wie Tycho Brahe es ausdrückte, „weil es infolge seiner unergründlichen Weisheit ihm beliebt hat, alles, was in der Welt geschieht, nur mittelbar von sich ausgehen zu lassen." Die Stellung der Sterne bei der Geburt des Kindes, oder wenn man diesen Ausdruck vorzog, die Geburt des Kindes bei gerade dieser Stellung der Sterne, war der Ausdruck für Gottes eingreifenden Willen, gekleidet in seine erhabenste Naturform.

Darum bewahrte man, obschon man auf anderem Wege vielleicht etwas besser Bescheid wußte, gerade geflissentlich die alte Vorstellung von der entscheidenden Bedeutung des Augen-

blickes der Geburt im Gegensatze zu dem der Empfängnis und zu allen späteren. In der Stunde der Geburt ließ Gott eine Seele vom Himmel hinunter auf die Erde. Ein doppeltes ging in diesem Augenblicke vor: Die Frucht trat aus dem Mutterleibe heraus an das Licht des Tages und den Schein aller Planeten; und die Seele flog mit Gedankenschnelle vom Himmel an allen den Sternen und Planeten vorbei, welche in diesem Augenblicke wirksam waren. Seele und Leib wurden in derselben Stunde mit einem und demselben himmlischen Stempelschlage geprägt. Die Münze, zu welcher sie vereint geschlagen wurden — Metall, Wert, Gepräge, Form — hielt sich; sie konnte nicht anders, sondern blieb, was sie war, für das ganze Leben.

Wer das Bedürfnis fühlte, dieser Vorstellung eine klarere Naturform zu geben, hatte hierzu ein vortreffliches Mittel in der gangbaren Auffassung von dem Körper als einem säfteerfüllten Gefäße. Dieses war es gerade, das in jenem Augenblicke seine Form und seinen Inhalt gewann. Von der Stellung der Planeten hing bei dem Neugeborenen die Verteilung von Blut, gelber und schwarzer Galle und Schleim ab. Konnte jemand daran zweifeln? War nicht bei abnehmendem Monde eine Krebsscheere leer? Und wenn der Mond eine Flutwelle viele Fuß hoch heben konnte, vermochte er wohl auch das Bischen zu bewegen, was zu den Säften eines Neugeborenen gehörte. Aber von der Mischung, welche die Stellung der sieben Planeten in diesem Augenblicke hervorrief, hing alles folgende ab. Was hier vorging, konnte später durch Nahrung und Wachstum blos weiter ausgestaltet werden, umgestaltet konnte es nicht mehr werden. Es gab gewisse Mischungen, welche ein Leben geradezu unmöglich machten. In solchem Falle wurde das Kind tot geboren. Wenn Sonne und Mond ungünstig stehen, Mars im Aufgange ist und Saturn sich im achten Hause des Tierkreises befindet, wird

das Kind so gut wie immer tot geboren. Kinder, die geboren werden, während Sonne und Mond in Konjunktion stehen, werden in der Regel schwach und kurzlebig, besonders wenn der Mond der Sonne entgegen geht. Selbst wenn dieser Nachteil zuweilen durch die Hilfe anderer günstiger Sterne gemildert wird, bringt es doch immer Unannehmlichkeiten mit sich. Dies ist dermaßen wohl bekannt, daß nicht nur Aristoteles ausgesprochen hat, daß die unter der Konjunktion von Sonne und Mond geborenen Leiber schwach werden, sondern auch erfahrene Hebammen und Mütter schweben beständig in Angst um Kinder, die unter solchen Umständen geboren sind, wegen der hier zu erwartenden Schwäche. (Himmelsbild und Weltanschauung S. 225.)

Das ist so einfach und leicht verständlich, daß jeder, der hierüber nachdenkt, sofort sieht, daß es garnicht anders sein kann. Was machen denn die Planeten im Augenblicke der Geburt? Sie gießen ihr Licht und ihre Kraft in die Säfte des Kindes. Wird es günstig beschienen, so bekommt das Blut seine rechte Zusammensetzung und Stärke. Das Kind wird gesund. Ist das Licht weniger günstig, so entwickelt sich der Schleim allzu stark; das Kind bekommt schwache Gelenke, wird skrofulos und kränklich. Ist das Licht noch weniger günstig, so wird der Grund zu den Krankheiten gelegt, welche von Mangel an Säften, von einem Überwiegen des Trockenen über das Feuchte herrühren, so Aussatz, Schwindsucht u. s. w. Hat das Licht endlich so geringe Macht gehabt, daß das Trockene und Kalte die Lebenssäfte ganz überwunden haben, so wird eine kleine Leiche geboren.

Daß alles übrige aus diesem ersten folgt, ist gleichfalls leicht erklärlich. Derjenige, bei welchem das Blut reichlich und gesund ist, wird sanguinisch. Derjenige, bei welchem die Galle am meisten entwickelt ist, cholerisch oder, wenn es die schwarze ist, melancholisch. Derjenige, bei welchem der Schleim

die Macht hat, wird phlegmatisch. Dies spiegelt sich auch das ganze Leben lang im Äußeren und in allen Verhältnissen wieder. Man kann sich darin garnicht irren, daß der Sanguiniker vorzugsweise aus dem Heißen und dem Feuchten gebildet ist, und daß seine Natur am meisten Luft in sich hat. Er bekommt rote Wangen, wird sonnverbrannt, das Haar weich und glatt. Er ist flüchtig, warm, zärtlich, und man gewinnt ihn lieb. Er spricht viel und hat ein gutes Herz. Er wird selten sehr groß oder sehr klein, sondern mittelgroß, bekommt ganz gute Fülle, wird aber nicht fett. Er wird mehr Söhne als Töchter zeugen. — Auf den Choleriker ist am meisten Feuer gekommen. Er ist heiß und trocken. Man kann ihn daran erkennen, daß er blaß ist, mehr trinkt als ißt, mager ist, mit kleinen Gliedern, struppigem Haar und oberhalb des Gürtels größer als darunter. Die Luft rötet ihn nicht sonderlich, er behält seinen gelblichen Teint. Außerdem ist er hübsch, zu vielem geschickt, spricht gern, fürchtet sich vor nichts, geht drauf los, ist aber zuweilen zu heftig und darum unstät. — Im Melancholiker ist am meisten Erde, er ist kalt und trocken. Seine Blässe geht mehr ins Graue als die des Cholerikers, im übrigen trinkt er viel wie dieser, ißt aber wenig. Er ist kränklich, hat oft Magenschmerzen, hat hartes Fleisch, aber weiches Gemüt, ist trübsinnig, geizig und hat böse Begierden. — Der Phlegmatiker endlich hat am meisten von der Natur des Wassers in sich, er ist kalt und feucht. Er hat wenig starke Farben, dünnes Haar, schmale Hüften, ist faul und wird sehr dick. (En Skiön Planetebog. Kbhvn. 1710. 8vo. Bl. C_2—C_4.)

Die Einwirkung der Planeten ist jedoch selbstverständlich viel komplizierter, nicht darauf beschränkt, jedem Kinde mehr oder minder von jedem Elemente mitzuteilen. Das kann man schon daran sehen, daß es nur vier Elemente, aber sieben Planeten giebt, und daß jeder von diesen auf seine Weise

wirkt. Als einigermaßen zuverlässige Erfahrung dürfte sich folgendes aufstellen lassen. Wenn z. B. Saturn die Freiheit bekäme allein zu wirken, würde er die unter seinem Aufgange Geborenen schwarz, zottig, häßlich machen, ferner unsauber, plattfüßig, jähzornig, mittelgroß und leicht kenntlich an einem Büschel Haare auf der Brust. Wenn Jupiter die Freiheit hätte allein zu wirken, so würde er die unter ihm Geborenen schön machen, sowohl im Aussehen als im Auftreten, mit vollem Gesicht, feinem, glattem Haar, strahlend schönen Augen, die beiden Vorderzähne größer als die anderen, mit würdigem Gange, ehrenwert, fromm, nicht allzu thatkräftig, von ansehnlichem Wuchs, Ansatz zu etwas Glatze u. s. w. (H. Ranzau, Tractatus astrologicus. Francof. 1593. 8vo. S. 165).

Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß die einzelnen Planeten ja niemals die Freiheit bekommen allein zu wirken. Erstens stehen sie in einem bestimmten Sternbilde, welches ihre Wirkung entweder verstärkt oder abschwächt. Ferner treten sie so gut wie niemals einzeln auf, sondern mehrere zusammen, in gegenseitiger Konjunktion oder Opposition oder Winkelstellung, wodurch die Wirkungen der einzelnen auf eine Menge Arten modifiziert werden. Endlich tritt ja die Geburt an einem bestimmten Wochentage ein; von diesen aber entspricht jeder einem der sieben Planeten und hierdurch ist er imstande, die Wirkungen der Konstellation weiter zu verstärken oder abzuschwächen. Die Summe des Ganzen wurde darum ein ganz außerordentlich schwieriges Rechenexempel. Und die Schwierigkeit wurde noch weiter dadurch vermehrt, daß alle Konstellationen, welche auf ein Blatt Papier gezeichnet ja nur ein flaches Bild ergeben, was die Wirkungen betraf, gleichsam emporgehoben und in der Perspektive gesehen werden sollten, damit der rechte Zeitpunkt im Leben des Betreffenden bestimmt werden könnte, an welchem diese oder jene Begebenheit eintreffen würde. Umsomehr

muß man die Fülle von Kenntnissen und den unermüdlichen Fleiß bewundern, die es dazu brachten, daß so viele Horoskope trotz alledem durch ihren Ausfall den schlagenden Beweis dafür erbrachten, daß sie richtig berechnet waren.

Auf den ersten Blick könnte es ein höchst unnützes Wissen erscheinen, das man durch ein richtig gestelltes Horoskop über die Krankheiten seines Lebens und über seinen Tod erhielt. Denn wenn die Wirkungen der Sterne doch unabänderlich waren, so war hier ja keine Abänderung oder Hilfe möglich. Und konnten sie geändert werden, so würde das Horoskop hiermit als fehlerhaft nachgewiesen sein. Diese Betrachtungsweise war jedoch auf Grund ihrer Engherzigkeit und Einseitigkeit falsch. Denn Gott stand über den Sternen und konnte, wenn er wollte, eingreifen. Darum war auch jedes verständige Horoskop in Ausdrücken wie folgenden abgefaßt: An dem und dem Zeitpunkte wird der Betreffende von der und der Gefahr oder Krankheit bedroht, die unentrinnbar erscheint, wenn Gott sie nicht sollte gnädiglich abwenden wollen. Gerade der Umstand, daß man die Gefahr kannte, machte das Gebet des Menschen zu Gott inniger, so daß die Gefahr vielleicht gerade hierdurch abgewendet wurde. Aber außerdem gab es ja auch etwas, das die menschliche Freiheit hieß. Die Sterne wußten nur, was geschehen würde, wenn nicht Gott es abwendete oder der Mensch daran vorbeisteuerte. Und endlich, selbst wenn nicht an Abwenden oder Entkommen zu denken war, konnte der Mensch gerade durch sein Wissen der Sache am besten begegnen. Wer sein Horoskop in Ordnung hatte, wurde im Glück nicht übermütig, verzweifelte nicht in Krankheit und Unglück, sondern wie ein guter Haushalter legte er Rechenschaft ab und bestellte sein Haus, wenn der Tod kommen sollte.

Mit Hilfe dieser drei Punkte, der Bestimmung der Sterne, des göttlichen Willens und der menschlichen Freiheit

ließ sich also das Leben gleichsam triangulieren, und man erhielt die Möglichkeit, sich seine Route zu berechnen, unter was für Verhältnissen auch immer rechtlich zu leben. Nur eine Möglichkeit war noch vorhanden, die wie eine kleine schwarze, drohende Wolke am Horizont stand; das war die, daß der Teufel sich hineinmischen und das Ganze in Verwirrung bringen könnte. In solchem Falle war alle Berechnung machtlos.

Aber abgesehen von dieser Möglichkeit war die Sterndeutung der Kompaß des Lebens. Auch die Kompaßnadel stand ja unruhig und zeigte bei Gewitter verkehrt, aber war doch unter alltäglichen Verhältnissen unentbehrlich. Und gerade unter alltäglichen Verhältnissen zeigte die Sterndeutung alle ihre guten Seiten. Denn die Aufklärungen, welche ein gut gestelltes Horoskop gab, waren in den Händen eines Kundigen ganz vorzüglich; wie ein vortrefflicher Hausarzt nahm es sich des Menschen an und half jedesmal, wenn Krankheit vor der Thür stand. Das war eine einfache Folge der innigen Verbindung, welche zwischen allen Einzelheiten herrschte; jede Aufklärung war ein guter Rat, und die Ganzheit vielleicht der beste Beweis für die tiefe Wahrheit dieser Naturerklärung.

Die heilwissenschaftliche Bedeutung der Sterndeutung beruhte auf der Erkenntnis, daß von den einzelnen Teilen des menschlichen Inneren jeder seinem Planeten entsprach. Das Gehirn entsprach dem Monde, das Herz der Sonne, die Lungen dem Merkur. Die Leber stand unter Jupiter, die Nieren unter Venus, die Gallenblase unter Mars, und die Milz, welche die schwarze Galle einschließt, unter Saturn, dem Herrn der Melancholie. Daß dies sich so verhielt, konnte leicht durch die tägliche Erfahrung bewiesen werden. Man brauchte nur darauf Acht zu geben, wie höchst verschieden die Empfänglichkeit dieser selben Körperteile gegen

Krankheiten oder auch nur einem ganz gewöhnlichen Aderlaß gegenüber war, je nachdem ihr beherrschender Planet im Augenblicke bei Macht war oder nicht.

Aber verhielt dies sich so, dann bekam man durch ein richtig gestelltes Horoskop die wertvollsten Aufschlüsse über seinen Gesundheitszustand. Das Verhältnis zwischen den inneren Organen des Menschen entsprach ja ganz der Stellung der Planeten im Augenblicke der Geburt. Und in gleicher Weise hatte die Erfahrung längst den Weg vorwärts gebahnt, so daß man wußte, welche Folgen daraus entstehen, wenn die Geburtsstunde in diesem oder jenem der zwölf Zeichen des Tierkreises eintraf: Wer unter dem Widder geboren ist, der ist von Martis Natur und cholerisch. Unter dem Stier von Veneris Natur und melancholisch. Unter den Zwillingen von Merkurs Natur und sanguinisch. Unter dem Krebs von des Mondes Natur und phlegmatisch. Unter dem Löwen von der Sonne Natur und cholerisch u. s. w. Auch ganz im Allgemeinen, z. B. für die Wahl des Lebensweges, konnten solche Aufklärungen wertvoll sein. Welch ein Kriegsmann mußte nicht aus einem herauskommen können, der unter dem Löwen geboren die Natur der Sonne hatte und cholerisch war. Und welch ein Trottel drohte nicht der zu werden, der unter dem Krebs geboren die Natur des Mondes hatte und phlegmatisch war. Alles wohlgemerkt, wenn die übrigen Planeten in ihren Sternbildern und die Stunde, in welcher die Geburt vor sich ging, die an sich klaren Schriftzüge unterstrichen und nicht wieder verwischten.

Man bekam kurz und gut durch sein Horoskop zu wissen, deutlicher als heutzutage durch Röntgenstrahlen, wie man inwendig aussah, in welchen Organen man seine Stärke hatte, und welche man schonen und pflegen sollte, dazu welches die Mischung der Säfte in einem war. Das waren durchaus entscheidende Aufklärungen. Wie konnte nicht z. B. der mit

seinem Blute wirtschaften, der im Frühjahr geboren war, während die Sonne im Aufgehen war, von Veneris Natur und sanguinisch? Der konnte sich so oft zur Ader lassen, als es ihm gut schien, auch nur zum Spaß, wenn er einmal das Blut bis an den Deckbalken spritzen sehen wollte. Und umgekehrt. Einen, der unter dem Wassermann geboren war, von Saturns Natur und melancholisch, vielleicht zugleich nach Sonnenuntergang geboren, bei abnehmendem Mond, während Saturn im Aufgehen war, den konnte man mit einem Aderlaß ins Grab bringen, und sein Tertiärfieber war ihm sicher.

Wie behaglich oder unbehaglich auch die Aufklärungen waren, die man erhielt, man erhielt sie. Hierdurch war ein entscheidender Gewinn erreicht, man konnte seine Verhaltungsmaßregeln ergreifen. Es gehörte nicht viel Verstand dazu zu wissen, daß derjenige, in dessen Säften das Heiße und das Feuchte die Übermacht hatten, also der Sanguiniker, besonders im Frühsommer und vor Mittag sich vor allem, was heiß und was naß war, in Acht nehmen sollte. Er sollte ebenso wie der Choleriker sich zur Sommerszeit an das Kalte halten. Er that am besten, sich mit einem trocknen Frühstück zu begnügen und den Choleriker allein zu lassen, wenn er seinen inneren Brand mit saurem Bier löschte. Umgekehrt ein trockener kalter Melancholiker; nichts that ihm so gut wie ein kräftiger Trank von Rheinwein, Kandiszucker und Nelken.

Galt all dieses schon, wenn der Betreffende gesund war, so hatte es noch erhöhte Giltigkeit, wenn er krank wurde. In den Sternen stand seine Diät und seine richtige Behandlungsweise vorgeschrieben. Selbstverständlich war diese nach den verschiedenen Krankheiten verschieden, ebenso wie auch ihr Verlauf ihrer eigenen verschiedenen Art entsprach. Etwas jedoch war allen Krankheiten gemeinsam, was in deutlichem Verhältnisse zum Gange der Planeten stand. Das waren die sogenannten kritischen Tage. An diesen nahm

bekanntlich die Krankheit eine entscheidende Wendung, indem entweder das Fieber zurückging und Besserung eintrat, oder das Fieber zunahm und das Allgemeinbefinden sich verschlechterte. Diese kritischen Tage waren in jeder Krankheit entweder der 7. oder der 14. oder, jedoch seltner, erst der 21. Aber hierin lag der deutlichste Beweis dafür, daß sie vom Monde hervorgerufen waren. Da dieser ungefähr 28 Tage braucht, um alle die zwölf Sternbilder des Tierkreises zu durchlaufen, durchläuft er also den vierten Teil davon in sieben Tagen. Aber Zeichen, welche in „quadratischem Aspekt" zu einander stehen, haben in der Regel entgegengesetzte Naturen. Der Widder hat z. B. marsartige Natur, während der Krebs mit dem Monde verwandt ist. Der Stier ist mit der Venus verwandt, aber dem Löwen entgegengesetzt, der das Haus der Sonne ist. Da ist es ganz in der Ordnung, daß der Mond, der ja eine solch starke Wirkung auf die menschlichen Säfte ausübt, während einer Krankheit einen Umschlag hervorrufen muß, wenn er am 7. oder 14. Tage in einem Zeichen steht, das dem entgegengesetzt ist, unter welchem die Krankheit anfing. Ob dieser Umschlag zum Besseren oder zum Schlechteren ausschlagen soll, das hängt zum Teil davon ab, ob die übrigen Planeten in demselben Augenblicke günstig oder ungünstig zuschauen. (Melanchthon, Initia doctrinae physicae. Wittenberg 1559 II Bl. 139.)

Wenn sich dieses unbestreitbar so verhielt, so hat man auch allen Grund eine geistreiche Vermutung des holsteinischen Statthalters Henrik Ranzau hervorzuheben, da sie eine hübsche Parallele hierzu bildet. Er stellte die Vermutung auf, daß die sogenannten „klimakterischen Jahre," das siebente, vierzehnte u. s. w., in welchen im menschlichen Körper die großen Veränderungen vor sich gehen, auf eine ähnliche himmlische Ursache zurückzuführen sind. Saturn, der entfernteste und langsamste Planet, braucht ungefähr 28 Jahre, um

den Tierkreis zu durchlaufen. Auch er hat ebenso wie der Mond einen außerordentlichen Einfluß auf die Säfte des Menschen. Da ist es höchst wahrscheinlich, daß der siebenjährige Umschlag im Zustande des Menschen seine Ursache und seine Entsprechung findet in der Stellung des Saturn in einem Zeichen des Tierkreises, das in „quadratischem Aspekt" zu dem vor sieben Jahren von ihm eingenommenen Platze steht (H. Ranzau, Catalogus imperatorum. Lipsiae 1584. p. 233—234).

Daß die Horoskope Jahr und Ursache des Todes richtig angaben, dafür giebt es eine Masse von Beispielen. Wenn jedoch in einer Menge von Fällen der Ausgang mit der Voraussage nicht übereinstimmte, so war hier natürlicherweise ein Fehler vorhanden; aber sehr häufig lag dieser gar nicht im Horoskope, sondern außerhalb desselben.

So war es eine allgemeine, aber durchaus unrichtige Annahme, daß Kinder, die zur gleichen Stunde geboren waren, oder doch jedenfalls Zwillinge, das gleiche Schicksal haben müßten, so daß man sich hier mit einem einzigen Horoskope begnügen könnte. Aus dem verschiedenen Schicksale solcher Kinder wagten sogar einzelne zu schließen, daß die ganze Sterndeutung Humbug wäre. Aber wie unter anderen Henrik Ranzau nachgewiesen hat, ganz mit Unrecht. Es ist nämlich sehr selten, daß Zwillinge wirklich gleichzeitig geboren werden. In den meisten Fällen ist zwischen ihren Geburten ein Zwischenraum, so wie es zwischen Esaus und Jakobs Geburt war. Und der Abstand von auch nur einer halben Stunde kann die allergrößten Verschiedenheiten mit sich bringen.

Daß zwei, die zur gleichen Zeit geboren sind, aber an ganz verschiedenen Orten, auch ein sehr verschiedenes Schicksal erhalten müssen, ist einleuchtend. Sie sind ja unter verschiedener Polhöhe geboren. Endlich selbst wenn zur gleichen Stunde auf dem Schlosse ein Königssohn und in der Hütte daneben ein Bettlersohn geboren wird, so muß darum doch

ihr Schicksal nicht gleich werden. Auf der Leiter der Menschheit sind sie nicht gleichgestellt, und „die Wirkungen, welche die Sterne ausüben, sind verschiedener Art, je nach den Verschiedenheiten zwischen denen, auf welche sie ausgeübt werden." (H. Ranzau, Catalogus imperatorum p. 141—42.)

Ein Fehler andrer Art, welcher auch nicht mit Recht dem Sterndeuter zur Last gelegt werden darf, war der, daß der Augenblick der Geburt vielleicht fehlerhaft angegeben war, und hiermit die ganze an und für sich vielleicht richtige Berechnung umgestoßen wurde. Dieser Fehler kam sehr häufig vor. In den allermeisten Fällen waren ja bei der Geburt nur Weiber zur Stelle, die nicht auf die Uhr achteten. Und selbst wenn sie vielleicht wirklich aufpaßten, so half dies nicht sonderlich, da die Pendeluhr noch nicht erfunden war, und darum alle Uhren verschieden gingen. War es dann vielleicht außerdem Nacht, so mußten sich die meisten mit der höchst unzuverlässigen Aufklärung begnügen, wenn die nächste Turmuhr nach der Geburt zum ersten male zu schlagen begann. Daß eine solch unsichere Zeitangabe große Fehler im Horoskope mit sich bringen konnte, wo die verschiedensten Resultate oft von dem geringen Unterschiede einiger weniger Minuten abhingen, ist leicht erklärlich. Aber der Fehler lag in solchen Fällen nicht am Sterndeuter, sondern an anderen.

Eher konnte man wohl im Gegenteil als allgemeine Regel aufstellen, daß, wenn kein Fehler begangen und das Horoskop richtig berechnet war, die Voraussage auch eintraf. Nur schade, daß erst der Ausfall selbst dies entscheiden konnte. Jedenfalls hatte der Verstorbene keinen reellen Nutzen davon, wenn man, wie Tycho Brahe vorschlug, hinterher die fehlerhaften Horoskope berichtigte, indem man sie mit dem Leben und dem Tode des Betreffenden verglich und so als Ergebnis den richtigen Augenblick der Geburt erhielt.

Es ist gewiß etwas wohlthuendes darin, wenn man in solch hohen Regionen sich befunden und gehört hat, erst daß Gott, dann daß der Teufel, dann daß die Sterne als die Ursache aller Krankheit anzusehen sind, und wenn man sich dann wieder auf ebener Erde befindet mit der vierten Erklärung der damaligen Zeit: Die Krankheit stammt von den Säften. Das war die alte Antwort des Hippokrates und Galenus, welche das Studium der alten Litteratur zu neuem Leben erweckt hatte. Beruhigend wurde es am Krankenbett geflüstert; wie gelehrtes Konfekt floß es bei den zahlreichen Disputationen zwischen die erhitzten Parteien.

Die Krankheit stammt von den Säften. Von den Säften. Denn wenn der Mensch nur einen Saft in sich hätte, wenn der Mensch eine Einheit ausmachte, so würde er Schmerz und Krankheit nicht fühlen. Oder selbst, wenn er es thäte, so würde das Mittel hiergegen auch immer nur eines sein. Aber jetzt sind der Mittel viele, wie der Krankheiten viele sind.

Die menschlichen Säfte — Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle — müssen alle vier zur Stelle sein, damit der Mensch überhaupt leben kann. Das Leben ist eine Flamme, die angezündet wird, brennt und zuletzt erlischt. Solange sie brennt, wird sie von dem Öl des Lebens, das aus diesen vier Säften zusammengesetzt ist, gespeist. Aber die Zusammensetzung ist nicht zu jeder Zeit eine und dieselbe. Im Gegenteil, sie wechselt beständig. In der Kindheit und Jugend, im Frühjahr, in den ersten sechs Stunden des Tages ist das Blut vorherrschend. Im ersten Mannesalter, im Sommer und im zweiten Viertel des Tages ist die gelbe Galle bei Macht. Im Herbste, im späteren Mannesalter, im dritten Viertel des Tages ist das Blut im Minimum und die schwarze Galle im Maximum. Beim Greise endlich, im Winter und im letzten Teile der Nacht ist der Schleim

das überwiegende. Dies ist die rhythmische Bewegung der Säfte, die natürlicherweise am schwächsten in den Tageszeiten, deutlicher in den Jahreszeiten, am deutlichsten in den vier Lebensaltern zum Ausdrucke kommt.

Aber abgesehen von diesen regelmäßigen Ebbe- und Flutzeiten der Säfte, können auch andere entstehen, welche sie in unerwartet heftige Bewegung setzen und ihr inneres normales Gleichgewicht stören. Diese unregelmäßigen Verschiebungen mit den aus ihnen sich ergebenden Unannehmlichkeiten und Schmerzen sind es, was man Krankheiten nennt. Welches ist der Grund, daß diese entstehen?

Abgesehen von den rein äußerlichen Veranlassungen, die durch eine Beschädigung des Behälters selbst hervorgerufen sind, indem z. B. ein Glied abgehauen wird oder etwas ähnliches, wobei ja der hierdurch erzeugte Blutverlust eine weitere Erklärung überflüssig macht — abgesehen davon muß man von allen anderen Krankheiten annehmen, daß sie bei der ununterbrochen stattfindenden Erneuerung der Säfte entstehen. Diese Erneuerung der Säfte geht auf doppeltem Wege vor sich, teils durch die Ernährung, teils durch die Atmung. Diese Formen eines neuen Aufgusses sind beide unentbehrlich; bleiben sie aus, so stirbt der Mensch. Aber als eine Folge des Aufgießens können die vorhandenen Säfte leicht in eine verkehrte Bewegung geraten und hierdurch Krankheiten entstehen. Wenn man zu wissen wünscht, auf welchem der beiden Wege die Krankheit in den Säften entstanden ist, soll man nach Hippokrates auf folgendes Acht geben: „Wenn mehrere Menschen zu derselben Zeit an einer und derselben Krankheitsart leiden, so muß man schließen, daß die Ursache gemeinsam ist, und daß sie sich von etwas herschreibt, was alle brauchen; aber dies ist gerade die Luft, welche wir einatmen. Denn es ist klar, daß die bei jedem einzelnen verschiedene Lebensweise nicht an einer Krankheit

Schuld sein kann, welche sich auf alle erstreckt, auf junge und alte, auf Männer und Weiber, auf solche, die Wasser, und solche, die Wein trinken, auf solche, die Gerstenbrot, und solche, die Weizenbrot essen, auf solche, die sich abarbeiten müssen, und solche, die nur wenig arbeiten. Da liegt die Ursache nicht in der Diät, die ja verschieden ist, sondern in der Luft, welche alle einatmen, und welche ziemlich sicher zuweilen Dünste enthält, die schädlich sind. Umgekehrt, wenn zu gleicher Zeit Krankheiten aller Art entstehen, so ist es klar, daß die Diät bei den einzelnen die Ursache der Krankheit ist, und es muß eine Behandlung angewendet werden, welche der Erzeugung der Krankheit entgegengesetzt ist; es muß die Diät gewechselt werden." (Daremberg I, 113—14).

Die Krankheiten, welche in Verbindung mit der Diät stehen, sind am leichtesten zu bestimmen und zu behandeln. „Wenn es das Warme oder das Kalte, das Trockene oder das Feuchte ist, das dem Menschen Schaden thut, so muß ein tüchtiger Arzt das Kalte mit Hilfe des Warmen, das Warme durch das Kalte, das Feuchte durch das Trockene, das Trockene durch das Feuchte heilen. Aber wir wollen uns einen Menschen denken, der nicht weiter stark, am ehesten von schwacher Körperbeschaffenheit ist, und annehmen, daß derselbe Mensch Korn ißt, ganz wie es von der Tenne kommt, roh und ohne Zubereitung, ebenso rohes Fleisch und hierzu Wasser trinkt. Ich bin gewiß, es wird nicht lange dauern, dann wird er bei einer derartigen Diät sowohl schwere als viele Unannehmlichkeiten verspüren. Er wird Schmerzen leiden, mager werden, seine Verdauung wird ganz in Unordnung kommen, und er wird nicht lange leben können. Welches Heilmittel soll man nun unter solchen Umständen anordnen? Das Warme oder das Kalte, das Trockene oder das Feuchte? Keines davon. Denn nur, wenn eines von diesen ihn krank gemacht hat, soll man das entgegen-

gesetzte anwenden, um ihn zu heilen. Sonst soll man seine Gedanken brauchen und in einem Falle wie diesem eine Änderung der Diät verschreiben, Brot statt Korn, gekochtes Fleisch statt rohes, und nach dem Essen Wein. Es kann garnicht daran fehlen, daß der Kranke durch diese Veränderung sich wieder erholen wird, es wäre denn, daß seine Gesundheit durch seine lange thörichte Diät vollständig ruiniert ist. Was soll man nun, wenn er sich erholt, als das Heilmittel angeben? Sind es kalte Bestandteile, die ihn krank, warme, die ihn gesund gemacht haben? oder vielleicht umgekehrt? Ich glaube, man würde in Verlegenheit kommen, wenn man hierauf antworten sollte; denn ist es das Warme oder das Kalte, das Trockene oder das Feuchte, das man entfernt, indem man Korn zu Brot verarbeitet?"

Nein, die Fälle, welche die Wirklichkeit uns vor Augen führt, sind selten so einfach, daß das Ganze mit den Antworten Kaltes für Warmes, Trockenes für Feuchtes oder umgekehrt erledigt wäre. „Der menschliche Körper beherbergt bittere Stoffe und salzige, süße, saure, scharfe, schale und tausend andere, deren Eigenschaften bei uns unendlich wechseln, je nach ihrer Menge und Stärke. Sind Mischung und Gleichgewicht recht, so bleiben sie unbemerkt und rufen keine Empfindung hervor. Aber wenn ein einziger von ihnen sich von den anderen loslöst und heraustritt, so wird er sichtbar und wirkt dann schmerzhaft. Ebenso verhält es sich mit den Nahrungsmitteln, welche nicht für den Menschen passen, und deren Verdauung ihn krank macht. Jedes von ihnen hat eine Eigenschaft, welche nicht mit dem Übrigen im Gespann gehen will, etwas Bitteres, etwas Salziges, etwas Saures, oder worauf sonst seine unbekömmliche Stärke beruht. Hierunter leidet unsere Gesundheit, ganz als ob ein Stoff in unserem Körper sich losgelöst hätte und sich nicht länger der gemeinsamen Einheit unterordnen wollte.

„Achte z. B. einmal darauf, wenn der bittere Saft, den man die gelbe Galle nennt, die Oberhand gewinnt. In welcher Beklemmung, Hitze, Schwächeempfindung äußert sie sich! Aber in demselben Augenblicke, in welchem der Kranke entweder von selbst oder mit Hilfe eines Brechmittels von dieser Galle befreit und entleert wird, sind aller Schmerz und alle Fieberhitze gleichzeitig fort. Aber so lange diese Säfte im Spiele sind, ungekocht, ungemischt, so giebt es keine Art und Weise, den Schmerz und das Fieber aufzuhalten." (Daremberg, Hist. d. sciences méd. I 133—35).

Die Krankheiten dagegen, welche in Verbindung mit der Luft stehen, sind schwieriger zu bestimmen und zu behandeln.

Mit der Luft verhält es sich innerhalb des menschlichen Körpers ebenso wie außerhalb; sie ist allgegenwärtig, die stärkest wirkende Kraft von allen, aber unsichtbar. „Was ist der Wind? ein Luftstrom. Nimmt er an Stärke zu, so reißt er Bäume mit den Wurzeln aus, das Meer wälzt sich in hohen Wellen und Schiffe von unermeßlicher Größe werden wie nichts in die Höhe gehoben. Wo ist die Luft nicht? Der ganze Raum zwischen Himmel und Erde ist mit Luft erfüllt. Ihr kalter Hauch ruft den Winter hervor, ihr warmer den Sommer. Der Gang der Sonne, des Mondes und aller Sterne ist von der Luft bedingt. Denn der Luftzug ist die Nahrung des Feuers, und ohne Luft könnte das Feuer nicht leben. Auch das Meer ist von Luft durchdrungen; denn wie sollten die Schwimmtiere sonst leben können, wenn sie nicht Luft aus dem Wasser ziehen könnten? Die Erde endlich ist der Grund, auf welchem die Luft ruht, der Schauplatz ihrer Kraft, denn nichts ist luftleer."

Ganz ebenso innerhalb des menschlichen Körpers. Die Luft ist die unsichtbare, unentbehrliche, stärkste Kraft überall. Hört die Atmung auf, so ist zugleich das Leben vorbei. Durch die Lungen dringt die Luft ein, kühlt und nährt die innere

Wärme, wallt als Pulsschlag durch die Adern, durchdringt alle Säfte. Kann da Jemand daran zweifeln, daß die Luft auch für alle Krankheiten die wichtigste Quelle ist? Unvermerkt verunreinigt sie die Säfte, erhitzt das Fieberfeuer, läßt die Brust wie ein Meer wogen und stampft wie Hammerschlag in den Pulsadern. Aber ihre Wirkungsart ist nicht augenscheinlich wie die der Nahrung. Die Krankheiten, welche von der Luft herrühren, lassen sich nicht einfach durch einen Wechsel der Diät verdrängen. Die Behandlung ist hier weit schwieriger.

Wie jeder einsehen wird, hat sich die Frage nach der Natur der Krankheiten immer mehr verwickelt. Es fing damit an, daß, als Alles nur aus Warm und Kalt, Trocken und Feucht bestand, die Krankheit einfach durch Anwendung des entgegengesetzten geheilt wurde: zu viel Wärme durch das Kalte, zuviel Trockenheit durch das Feuchte u. s. w. Dann stellte sich heraus, daß bei den meisten Krankheiten, d. h. bei all denen, welche von Essen und Trinken herrühren, die Sache hiermit nicht abgethan war. Die Krankheit bestand hier in der Überhandnahme von etwas Einzelnem, dem Sauren oder dem Süßen, dem Bitteren oder dem Salzigen, dem Scharfen oder dem Faden u. s. w., und sie wich erst, wenn diese Oberherrschaft gehoben wurde. Endlich zeigt es sich jetzt, daß bei den Krankheiten, welche von der Luft herstammen, und das thun sie eigentlich alle, der Krankheitserzeuger nicht wahrnehmbar ist. Aber damit scheint die Heilung entweder ausgeschlossen oder ganz dem Zufalle überlassen zu sein.

Scheinbar ist hier dem Arzte und seiner Kunst der Weg versperrt, aber auch nur scheinbar. Bei näherem Hinsehen tauchen hier nämlich gewisse entscheidende Anhaltepunkte auf, welche die Möglichkeit eines Eingreifens gewähren. Nach der Erklärung des Hippokrates — jedenfalls wie sie vom 16. Jahrhundert verstanden wurde — ist die Krankheit in

der Regel ein von außen herbeigeführtes Mißverhältnis in der Zusammensetzung der Säfte. Zu erkennen giebt es sich daran, daß etwas „weh thut". Bei jedem herrscht dann das natürliche Bedürfnis vor, daß dieses aufhöre. Aber es hört erst auf, wenn das Übel gehoben wird.

Der aufmerksame Beobachter wird in dieser Erklärung sofort zweier Eigentümlichkeiten gewahr werden. Die Krankheit ist ein Übel, die Störung einer vorher herrschenden Harmonie, welche das Bedürfnis hat wieder hergestellt zu werden. Und die Krankheit hat ihre Wurzel nicht in dem angegriffenen Organ, sondern ist nur ein Mißverhältnis in der Zusammensetzung der Säfte. Sie läßt sich darum von oben abschäumen, ebenso wie das überflüssige Unreine, das obenauf schwimmt, wenn man Saft kocht.

In diesen beiden Anschauungsweisen ist die ganze Auffassung gegeben. Die Krankheit ist nicht etwas natürliches und selbstverständliches. Die Natur selbst sucht sie zu bekämpfen und los zu werden. In der menschlichen Natur hat darum der Arzt seinen besten Verbündeten gegen das Übel. Die Natur ist selbst ihr vortrefflichster Arzt.

Diese Zweckmäßigkeit der Natur, ihre Teleologie, gehörte zu den dankbarsten und unerschöpflichen Themen jener Zeit. Unwillkürlich glitt jeder hier herein, und selbst in gelehrten Abhandlungen kam man oft nicht weiter. Die naive Geschwätzigkeit jener Zeit auf diesem Gebiete wird uns verständlicher, wenn man sich erinnert, daß die Zweckmäßigkeit der Natur damals ein neuer Gedanke war. Im Streite gegen die mittelalterlichen Begriffe von der Natur als dem Nichtigen oder dem Verfluchten, ergriff sie jetzt, von den bewunderten Schriftstellern des Altertums verkündet, alle Gebildeten. Auf dem Gebiete der Heilkunde gab sie eine sehr bequeme Voraussetzung ab. Denn wenn die menschliche Natur selbst dem Gesunden zustrebt und immer auf die beste Art und

Weise dazu mithilft die Krankheit los zu werden, dann würde es sehr wunderlich sein, wenn eine Heilung sich nicht erreichen ließe.

Auch die Bestimmung dessen, was Krankheit wäre, bot keine unüberwindlichen Schwierigkeiten dar. Die Krankheit war das Übel, das einem angeflogen war und wieder entfernt werden sollte. Sie bestand blos in einer Störung der Harmonie der Säfte, und diese mußte sich doch wieder gewinnen lassen. Sie hatte ihre Wurzel nicht in einem einzelnen, im Grunde angefressenen Punkte, in etwas Unwiederherstellbarem, sondern war infolge ihrer Natur blos vorübergehend. In dieser Auffassung der Krankheit spürt man ziemlich deutlich den Eindruck der beiden häufigsten Übelbefinden, des Fiebers und der rheumatischen Schmerzen. Was die Züge der Auffassung weich macht, ist nicht blos ein ursprünglich griechischer, lichter Blick auf das Leben, sondern zugleich der Mangel an ausreichenden anatomischen und physiologischen Kenntnissen. Noch ist es die Leichtfüßigkeit der Jugend, nicht die schwere Last der Kenntnisse, wenn es in der Definition des 16. Jahrhunderts heißt: Die Krankheit ist ein Übel, das seinen Sitz in den Säften hat; kenntlich ist sie an zwei Symptomen: Schmerzen an verschiedenen Stellen und Fieber.

Und endlich ist diese lichte Anschauungsweise bestrebt, der Krankheit jeden Stützpunkt zu entziehen in der folgenden Erklärung: Was ist das Hauptsymptom der Krankheit, das Fieber, anderes, als der Versuch der Natur selbst das Übel auszuscheiden, das Störende los zu werden? Die Fieberhitze, die Atemnot, der heftig schlagende Puls, das ist ja alles zusammen der sichtbare Ausdruck für die Bemühungen der Natur, den Kessel zum Sieden zu bringen und das Übel mittels Kochen auszuscheiden. Die Krankheit ist der Natur eigenes Streben nach Gesundheit.

Von Voraussetzungen wie diesen aus mußte das Geschäft des Arztes auf eine Unterstützung der Natur herauskommen. Die Natur war der Jäger, der Arzt nur ein Treiber, der das Übel daran zu hindern hatte, sich an irgend einer Stelle festzusetzen oder auf dem verkehrten Wege herauszubrechen und so dem treffsicheren Schuß der Natur zu entgehen. Die Aufgabe des Arztes teilte sich also hier in die beiden, erst absperren, dann treiben.

Die Absperrung bestand in der Abschneidung der beiden Wege, auf welchen die Säfte bis dahin Zufuhr erhalten hatten. Das war ja durch Nahrung und Luft gewesen. Der Kranke wurde also auf eine Hungerkur gesetzt; entgegengesetzten Falles setzte man sich nämlich der Gefahr aus, anstatt des Kranken das Fieber zu nähren. Nur ein möglichst dünner Labetrunk war im Anfange der Krankheit zulässig, jede andere Nahrung verboten. Gleichzeitig hiermit wurde der Kranke von der Luft abgesperrt, indem alle Fenster und Thüren des Zimmers, in dem er lag, sorgfältig verschlossen gehalten wurden. Ließ man ihn nämlich frische Luft schöpfen, so setzte man sich derselben Gefahr aus, das Fieber zu nähren, da ja niemand wußte, ob nicht gerade diese Krankheit durch die Luft herbeigeführt war. Eine Krankenstube des 16. Jahrhunderts verlangte warme und nie erneute Luft. Dieser Teil der Kur würde möglicherweise der schlimmste gewesen sein, wenn nicht hier die damalige Bauart barmherzig Hilfe gespendet hätte. Ein Kamin war, mochte er nun im Sommer leer stehen oder im Winter von brennenden Holzkloben leuchten, immer ein rücksichtsloser Lufterneuerer.

Die Vertreibung des Übels war natürlich der schwierigste Teil in der Wirksamkeit des Arztes. Er sollte es verhindern sich fest zu setzen, und er sollte es auf dem rechten Wege vertreiben. Zur Entfernung des Übels aus dem Haupte und dem Inneren wendete man die alte Regel an, daß das

Entgegengesetzte verdrängt. Jedoch scheint man sich seltener daran gewagt zu haben, Kaltes gegen Hitze anzuwenden; man zog es vor an anderen Punkten noch stärkere Wärme zu entwickeln und so durch höheres Angebot den Absatz dorthin zu locken. Auf diese Weise wurden in Form von Sauerteig unter den Füßen, spanischen Fliegen und Zugpflastern Fieberfeuer angezündet. Aber die entscheidende Aufgabe war doch natürlich nicht blos, das Übel flüchtig herumzujagen, sondern es ganz fort zu treiben. Da das Übel ja immer seine Wurzel in der unrichtigen Verteilung der Säfte hatte, in der Regel in der allzustarken Überschüssigkeit eines einzelnen Saftes, so war hiermit das entscheidende Verfahren gegeben. Das Gefäß mußte ausgeleert werden, um dem Übel einen Ablauf zu verschaffen. So etwas konnte nach oben, nach unten vor sich gehen, oder indem man irgendwo ein Loch schlug. Vomieren, Purgieren und Blutabzapfung wurden die eigentlichen Heilmittel jener Zeit.

Die Kunst des Arztes bestand darin, zu entscheiden, wann der rechte Zeitpunkt gekommen wäre, eines dieser drei Mittel anzuwenden, und darin, zu bestimmen, welches von ihnen hier angewendet werden sollte. Es war nämlich unrichtig einen Ablauf schaffen zu wollen, während die Säfte noch „roh" waren. Man sollte warten, bis das „Kochen" stattgefunden hätte. Sie sollten auch nicht alle auf demselben Wege fort. Die Galle sollte nach oben. Der Schleim dagegen, der aus dem Hirn fließt und sich leicht in der Brust festsetzt, sollte nach unten. Das Blut sollte natürlich nach außen. Aber wo sollte man in solchem Falle das Loch schlagen? Das konnte nur die Weisheit des Arztes entscheiden. Da indessen die Anzahl der wirklichen Ärzte nur sehr gering war, nahm sich in der Praxis das Verhältnis in der Regel so aus: Viele säfteerfüllten Gefäße bedurften beständig der Entleerung. Da es nun nicht jedermanns

Sache war, zu entscheiden, ob z. B. Stechen in der Brust, Spannung im Unterleib oder Sausen in den Ohren Überfluß an Schleim, Blut oder Galle bedeutete, so ging man versuchsweise vor und goß das Gefäß erst auf eine Weise aus, dann auf eine andere, schließlich mit Hilfe des Baders auf eine dritte, bis die Säfte wieder in Ordnung gekommen waren.

Henrik Ranzaus obenerwähntes medizinisches Buch (de conservanda valetudine) giebt uns ein deutliches Bild sowohl davon, wie diese Auffassung sich in dem Bewußtsein eines wirklich Gebildeten gestaltete, als auch davon, wie die dem entsprechenden Verhältnisse sich bei den Bestgestellten der Gesellschaft ausnahmen, ehe allzu starke Übertreibungen sich noch geltend gemacht hatten. Um das Gewicht seiner Worte vollständig würdigen zu können, muß man sich erinnern, daß dieses Buch ursprünglich nur als Lebenserfahrungen und als väterliche, für seine Söhne bestimmte Ratschläge niedergeschrieben war. Als es mit seiner Erlaubnis im Jahre 1576 in Leipzig gedruckt wurde, erlebte es Auflage über Auflage in Leipzig, in Frankfurt und in Antwerpen, in Prag und in Basel, ein schlagender Beweis, daß es einem Bedürfnisse der Zeit entsprach. Sein gemäßigter Standpunkt und seine Allseitigkeit erweisen sich unter anderem darin, daß er nicht ein blinder Bewunderer des Hippokrates ist, sondern, wie vorher angedeutet, hiermit die Lehre zu vereinigen sucht, daß die Krankheit von Gott, vom Teufel und von den Sternen stamme. Seinem Plane entsprechend giebt das Buch nicht die strenge Kur, welche der Arzt im Notfalle anwenden soll, sondern das milde alltägliche Verfahren, das derjenige, der gesund leben will, zu befolgen hat.

Henrik Ranzaus Gedankengang ist dieser: Die Säfte des Menschen werden durch tägliche Aussonderungen des Unnützen oder Überflüssigen in Ordnung gehalten. Das ge-

schieht unter drei Formen: Schweiß, Stuhlgang und Wasserlassen. Durch Schweiß wird der überflüssige wasserartige und kalte Saft ausgekocht. Zuweilen ist es notwendig den Schweiß hervorzurufen z. B. während pestartiger Fieber, bei denen man diesen schädlichen Saft herauslocken muß, da er die inneren Teile bedroht. Den Schweiß kann man hervorrufen durch Steine, die man mit Wein durchtränkt, darauf am Feuer erhitzt und mit Leinwand umwunden hat. Der beste Schweiß ist der, in welchen man durch Reiten, Jagen oder angenehme Leibesübungen kommt. Aber nach solchen Übungen solltet ihr den Schweiß durch eine Abreibung abtrocknen lassen, Kälte vermeiden und euch zudecken. Denn der Übergang von Wärme zu Kälte ist gefährlich. — Durch den Stuhlgang wird das Unnütze entfernt, das beim Kochen im Magen übrig geblieben ist. Ein lockerer und leichter Magen ist eine der wichtigsten Bedingungen für das Wohlbefinden. Denn die Reinigungen, welche von selbst mit Hilfe (beneficium) der Natur stattfinden, sind die gesundesten. Die Exkremente sollen weder zu hart noch zu flüssig sein, sondern weich, so daß sie sich mit Behagen und Leichtigkeit entfernen. Zu große Trockenheit ist ein Beweis, daß die innere Hitze zu stark ist; zu große Feuchtigkeit bedeutet eine Schwäche der inneren Teile. Der Stuhlgang soll zweimal täglich stattfinden, am Morgen, wenn ihr aufgestanden seid, und am Abend, wenn ihr zu Bett gehen wollt. Haltet nie einen Wind zurück, wenn ihr allein seid! — In diesem letzten Zusatze verrät Henrik Ranzau sich als Hofmann. Der bekannte Humanist Erasmus erklärt es in seinem Buche „Von der Höflichkeit im Umgange" (de civilitate morum, 1530 p. 26) für ausreichend, in Gegenwart anderer ihn blos „durch Husten zu übertönen" (tussi crepitum dissimulare).

Der Urin ist der Schmutz von Lunge und Gehirn.

Ihm muß man so oft Ablauf gewähren, als sich Gelegenheit bietet; denn es ist ungesund, ihn zurück zu halten.

Aber außer diesen täglichen und regelmäßigen Aussonderungen giebt es andere Formen der Entleerung, welche ebenso bei gewissen Gelegenheiten für die Gesundheit ersprießlich, ja notwendig sein können. Das sind diese drei: Blutabzapfung, künstlich hervorgerufener Stuhlgang und Erbrechen.

Der Nutzen des Blutes im Körper besteht darin, daß es alle Teile nährt und erneuert. Wenn man Blut abzapft, gehen darum zusammen mit dem überflüssigen Blute Lebensgeister und Lebenskraft verloren. Galenus hat mit Recht bemerkt, daß Unmäßigen, Trunkenbolden und Schlemmern vom Aderlaß nicht sonderlich besser wird. Selbst wenn ihr häufige und gewaltsame Übungen vornehmt, vielleicht euer Leben nicht ganz nach einem Lineal lebt und auch nicht immer die erforderliche Mäßigkeit beweist, so will ich euch doch bestimmt abraten, so lange ihr gesund seid, häufig den Aderlaß zu gebrauchen, besonders in strengem Winter oder in heißer Sommerszeit. Man setzt sich so leicht der Gefahr aus, daß der leere Platz in den Adern, den das lebensvolle Blut verlassen hat, dann vom Wasser eingenommen wird. Etwas ganz anderes ist es, wenn ihr krank seid, an Vollblütigkeit oder an einer lokalen Entzündung leidet. Dann durchbrecht meine Regel und laßt euch von einem tüchtigen Arzte zur Ader lassen.

Doch rate ich, lieber Schröpfköpfe zu gebrauchen. Sie sind nicht so gefährlich wie der gewöhnliche Aderlaß, bei welchem das Eisen zuweilen die Ader beschädigen kann, so daß der ganze Arm anschwillt. Einzelne Ärzte und Sterndeuter behaupten, daß dies in Verbindung mit einer bestimmten Stellung der Sterne bei der Geburt des betreffenden stände. Wenn im späteren Leben der Aderlaß in demselben

Zeichen vorgenommen wird, kann es leicht den Tod zur Folge haben. Früher war es Mode Blutegel zu gebrauchen, doch jetzt ist dies veraltet. Meine Mume, die Äbtissin des Klosters Itzehoe war und in einem Alter von 80 Jahren starb, pflegte in jedem Jahr, so lange sie lebte, Blutegel anstatt Schröpfköpfe brauchen. Sie war nämlich korpulent und vollblütig. Ich muß ganz kurz erzählen, wie sie es anstellte. Es war besonders zwischen Pfingsten und Johannis oder um den Bartholomäustag herum, daß sie die Kur anwendete; dann setzte sie vier Blutegel an jeden Fuß und zwei an jeden Arm, zuweilen gleichzeitig noch ein paar zwischen beide Schulterblätter, um dem Kopf Blut zu entziehen. — Die Blutegel sollen um 12 Uhr mittags angesetzt werden und dürfen, so lange sie ziehen, nicht vor 6 Uhr abends abgenommen werden. In der Regel fallen sie von selbst ab. Wollen sie das nicht, so kann man ihnen ein wenig Salz auf den Kopf streuen, dann lassen sie sofort los. Die Löcher, welche sie gebissen haben, sollen mit Leinöl oder Schwamm geschlossen werden, denn sonst quellen ab und zu blutige Thränen aus ihnen heraus.

Purgierung kann zuweilen notwendig sein, aber dieses Mittel zu oft anzuwenden ist schädlich. Diejenigen, welche häufig purgieren, altern schnell. Denn es kann nicht geschehen ohne Anwendung von Gift. Magen und Herz erschlaffen, viele Lebensgeister gehen verloren, und in den inneren Säften entsteht eine zu große Bewegung. Darum lege ich es euch ans Herz, meine Kinder, alles Purgieren zu vermeiden, jedenfalls den allzu gewaltsamen Gebrauch davon. Wenn einer die rechten Nahrungsmittel benutzt, hat er das Purgieren nicht nötig. Hamburger Bier z. B. wirkt solid abführend und erweichend. Bier mit Senfblättern oder Wasser mit gekochten Damaszenerpflaumen thut dasselbe. Ich muß euch jedoch ein paar Abführmittel nennen. Mein

Vater pflegte zu äußerlichem Gebrauche jedesmal, wenn er krank war, „Eichel" anzuwenden, auf folgende Art zubereitet: Nimm dick gekochten Honig, und mische ihn mit Weizenmehl. Lege ihn dann auf den Tisch, thue frische ungesalzene Butter darein und rolle ihn in dünne, längliche Form. Tauche ihn schnell in Öl und führe ihn ein. — Zum Klystier ist gut ein Dekokt von Cichorienwurzel, Malve, Kamillenblüten oder etwas Veilchenöl dazwischen. — Der Leibarzt Friedrichs II. hat mir folgendes Abführmittel mitgeteilt, das sowohl der König selbst als auch viele Edelleute gebrauchen: 30 Gramm Senfblätter, 8 Gramm besten Rhabarber, 12 Gramm feine Champignon und 45 Gramm guten Zimmet, aufgesetzt auf einen Krug lauen Rheinweins bester Sorte.

Die vortrefflichste von allen Arten der Entleerung ist das Erbrechen. Häufiges Erbrechen ist ein Zeichen von Gesundheit. Es treibt die schädlichen Säfte aus der Quelle selbst aus und reinigt den Hauptraum des Magens und seine Falten von jeder Unreinlichkeit. Wiewohl es von unten heraufbricht, bringt es doch schließlich dem Kopfe und dem ganzen übrigen Körper Erleichterung. Was beim Stuhlgang nicht mitgegangen, das wird hier ganz herausgespült. Darum muß man jeden Monat zweimal vomieren, und zwar jedesmal zwei Tage hintereinander. Denn was am ersten Tage zurückblieb, das wird am zweiten herausgejagt. Hat man Übelkeit, kann aber nicht erbrechen, so kann es erreicht werden, indem man warmes Wasser mit Salz und Butter darin trinkt, oder den Finger tief in den Mund hineinsteckt. Aber die verdorbene Speise im Magen zurückzubehalten ist in Wahrheit ein Verderb für den Körper. Das Erbrechen geht leichter von statten, wenn man etwas vorher ein Gemisch von Essig und Honig trinkt, und später, um es zu unterhalten, laues Wasser mit ein wenig Butter darin trinkt. Wenn ich genötigt bin an geselligen Zusammenkünften von Freunden teilzunehmen,

und bei solcher Gelegenheit den Magen mehr, als ihm gut thut, mit Wein, Bier und einer Menge verschiedenartiger Gerichte zu füllen, so überlasse ich mich dem ohne Scheu, damit ich es um so leichter durch Erbrechen wieder los werden kann. Das rufe ich dann hervor, indem ich den Finger in den Mund stecke.

Das Erbrechen soll in einem warmen Raume vor sich gehen. Gesicht, Mund, Augen, Hände, Zähne soll man sich nachher mit Wasser waschen, in welches halb Essig, halb Rosenwasser gemischt ist. Während des Erbrechens soll man den Daumen der linken Hand fest gegen die hohle Handfläche der rechten gedrückt halten. Ein Erbrechen ohne sonderliche Beschwerden kann man herbeiführen, wenn man einen halben Becher Weißwein trinkt mit eingeweichter Walnußrinde darin, die in der Nähe der Wurzel abgenommen ist. Die Rinde muß klein geschnitten sein, ein paar Lot wiegen und eine ganze Nacht geweicht sein. Das soll man früh am nächsten Morgen trinken, nachdem man gegessen hat, oder kurz vorher. Erbrechen mehr als zweimal monatlich ist schädlich. Während einer Krankheit und am kritischen Tage ist es gut, wenn es Linderung mit sich bringt. Aber bei pestartigen Fiebern ist es immer schädlich. Ein übertriebenes Erbrechen, das die Körperkräfte vollständig mitnimmt, soll man auf folgende Art zum Aufhören bringen: Der Erbrechende wird gewaschen und abgerieben. Darauf werden ihm die äußersten Teile des Körpers mit Hilfe von Bändern heftig zusammengezwängt, die Füße werden in warmes Wasser gebracht, und man läßt ihn kalte Gerüche z. B. Rosen, Veilchen, Myrten, Kampher einziehen. Bricht er das Essen wieder aus, so setzt man ihm einen Schröpfkopf an die Herzgrube.

Was nicht zum wenigsten an Henrik Ranzaus Darstellung anspricht, das ist sowohl die Offenherzigkeit, mit welcher er Bescheid giebt, als auch der praktische Sinn, mit welchem

dieser den Verhältnissen angepaßt ist. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß er darin Recht hatte, daß gegenüber den damaligen Übertreibungen im Genusse von Speise und Trank die schnelle Justiz der Vomierung der Purgierung und dem Aderlasse vorzuziehen war. Seine Vorliebe für die Vomierung muß indessen als das aufgefaßt werden, was sie war, als eine individuelle Meinung, welche mit der gangbaren im Streite lag. In der allgemeinen Beurteilung wurden alle drei Mittel gleich hoch gestellt, am ersten noch mit der Neigung, den Aderlaß über die beiden einfacheren, Purgierung und Vomierung, zu stellen. Wie allgemein der Aderlaß angewendet wurde, kann man an den unbedeutenden Anlässen sehen, welche sowohl nach dem dänischen „Arztbuche" des Henrik Smid als auch nach dem schwedischen des Benedictus Olai als ausreichender Grund für die Anwendung dieses Mittels betrachtet wurden. Henrik Smid führt unter solchen an: Wenn durch Überfluß an Blut das Gesicht rot ist oder die Adern groß und voll heraustreten. Wenn phlegmatische oder melancholische Säfte einen regieren; wenn man merkt, daß das Blut zu heiß ist; wenn einem die Nase zu viel blutet u. s. w. (En skön nyttelig Laegebog 1557 Cap. 39.)

Häufig wurde der Aderlaß zu bestimmten Zeiten im Jahre ohne besondere Veranlassung, blos als Präservativ im allgemeinen, angewendet. Indem Henrik Smid bemerkt, daß, wenn man 70—80 Jahr alt geworden ist, es am besten ist hiermit aufzuhören, fügt er dafür hinzu: „Derjenige, welcher an Aderlaß gewohnt ist, soll ihn nicht ganz aufgeben, selbst wenn er alt geworden ist, sondern mit der Zeit in der Weise: Wenn er gewohnt war, sich viermal im Jahre zur Ader zu lassen, und er will es aufgeben, da soll er sich im zweiten Jahre dreimal zur Ader lassen und im dritten Jahre zweimal" u. s. w.

Es war eine nicht so ganz leichte Sache zu entscheiden, wann man sich zur Ader lassen sollte. Als allgemeine Regel stellt Henrik Smid auf, daß man es im Frühling thun soll, denn da ist der Körper voll von Säften und zu Krankheiten geneigt. Im Sommer soll man es sein lassen, denn zu der Zeit sind alle Säfte sehr dünn, und dann läuft leicht das gute Blut aus anstatt des schlechten. Im Spätjahr dagegen ist die rechte Zeit, denn da wird das Blut von seiner Dicke gereinigt. Im Winter endlich soll man sich dessen enthalten, denn da sind die Säfte zähe und fließen nicht, indem die Natur sie zur Vermehrung der natürlichen Wärme zusammenzieht. Aber mit dieser allgemeinen Regel war man noch lange nicht fertig. Man sollte ferner darauf achten, ob der Mond in einem „wasserartigen oder erdreichen Zeichen stand, als wie Stier, Jungfrau, Steinbock, Krebs, Skorpion", denn da ist es nicht gut „eine Ader schlagen zu lassen". „Aber wenn der Mond in der Wage, im Schützen und im Wassermann steht, da ist es gut sich zur Ader zu lassen, doch mit dem Unterschied, daß man sich nicht an dem Gliede zur Ader läßt, über welches das betreffende Zeichen regiert." Jedes der zwölf Himmelszeichen entsprach nämlich einem Körperteil. Diesen durfte man nicht zur Ader lassen, wenn Sonne oder Mond in seinem herrschenden Zeichen standen. Z. B. „Wenn der Mond im Zeichen des Widders steht, ist ein Aderlaß gut, aber nicht an der Kopfader" u. s. w. Außerdem sollte man auf die Viertel des Mondes achten. Das erste ist warm und feucht, und da sollen junge Menschen, d. h. über 12 Jahr, sich zur Ader lassen. Das zweite Viertel ist warm und trocken, da sollen die, welche über 30 Jahr sind, sich zur Ader lassen, das dritte Viertel ist kalt und trocken, und in ihm sollen die, welche 50 Jahr sind, sich zur Ader lassen. Das vierte Viertel, das ist kalt und feucht; in ihm sollen die Alten sich zur Ader lassen, wenn sie es nötig

haben. Hierzu kam endlich, daß die verschiedenen Wochentage nicht gleich gut waren. Und überdies gab es einzelne im ganzen Jahr verstreute Tage, welche „nach weisen und gelehrten Männern in Ägypten" äußerst gefährlich waren. Wenn sich jemand z. B. am 5., 7. oder 23. Mai zur Ader läßt, so „bekommt er gewaltiges Kopfreißen, wird blödsinnig oder toll". „Derjenige, welcher sich am 9. September zur Ader läßt, stirbt im gleichen Jahre, oder wird blind oder auch toll und kommt von Sinnen." (H. Smid Kap. 40—45.)

Sollte man alle diese Rücksichten nehmen, so wurde die Entscheidung, wann man sich zur Ader lassen sollte, schließlich sehr schwer. Im allgemeinen begnügten sich die Leute mit den gereimten Regeln. (Danske Samlinger II 271.)

Januar.

Laß nicht zur Ader, schmier nicht dein Bein!
Dann lebst du ohne Gebrechen und Pein.

Februar.

In meiner Zeit mußt Blut du lassen
Und theeren dich ein mit rechten Maßen.

März.

In meiner Zeit sei sparsam mit Blut!
Doch warm zu baden, das thut dir gut.

April.

In meiner Zeit mußt du dich entschließen
Und lassen die Mittelader fließen.

Aber selbst wenn man diesen Regeln noch so genau folgte, war es doch ein glücklicher Zufall, wenn man keinen Fehler beging. Was half es zu wissen, daß man im Oktober soll leben in frohen Tagen — und lassen die große Ader schlagen, aber im November, wenn der Schütze herrscht, sich nur an den Armen zur Ader lassen darf, und im Dezember

sich in Acht nehmen muß, weil der Steinbock die Kniee beherrscht. Selbst wenn man den rechten Monat aussuchte, so konnte man ja doch mit der verkehrten Wahl des Tages und der Woche unheilvolle Mißgriffe begehen.“

Da half es einem wirklichen Bedürfnisse ab, als man anfing, in gedruckten Almanachen für jedes Jahr die bestimmten Tage anzugeben, an welchen man sich zur Ader lassen und Schröpfköpfe setzen durfte. Vom Nordkap bis zur Elbe wurde nun an diesen bestimmten Tagen das Blut aller Gebildeten vergossen, und die Bader hatten stramm damit zu thun, ihre Kunden sowohl in der Stadt als auch rings auf den Herrenhöfen zufriedenzustellen. Beispielsweise kann man hier die Tagebuchaufzeichnungen des Reichsrates Eske Brock anführen. Vom 26. Januar 1604 heißt es: „Ließen ich, Christence (seine Gemahlin) und Jötte (ihre neunjährige Tochter) uns schröpfen.“ Der ganzen Familie wurden also an diesem Tage Schröpfköpfe gesetzt. Und richtig steht auch in dem gedruckten Almanach für dasselbe Jahr unterm 26. Jannar: „Ausgezeichnet zum Aderlaß. Gut für Bad und Schröpfköpfe.“ (Danske Samlinger II 2, 258.)

Diese Tage, an welchen das Blut floß, waren ebenso kenntlich an einer gewissen Stille. Denn „nachdem man sich zur Ader gelassen hat, soll man nicht arbeiten, nicht zu viel essen oder sich betrunken trinken. Ich habe hier in Malmö ein paar Leute gekannt, die dem entgegen handelten und sich betrunken tranken, gleich nachdem sie zur Ader gelassen waren; und sie bekamen dann das kalte Fieber, das nach wenigen Tagen ihr Herz entzwei schlug und sie aus dem Leben brachte.“ (H. Smid Kap. 47).

Sollte Eske Brock diese Regel am 26. Januar 1604 durchbrochen haben? Es steht kein Kreuz, geschweige denn ein Doppelkreuz bei dem Tage, sowie beim 18. oder 20. desselben Monats, wo versucht ist in Zeichensprache den

Grad des Rausches als das Einfache und Doppelte einer Maßeinheit anzugeben. Aber das konnte bei dieser Gelegenheit auf Grund der Verhältnisse vielleicht vergessen sein. Denn am Tage darauf, am 27. Januar, heißt es betrüblich: „Wurde ich krank an Röteln und mußte zu Bett." Wenn man die warmen und dumpfen Krankenstuben jener Zeit kennt, hat man volles Verständnis für Eske Brocks Worte über die folgenden drei Tage: „Am 28. 29. und 30. war ich recht schwach und elend von der Hitze." Mit dem Grunde zu diesem Krankheitsanfall bei ihm mag es sich verhalten, wie es wolle, gewiß ist, daß wenn er vorher krank geworden wäre, er nur um das Trinken, nicht um die Blutabzapfung gekommen wäre. An einer anderen Stelle seines Tagebuches heißt es so: „Den 31. August war ich sehr übel zu wege. — Den 1. September gab Dr. Peder mir etwas Medizin und hatte ich darauf 16 Sedes. — Den 2. September war ein Bader da und schlug fünfmal daneben und traf fünfmal den Median nicht." (Danske Samlinger II 6, 36).

In diesem Falle wurde die Pferdekur dadurch gemildert, daß der Bader seine Kunst nicht recht verstand. Er war möglicherweise einer von denen, welche Henrik Smid bezeichnet als „einen Säufer oder Biernarren, der eine Ader von der anderen nicht unterscheiden kann, und wenn er einen weißen Hund sieht, da wohl meinen wird, es sei ein Müllersknecht." Recht glücklich war es, daß er sich an dem Median, der mittelsten Ader des Armes versuchte, und nicht an der untersten. Denn von dieser sagt Henrik Smid: „Zu selbiger Ader zu lassen ist gefährlich, denn unter ihr liegt eine der Lebensadern, und wenn man die ritzt, da wird es sehr schlimm, ja oft ist der Tod die Folge davon."

Wie dieses hier auf gut Glück gewählte Beispiel von Eske Brock beweist, war man also mit dem Vergießen der Säfte bei Gesunden schon dreist, aber vollkommen zügellos Kranken

gegenüber. Bei vielen Gelegenheiten, besonders bei größeren Epidemien, macht die Kur fast den Eindruck, als sei hier eine Wette abgeschlossen worden, wer wohl die Kranken vom Leben zum Tode bringen dürfte, die Krankheit oder der Bader. Als im Jahre 1553 die „Pestilenz" in Kopenhagen ausbrach, empfahl die Obrigkeit zum Schutze für Gesunde, daß man sich zur Ader lassen sollte und zwar reichlich, darauf fünf bis sechs Tage fasten und schließlich ein wirksames Abführmittel nehmen mit dem viel versprechenden Namen „Pestpillen," das in der Apotheke fertig zum Verkaufe lag. Wurde man gleichwohl wirklich krank, so bestand die Kur in Aderlaß, Pestpillen und immer so weiter, bis die Krankheit herum war. (Mansa, Bidr. til Folkesygd. Hist. S. 158).

Henrik Smid erwähnt als eine allgemeine Unsitte, daß „man nichts von einer Purganz hält, wenn sie nicht 15 oder 20 Stuhlgänge macht. Manchen reinigt und purgiert man um Gesundheit und Leben." (Om Menniskens Vand. Kbhvn. 1557. Bl. 12).

Mit Unrecht würde man den nordischen Ärzten die Schuld an diesen gewaltsamen Kuren beimessen. Ganz dieselben wurden in Deutschland, England, Frankreich und Italien angewandt. Und hier wie dort erklärte man mit bescheidenem Stolze, daß man solches nicht selbst erfunden hätte. Das hätte man von Avicenna gelernt, der es wieder von Galenus gelernt hätte, der es wieder von Hippokrates gelernt hätte u. s. w. Die Kette war in Ordnung bis fast ganz hinauf ins goldene Zeitalter, bei dessen Abschluß es ja erlaubt worden war Blut zu vergießen. Vomierung und Purgierung waren vermutlich schon vor der Sündflut angewendet worden, möglicherweise schon im Garten Eden. Selbst so gewagte Ausdrücke wie z. B. der oben angeführte von Henrik Ranzau: „Häufiges Erbrechen ist ein Zeichen von Gesundheit", wurden bei den damaligen Schriftstellern zuletzt zu Trivialitäten,

über welche Araber, Griechen und Ägypter schon längst einig gewesen wären.

Ein paar Beispiele werden den Zustand außerhalb des Nordens verdeutlichen. Ludwig XIII. von Frankreich benutzte in einem und demselben Jahre 215 mal Purgiermittel und 312 mal Klystiere. (A. Franklin, Les médicaments p. 66). Ein Schneider aus Dresden, Christoph Rinck, der sich als junger Bursche zu derselben Zeit in Paris aufhielt, erkrankte, und da Aderlasse nichts halfen, wurde er in das Hospital Hôtel-Dieu gebracht. Hier wurde er zwanzigmal zur Ader gelassen, ehe er entkam. Ein Rundgang im großen Militärspital zu Straßburg, wo 200 Kranke lagen, wird im 18. Jahrhundert so beschrieben: Der Oberarzt tritt ein, gefolgt von einem Bader und einem Apotheker, die notieren sollen, was er verordnet. Am ersten Bett bleibt er stehen. „Wie geht es, Hans?" „Schlecht, Herr Doktor." „Bist du zur Ader gelassen?" „Ja wohl." „Hast du zum Abführen eingenommen?" „Ja wohl." Der Arzt fühlt seinen Puls und diktiert: „Aderlaß und Abführmittel." Der Rundgang wird auf ähnliche Weise fortgesetzt und in Zeit einer halben Stunde beendet. (Jul. Petersen, Hovedmom. i d. medic. Kliniks aeldre Hist. S. 27—29).

Unter solchen Verhältnissen versteht man die Satire in Molières „Der eingebildete Kranke" besser. Hier wird eine Doktorpromotion vorgeführt, bei welcher der Doktorand auf jede Frage, welche Mittel anzuwenden sind, bei den verschiedensten Krankheiten immer blos antwortet:

Gieb ihm Klystier!
Sodann purgier!
Dann kurz und gut
Zapf ab sein Blut!
Und hilft auch das nicht, lieber Mann,
Dann fang damit von vorne an!

Der Chor giebt seinen Beifall zu erkennen:

Herrlich seine Antwort war,
Alles dunkle ist jetzt klar.
Drum ein würdig Glied er sei
Unsrer hochgelehrten Kumpanei!

Wie man an den ausgewählten Beispielen sehen wird, war das Interesse für diese Kuren nicht auf das 16. Jahrhundert beschränkt, sondern im folgenden eher im Steigen. Der Gebrauch des Klystiers erreichte seinen Höhepunkt im Zeitalter Ludwigs XIV., wo es mit Rücksicht auf das Befinden sowohl wie auf den Teint als ein notwendiges Toilettenmittel galt. Selbstverständlich wurde die plumpe Bezeichnung Klystier mit der diskreten Lavement vertauscht (Franklin, Médicaments p. 72—75). Keine Situation schildert den Zustand unter Ludwig XIV. besser als die von Saint-Simon beschriebene, wie die Herzogin von Bourgogne während einer Visite des Königs und der Madame de Maintenon sich unvermerkt bedienen läßt, während sie jene charmant und lächelnd mit ihrer Konversation in Atem hält.

Der Glaube an Vomierung, Purgierung und Aderlaß als die eigentlichen Universalmittel hielt sich ziemlich ungeschwächt noch ein paar Jahrzehnte ins 19. Jahrhundert herein. Harveys Entdeckung vom Kreislauf des Blutes (1628), der doch einen solch entschiedenen Fortschritt in der Kenntnis des menschlichen Inneren bezeichnete, war nicht imstande gewesen ihn zu verdrängen. Zum Weichen brachte ihn erst das vollere Verständnis von der Ernährnng im ganzen, aber besonders das von der Bedeutung des Nervensystemes. Das Auge wurde jetzt dafür geöffnet, eine wie grobkörnige Form des Eingreifens die bloße Ausleerung oft war und wie leicht sie schwächen konnte statt zu nützen. Im „nervösen Jahrhundert" hat die Anwendung der Purgierung und besonders die der Vomierung und des Aderlasses sich

mit reißender Geschwindigkeit verloren. Schon jetzt hat es sich jedoch erwiesen, daß man hierin zu einer anderen Übertreibung gekommen ist, die wieder ausgeglichen werden muß. (J. Grasset, Leçons de clinique médicale, Paris 1898).

Es gehörte ein eigenes Maß von geistigem Gleichgewicht und Überlegenheit dazu, um mit Hippokrates bei der Erklärung stehen zu bleiben: „Die Krankheit beruht auf einem Mißverhältnisse in der Mischung der menschlichen Säfte." Bei aller ihrer Bewunderung für den Meister hatten die Araber sich nicht in dieser ruhigen Schwebe halten können, sondern hatten einen neuen Flügelschlag gewagt, um weiter zu kommen. Ganz dasselbe wiederholte sich im 16. Jahrhunderte, teilweise unter Berufung auf die Araber als Wegleiter, aber in heftigeren, gewaltsameren Formen.

Die Bedeutung der arabischen Geistesentwickelung für Europa war keineswegs mit dem politischen Rückgange der Araber verblichen. Mit der Eroberung von Granada war 1492 ihr letzter Stützpunkt in Spanien gefallen, aber immer weiter noch floß auf einer Menge von Gebieten ihr Gedankengang in das europäische Geistesleben, bestimmte dessen Richtung und hinterließ seine Spuren. Am deutlichsten war dies natürlicherweise in Spanien, Italien und Frankreich. Aber selbst bei den fernen nordischen Völkern setzte er Worte und Ausdrücke ab, welche sich bis auf unsere Tage gehalten haben. Eine Untersuchung dieser beweist uns noch den Umfang und die Richtung dieser Einwirkung. Da war zuerst das Wort „Admiral" ein Ausdruck für den Respekt, welchen die Araber vor ihren Waffen einzuflößen gewußt hatten. Ferner alle die anatomischen und astronomischen Bezeichnungen, welche ihre Überlegenheit auf diesen Gebieten bewiesen: „Algebra",

„Ziffer", „Almanach", „Zenith", „Nadir", „Azimuth" u. s. w. und ein ganz Teil von Sternnamen. Ferner eine Menge Worte, die von ihrer Kunstfertigkeit oder ihrem Geschmack zeugten: „Kattun", „Maroquin", „Kamelot", „Baldachin", „Alkove", „Karaffe" u. s. w.; oder ihre Fähigkeit ein Ding abstrakt anzusehen: „Tarif", „Kaliber". Endlich läßt eine Summe von Worten den Einfluß merken, welchen die arabische Heilkunst im weiteren Sinne auf den europäischen und dadurch auch auf den nordischen Gedankengang ausübte. Das sind Worte wie „Alchimie", „Sirup", „Arrak", „Zucker", „Alkohol", eine Menge von Pflanzennamen und die scheinbar ferner liegenden Bezeichnungen für die Aufbewahrungsorte dieser ganzen bunten Menge: „Bazar" und „Magazin".

Der Einfluß der Araber führte in diesen Worten den Sprachen zu, was ihre Heilkunst im wirklichen Leben für Gesundheit und Wohlbefinden der Menschheit in unermüdlichem Kampfe zu erwerben suchte. Mit Hilfe der Alchimie hatte man sich vorwärts getastet, sondiert, die bekannten Stoffe zergliedert, neue gefunden. In der beständigen Hoffnung, das Unbekannte hinter dem Vorhange zu entdecken, hatte man Pflanzensäfte wie Mineralien aufgelöst, gemischt und zusammengedrängt, sinnreich gesucht, sorgfältig verwahrt. Alle diese neuen Herrlichkeiten, welche man erworben hatte, lagen wohl geordnet, reich ausgestellt zum Verkauf im Bazar, oder wohl verwahrt im Magazin. Auf dieselbe Weise lagen die Kenntnisse selbst entweder offen zu Tage in dem bunten Inhalt der medizinischen Bücher, oder still verwahrt hinter dem Schloß und Riegel des gedankenvollen Blickes. Aber alles war in strengster Ordnung.

Auf verwunderliche Art waren im arabischen Geiste drei Eigenschaften vereint, welche sonst selten bei einander sind: Bescheidenheit, trockener Verstand, feurige Begeisterung. Darum beugte er sich auf dem Gebiete der Heilkunde vor den

Griechen als den eigentlichen Meistern. Darum war er unermüdlich beständig neue Fälle aufzustellen, zu sondern und wieder zu sondern, wobei der griechische Überblick fast verloren ging. Darum ahnte er als Ziel des unermüdlichen Strebens hinter allem einen Reichtum und eine Herrlichkeit des Unbekannten, die alles weit übertrafen, was bis dahin bekannt war. Diese drei Eigenschaften kommen alle in den arabischen Rezepten zum Vorschein. Bescheiden ordnen sie sich unter den alten Rahmen. Durch eine Unzahl von Zusammensetzungen suchen sie jedes einzige der Krankheitssymptome zu treffen. Unter diesen vielen Bestandteilen giebt es oft einen, der absonderlich, kostbar und geheimnisvoll die Hilfe in der reichen Schatzkammer des Unergründeten sucht.

Ohne es sich selbst voll einzugestehen, entfernten sich so die Araber von den klaren Anschauungen des Hippokrates und Galenus über die Krankheiten, ihre Ursachen und Heilverfahren. Hinter der Krankenbehandlung des Avicenna und Averroes lag ein anderes neues Verständnis von dem, was Krankheit ist. Es ist mehr als ein Mißverhältnis in der Mischung der Säfte, das sich am leichtesten durch Entleerung wieder in Ordnung bringen läßt. Krankheit ist das Negative, Gesundheit das Positive. Der Fehler der Krankheit kann gehoben werden, indem man durch Medizin das vermißte Positive zuführt.

Diese neue Erklärung, welcher die Araber stillschweigend Raum und Nahrung gegeben, war es, welche jetzt im 16. Jahrhundert bei einer anderen Volksrace durchbrach, zündete und wie ein Lauffeuer durch die Gemüter lief. Selten ist ein und derselbe Gedanke über ganz Europa so warm und so voll zum Ausdrucke gekommen. Nicht der Gedanke als Ge-

danke war das Begeisternde, sondern gerade seine praktische Ausführung. Man saß nicht wie der ältere arabische Bruder ruhig da, stundenlang über die Tafel gebeugt, um vielleicht durch Rechnung das unbekannte X zu finden. Sondern barhaupt und feurig fuhr man hinaus ins Freie, atemlos ging die Jagd nach dem Unbekannten, im amüsantesten aller Spiele, bei dem Kinder jedes Alters mitthun konnten und das Leben selbst „Putz" oder „das Seil brennt" rief, überall, von den Bahnen der Sterne bis zu den Wurzeln der Brennnesseln und bis ins Innere der Berge hinein, man vergaß Hunger und Kälte, sich selbst, ging mit gleicher Kühnheit Gott und Satan zu Leibe, hörte kaum auf den mütterlichen Ruf des Todes, wenn die Nacht hereinbrach und das Spiel ein Ende haben sollte — alles um immer nur nach dem Elexir des Lebens, dem Stein der Weisen, dem Gegengift gegen alle Gifte, dem großen Unbekannten zu suchen. Es ist dieses mutige Streben, das, wenn auch etwas abgeklärter und zielbewußter, noch heutzutage die Stärke der arischen Völker ausmacht und von jener Zeit an bis heut so vielen Fortschritten und Funden des Menschengeistes sein Zeichen aufgedrückt hat.

Wir, die wir an einen ruhigeren Pulsschlag gewöhnt sind und von Kindesbeinen an über die Wirkungsart der Naturgesetze belehrt werden, wir haben es schwer uns die erwartungsvolle Spannung vorzustellen, welche jene Zeit erfüllte. Wir zucken die Achseln, wenn wir die Liste der Naturmerkwürdigkeiten überlesen, welche noch lange hernach in den Kunstkammern der Fürsten und Reichen aufbewahrt wurden. Und wir lächeln, wenn wir heutzutage Kinder im Spiel auf unreifen Äpfeln liegen sehen, um sie zu Vögeln auszubrüten. Aber das 16. Jahrhundert kannte Naturmerkwürdigkeiten aus einer weit merkwürdigeren, wenn auch etwas späteren Kunstkammer, und alle lagen sie in aufrichtiger Spannung

und brüteteten auf den abgefallenen Äpfeln. Jede Hausmutter im Norden, welche Eingemachtes auf eine neue Art zubereitete, setzte ihr Gericht mit etwas ungewöhnlichen Kräutern an oder brannte Blütenwasser von ungewohnter Zusammensetzung, jeder Gutsherr, der heimlich in seinem Schmelztiegel Gold zu bereiten suchte, träumte wie Tycho Brahe, wenn er gedankenvoll von seinem Wächtergange auf Uranienborg zu den Laboratorien im Keller hinunterstieg, ob es nicht doch vielleicht gerade dieses mal glücken sollte, das Unbekannte, das reiche, große Wunderbare zu finden.

Dieses Streben war die erste Naturempfindung der jungen europäischen Völker, sowie die Kreuzzüge ihre erste religiöse ausgedrückt hatten. Darum verbreitete es sich so weit und ging so tief. Wohl kannte nur ein enger Kreis Avicenna und seine Rezepte, aber alle hatten den Glauben daran, daß sich auch nicht eine Krankheit fände, ohne daß es auch ein Kraut gäbe, welches sie heilen könnte, und das kostbarste aller Kräuter war das Kraut des Lebens selbst.

Auch Hippokrates und Galenus hatten von der heilenden Kraft der Natur gesprochen, aber hierunter hatten sie die inneren verborgenen Kräfte des Organismus selbst verstanden. Jetzt verstand jedermann, daß die Kraft in der äußeren Natur in Pflanzen, Tieren und kostbaren Steinen verwahrt liege.

Die Araber hatten den Weg gewiesen. Sie waren es auch, denen man die ersten Schritte auf der Bahn nachmachte. Der früheste oder doch erste recht deutliche von diesen war die Einführung des neuen Heilmittels: Aqua vitae, Lebenswasser. Im Gebrauche desselben lag unbewußt ein Bruch mit der Lehre von der Entleerung der Säfte. Niemand, der dieses Heilmittel genoß, konnte im Zweifel sein, daß die Heilung hier durch Zuführung einer neuen bisher mangelnden Kraft an den Körper vor sich ging. Die

Krankheit war das Negative, das Heilmittel, die Gesundheit das Positive. Im Laufe des 15. Jahrhunderts verbreitete sich die Kenntnis des Aquavits mit rasender Geschwindigkeit über den Norden. Man genoß ihn als Mixtur (ein „Schnaps"), wog ihn ab (eine Drachme, ein „Dram", dänisch, gleichbedeutend mit dem vorigen), nahm ihn löffelweise (ein „Schoppen", ein „Schöppchen") und fand ihn äußerst wohlthuend. Bald gehörte es mit zu den Pflichten einer kundigen Hausmutter ihn selbst „brennen" zu können. Wo früher Bier und, wenn es hoch kam, Meth der einzige Festtrank gewesen war, da wimmelte es jetzt von Branntweinen, die mit verschiedenem angesetzt waren, und von Mischgetränken, die aus Rheinwein und Kräutern mit Spiritus darin zubereitet waren. Jede Hausmutter wurde zu einem Alchimisten, der sich auf „Alkohol" wie auf „Zucker" verstand, und setzte eine Ehre darein, daß ihr Aquavit, Lautertrank, Klaret, Hypokras u. s. w. der beste wäre.

Der andere deutliche Ausdruck für das Übergewicht der arabischen Richtung wurde die Einrichtung oder jedenfalls die Umgestaltung der „Apotheken". Die ältesten von ihnen waren auf arabischem Boden entstanden, und von hier waren sie später in die christlichen Länder eingeführt worden. Frankreich scheint im Mittelalter an der Spitze gegangen zu sein. In Kopenhagen gab es am Schlusse des Mittelalters nur eine, deren Alter sich schwer bestimmen läßt. Sie alle wurden jetzt erneut und vermehrt. In Kopenhagen wurden unter Christian II. zwei errichtet, gewiß auf Drängen von Sigbrit, die eine der eifrigsten Alchimistinnen ihrer Zeit war. Die erste Apotheke in Stockholm wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts errichtet. Schon beim Tode Friedrichs II. 1588 gab es in Dänemark Apotheken in Kopenhagen, Helsingör, Odense, Viborg, Kolding und vielleicht auch in Malmö. (Holger Rördam, Apothekervaesenets Oprindelse og Udvikling

saerlig i Danmark. Kbhvn. 1899). In Frankreich vollzog sich die Umgestaltung der alten Apotheken durch die Verordnungen von 1484 und 1514. Die allermeisten älteren Apotheken in den Städten Deutschlands wurden in dem Zeitraume von 1485 bis 1585 errichtet oder erneuert.

Das, worauf man überall ausging, war, zwischen Apothekern und einfachen Gewürzkrämern zu sondern. Man wollte eine höhere Klasse von Händlern begründen, bei welchen man nicht allein Kräuter zum Kauf bekommen konnte, sondern sowohl frisch zubereitete Heilmittel als auch alle die unglaublich vielen Bestandteile, welche jetzt dazu gehörten, solche zuzubereiten. In diesen neuen Bazaren und Magazinen sollten sich nämlich kundige Männer finden, die nicht nur wie früher die Heilmittel aus dem Auslande verschrieben, sondern mittels ihrer alchimistischen Laboratorien im Keller jedes beliebige Heilmittel auch nach dem kompliziertesten Rezept bereiten konnten.

Und es waren unleugbar große Anforderungen, welche man an das stellte, was ein solcher Apotheker alles auf Lager haben sollte. Für den Norden besitzen wir kein Verzeichnis über den Warenbestand einer Apotheke im 16. Jahrhundert. Aber die Verhältnisse waren in Westeuropa ziemlich gleichartig. In Frankreich verlangte man unter Heinrich IV., daß ein Apotheker allein aus dem Tierreich versehen sein sollte mit „ganzen spanischen Fliegen, Kellerasseln, Regenwürmern, Ameisen, Nattern, Skorpionen, Fröschen, Krebsen, Blutegeln und einer Menge kleiner Vögel. Was einzelne Teile anbetrifft, so sind unsere Ärzte fest und sicher überzeugt, daß sie mit vielen und wunderbaren Kräften begabt sind. Von solchen Teilen können wir nennen den Schädel oder den Kopf eines Toten, der nicht begraben worden ist; das Bein aus dem Herzen eines Hirsches; Sperlings- und Hasenhirn; Wildschwein- und Elefantenzähne; Froschherzen;

Fuchslungen; Ziegenbockleber; Wolfsdärme; Geschlechtsteile vom Biber und vom Hahn; Schweinsblasen; Hirschglieder; Natterhaut."

„Item Menschenfett, Schweinefett, Gänsefett, Lamm-, Enten-, Dachs-, Hasen-, Ziegen-, Aal- und Schlangenfett. Hirsch-, Kalb- und Ziegenbockmark. Menschenblut, Tauben- und Bocksblut. Alle Arten Milch und alles, was davon gemacht wird: Butter, Molke und Käse. Hirsch-, Reh- und Einhorn-Horn. Elen-, Ziegen- und Büffelklaue. Austernschalen mit Perlen darin. Ebenso viele Arten Muscheln."

„Da endlich auch die Exkremente der obengenannten Tiere ihre besonderen Kräfte haben, ist es nicht übel, wenn der Apotheker auch davon in seinem Laden hat, insbesondere Ziegen-, Hunde-, Storchen-, Pfauen-, Tauben-, Moschustier- und Zibethkatzenmist, samt Haaren und Federn von denselben Tieren." (Pharmacopée de Jean de Renou, médecin du Roy à Paris. 1608. Zitiert bei Franklin, Les médicaments p. 90—93.)

Über die Verhältnisse in England heißt es: „Die Apotheker in England und besonders in London verkaufen Köpfe von Toten, auf welchen sich eine kleine grünliche Lage Moos befindet, das man usnea nennt, weil es der Moosart usnea gleicht, die auf den Eichbäumen wächst. Aber der Schädel eines kürzlich gehenkten Verbrechers, natürlicherweise von den Fleischteilen und dem Hirninhalt befreit, gut gewaschen und getrocknet ist unendlich viel besser. Solche sind es auch, welche die Apotheker liefern, wenn man „Menschenschädel" verlangt. (Pomet, Histoire génerale des drogues. 1694. folio II 7—8. Zitiert bei Franklin a. a. O. S. 97.)

Menschenfett galt als vortreffliches Mittel gegen Rheumatismus. Die Herbeischaffung hatte natürlicherweise ihre Schwierigkeiten, und hier bekam der Apotheker einen gefährlichen Konkurrenten im Henker. Folgende Reklame eines

franzöſiſchen Apothekers, Pierre Pomet, verſetzt einen lebhaft in dieſe Zeit: „Wir verkaufen Menſchenfett, wie wir es uns auf verſchiedene Weiſe verſchaffen. Aber da Gott und jedermann weiß, daß der Scharfrichter in Paris auch jedem, der es haben will, welches verkauft, ſo hat das zur Folge, daß die Apotheker nur wenig von dem ihrigen los werden können. Und doch wird ſich das Fett, das wir zu liefern im ſtande ſind, in ſeiner Zubereitung mit wohlriechenden Kräutern, als unvergleichlich beſſer erweiſen als das, welches man ſich von einem Henker verſchafft.“ (Pomet a. a. O. S. 7, Franklin S. 98.)

Das Waſſer von Menſchen, „beſonders von jungen Menſchen, die Wein trinken“, heilte von Apoplexie und Krämpfen; mit mildem Balſam vermiſcht war es ein anerkanntes Mittel gegen Blähungen. Noch am 13. Juni 1685 ſchreibt Madame de Sévigné an ihre Tochter: „Gegen meine vapeurs nehme ich acht Tropfen Essence d'urine; aber gegen meine Erfahrung hinderte mich das am Schlafen. Darum habe ich jedoch nicht den Glauben daran verloren, aber ich habe es glücklicherweiſe ſeither nicht nötig gehabt.“ (Lettres VII 396.)

Ganz dieſelben Verhältniſſe lagen im Norden vor. Als Mittel gegen die „fallende Sucht“ empfiehlt in dieſer Art Henrik Smid folgendes Mittel, welches von Henrik Ranzau und ſpäter vom Pfarrer Niels Mikkelſen Aalborg als „Mittel Chriſtians III. gegen die fallende Sucht“ bezeichnet wird: „Nimm die Hirnſchale einer Mannsperſon, die nicht an einer Krankheit geſtorben iſt, am liebſten die Hirnſchale eines gehenkten Diebes, denn die wird für die beſte angeſehen. Lege ſie in einen heißen Backofen und brenne ſie bis ſie vollſtändig weiß wird. Stoße ſie dann zu Pulver und nimm von dieſem Pulver ein Quentchen oder ſoviel ein ungariſcher Gulden wiegt und drei kleingeſtoßene Päonienkerne und gieb es dem Kranken am Morgen auf den nüchternen Magen in Lavendel-

wasser oder einem warmen Trunke Wein zu trinken — und befiehl Gott die Wirkung. (H. Smid, Laegedomsstykker „faldende Sot". — H. Ranzau Cap. 53. — N. M. Aalborg. S. 327—28.) Pastor Aalborg fügt 1633 hinzu: „Andere Medici meinen, daß die aus der Erde ausgegrabene Hirnschale hierzu besser sein müßte; doch für eine Mannsperson die von einem Manne, für eine Weibsperson die von einem Weibe genommene."

Als Mittel gegen Nasenbluten wurde empfohlen: „Gieb dem Kranken einen Menschenknochen zu halten, solange bis er von der Hand warm werden kann; und stecke in das Nasloch Moos, das auf der Hirnschale wächst, dann wird das Blut gestillt." (Aalborg S. 329.) Hier ist deutlich genug von dem oben erwähnten englischen „usnea" die Rede, so daß es aussieht, als wäre es auch dem Norden vertraut gewesen. Christian Pedersens Mittel gegen dieselbe Krankheit stammte noch aus einer minder raffinierten Zeit: „Wenn die Nase blutet, da soll man warmen oder frischen Schweinemist nehmen, und am liebsten von dem auf dem Felde oder auf der Gasse, oder auch von dem, der im Stalle liegt, und den halte man gut unter die Nase, das hilft." (En nöttelig Laegebog. 1533. Bl. X.)

Wenn außer der Hirnschale noch andere Menschenknochen in den damaligen medizinischen Büchern des Nordens genannt werden, muß es den Apothekern schwer genug gefallen sein blos in dieser Branche wohl versehen zu sein. In Dänemark hatten sie eine gefährliche Konkurrenz im städtischen Galgen. Die Diebsleichen, welche jahrelang hingen und herunterbaumelten, waren nahezu immer defekt. Besonders herrschte Nachfrage nach Diebsfingern. Sie gaben dem Branntwein heilende Kraft und sicherten gegen Verlust, wenn der Branntwein verkauft werden sollte. Wie es natürlich ist, scheint man in den nordischen Arztbüchern das Steigen der an die

Apotheker gestellten Anforderungen verfolgen zu können. Christian Pedersen, der das seinige 1533 in Malmö herausgab, verordnete in der Regel Mittel, bei welchen man, was die tierischen Bestandteile anlangt, — wenn es sich nicht gerade um allzu seltene Tiere handelte — sich mußte selbst helfen können. Sogar ein Bad wie dieses, welches er gegen „Seitenstechen" empfiehlt, mußte man sich ohne Apotheke allein mit Hilfe guter Freunde beschaffen können: „Nimm allerhand Mist, als da ist Kuhmist, Pferdemist, Hundemist, Katzenmist, Hühnermist, Taubenmist, Schafsmist, Ziegenmist und Menschenmist und mische das zusammen mit Essig oder altem Bier und wärme es und geh dann ins Bad und backe dich damit." (XLVI Bl.) An die Vermittelung des Apothekers hat er auch kaum bei dem Mittel gedacht, das empfohlen wird „wenn einem der Bauch zu locker ist und man ihn stopfen will". „Nimm einen weißen Hundedreck von einem Hunde, der allein Knochen frißt, und stoße ihn klein und siede ihn in süßer Milch und gieb das dem Kranken zu trinken" (Bl. XLI).

Verfeinertere Verhältnisse trifft man, wenn man um hundert Jahre in der Zeit herabsteigt und z. B. das 1633 erschienene Arztbuch des Pfarrers Niels Mikkelsen Aalborg liest. Schon solch ein kleiner Zug ist bezeichnend wie der, daß der „Menschenmist" jetzt einen anständigeren Namen erhalten hat und „goldenes Pflaster" heißt. (S. 336.) In diesem Arztbuche trifft man Raffinements aller Art. Ob das nun die Essenz der Madame de Sévigné ist, etwas entsprechendes findet sich auch hier: „Hast du rote Augen, so nimm ein hart gebratenes oder gesottenes Ei, hacke das Weiße klein, und presse den Saft daraus durch einen Lappen; nimm zu gleichen Teilen Rosenwasser und Wasser, das ein kleiner Knabe gelassen hat, halb soviel Kampher, menge dies durcheinander und streiche es auf die Augen" (S. 334).

Jetzt wie früher bildete das Menschenfett ein kostbares Heilmittel. Aber es war nicht leicht zu erfahren, wie die Apotheker sich damit versahen. Pastor Aalborg verbreitete durch die folgende Historie seinen Ruhm noch weiter: „Anno 1540 war in Rochlitz ein Weib, Jakob Naumanns Ehefrau, die lange Zeit an ihren Füßen so lahm und verrenkt war, daß sie nur mit großer Not ein wenig im Hause an Krücken herumhinken konnte. Zur gleichen Zeit kamen einige besonders hochgelehrte Doctores medicinae in die Stadt, welche die Obrigkeit baten, sie möchte ihnen einen Verbrecher, einen jungen starken Mann mit Namen Stangen Percher, zum Anatomieren und Zerschneiden überlassen. Was auch geschah, so daß, nachdem er gehängt und abgenommen war, sein Leichnam auf das Rathaus gebracht und dort, Glied für Glied außen und innen, zerschnitten wurde. Bei selbigen Doctores ließ das lahme Weib um einige Mittel und Ratschläge gegen diese ihre Lähmung ersuchen. Sie gaben ihr die Schienbeine des zerschnittenen Körpers und befahlen, sie sollte sie in einem reinen Gefäße auf den heißen Ofen legen, und was von den Beinen in die Schüssel oder den Topf hineintropfte, das sollte sie brauchen und sich damit schmieren. Das that sie auch. Aber da die Medici ihr sagen ließen, daß sie es brauchen und sich damit schmieren sollte, verstand die gute Frau es nicht anders, als daß sie von diesem Fett die Hälfte innerlich nehmen sollte, und sich mit der anderen Hälfte ihre verzerrten Sehnen und verschlungenen Spannadern einschmieren sollte. So nahm sie die Hälfte in warmem Bier zu sich, und mit dem anderen schmierte sie sich warm ein. Am zweiten Tage warf sie die Krücken fort, ging selbst so frisch und stramm zu den Medicos und dankte ihnen für das gute Heilmittel. Daß es so in Wahrheit geschehen ist, bezeugt Michael Bapst selbst, der zu Rochlitz drei oder vier Häuser davon geboren war und in seiner Jugend selbiges

Weib ohne Krücken gesehen hatte, gesund und stramm auf der Straße gehen, wohin sie wollte" (S. 343—45).

Der Glaube an die heilende Kraft des Menschenfettes hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Der Schreiber dieser Zeilen erinnnert sich aus seiner Kindheit, wie ein älterer Bauer in einer Apotheke in Seeland „Priesterfett" verlangte und auch wirklich geliefert bekam, ein Heilmittel, das nach allem, was man sagte, garnicht so selten begehrt wurde. Die Beschaffung machte dem Apotheker nicht einmal besondere Schwierigkeiten. Es wurde aus Schweinefett durch einen Zusatz von ein paar Tropfen Rosenwasser bereitet. Das teuerste Fett war „Mückenfett".

Wenn man auch im 16. Jahrhundert der Natur näher lebte als heutzutage, muß es den Apothekern doch oft schwer genug gefallen sein, mit all den tierischen Bestandteilen versehen zu sein, welche wir in den Arztbüchern als die häufigst verlangten genannt sehen. Rebhuhnhirn, Wolfsmagen, Wiesel, Fuchslunge, Froschaugen, Elentierklauen, Hirschgeweihspitzen, Krötenherz, Schwalbenhoden, Schmeißfliegenschwanz 2c. 2c. ließ sich nicht leicht zu jeder Zeit auf Lager halten. Am schwierigsten zu beschaffen war jedoch — was darum gewiß auch am teuersten bezahlt wurde — das garnicht existierende Tier, das Einhorn. Ein Knochen von ihm, wenn möglich sein Horn selbst, war das trefflichste Mittel gegen eine Menge von Krankheiten, die „fallende Sucht", Gift und Pestilenz. Im Jahre 1565, während des nordischen siebenjährigen Krieges, mußte Friedrich II. von Dänemark sein Einhornhorn für ein größeres Darlehn zum Pfande geben. Im Jahre 1588 war der Vorrat Johanns III von Schweden aufgebraucht, so daß er an seinen Sohn, König Sigismund von Polen, schreiben und ihn bitten mußte, ihm doch endlich neues zu verschaffen. (Gjörwell, Svenska Magazinet. 1766. S. 713.)

Leute die nicht im Stande waren sich Einhorn zu beschaffen, behaupteten, daß Klauen und Geweih des Elentieres, wenn es zwischen den beiden Marientagen erlegt war, in vielen Hinsichten ein ebenso kräftiges Mittel wären. Die Kurfürstin Anna von Sachsen hatte darum Löffel von Elentierhorn. (Weber, Anna Churfürstin zu Sachsen, S. 192.)

Gegen die „fallende Sucht" war solch ein Mittel unfehlbar, und der Grund war leicht zu fassen, da das Elentier selbst zu dieser Krankheit neigte. Als ein Franzose, de la Martinière, im 17. Jahrhundert in Norwegen an einer Elentierjagd teilnahm, stürzte wirklich ein Tier, von dieser Krankheit getroffen, und der zuvorkommende Wirt schenkte ihm sofort die Klaue des linken Hinterbeins als Mittel gegen Fallsucht. Der übermütige Empfänger antwortete: „Wenn das Mittel wirklich gut ist, so ist es wunderbar genug, daß das Biest sich nicht hat selbst helfen können". (De la Martinière, Voyage des pays septentrionaux. Paris, 1672 S. 10—12.)

Diese Bemerkung bewies indessen nur de la Martinières eigene Unwissenheit. Denn wenn er nur etwas mehr in der Litteratur seines eigenen Landes bewandert gewesen wäre, so würde er gewußt haben, daß er selbst daran Schuld war, daß sich das arme Tier nicht hatte helfen können. „Das Elentier hält sich nämlich in unbewohnten Gegenden auf, gerade weil es so zu dieser Krankheit neigt. Sobald sie eintritt, steckt es sofort den Fuß des linken Hinterbeins ins linke Ohr um sich zu heilen." Aber das kann natürlich nicht geschehen, wenn es gejagt wird. (Pomet, Hist. der drogues, S. 23 zitiert bei Franklin, Les medicaments, S. 115, Anm. 4.)

Aus dem Pflanzenreiche sollte ein Apotheker mit allem versehen sein: mit den Blüten, Früchten, Blättern, Stengeln, Wurzeln aller wildwachsenden Pflanzen des Landes, außer-

dem mit den wichtigsten Heilkräutern aus fremden Ländern. In den beiden Werken Christian Pedersens werden allein von dänischen Kräutern über 140 angeführt, die als Heilmittel gebraucht werden können. Und ihre Anwendung erfordert oft einen bedeutenden Vorrat, indem sie nicht blos zur Zubereitung von Tränken und Salben gebraucht wurden, sondern sehr häufig zum Baden oder glimmend zum Durchräuchern der angegriffenen Körperteile. Ein Rauchbad unter dem Sitze war z. B. eine sehr verbreitete Kur gegen alle Unterleibsleiden.

Aus dem Mineralreich endlich sollte ein Apotheker mit vielem versehen sein, was man heutzutage kaum erwarten würde in einer Apotheke zu finden. „Wir brauchen" sagt Heinrichs IV oben erwähnter Leibarzt Jean de Renou, der Verfasser einer berühmten Pharmakopöe, „alle Arten Erde, als die Thonerde aus Armenien, Erde von Lemnos, von Malta, von Cimolia, rote Erde, gelbe Erde, Kreide. Auch Steine, als da Adlerstein, Lapis lazuli, Judenstein und andere; aber zuerst und zumeist Metalle, deren es sieben giebt, nämlich: Gold, Silber, Zinn, Blei, Eisen, Kupfer und Queckfilber, die alle ihre Namen von den sieben Planeten haben. Zu den Mineralien kann man auch alle Arten Salze rechnen, Erdpech, Naphta aus Babylon, Vitriol, grauen Ambra und Bernstein." (Franklin, a. a. O. S. 113—14.)

Von Steinen und Metallen wurden vorzugsweise die edlen angewendet. Die damalige Zeit hatte zu ihrer Heilkraft das allerkindlichste Zutrauen. Christian Pedersen lehrt: „Wenn man mit den edelen Steinen Saphir oder Smaragd die Augen bestreicht, so macht das sie klar. Streicht man seine Augen beständig mit Krystallstein, so hilft das sehr, wenn sie entzündet sind. (Bl. VIII.) Auch zu innerlichem Gebrauch empfiehlt er: „Wenn Weiber nicht Muttermilch in den Brüsten haben, so nimm Krystallinglas und stoße

es klein wie Mehl und siede es mit Honig in Bier und gieb es dem Weibe zu trinken; das hilft." (Bl. XXIII.)

Jean de Renou sagt: „Saphir erfrischt das Herz und heilt innerliche Wunden." „Smaragd stärkt das Gedächtnis und zähmt fleischliche Gelüste. Ein König von Ungarn bemerkte, als er einmal mit seiner Frau Liebesumgang pflegte, daß ein kostbarer Smaragd, den er an seinem Finger trug, plötzlich in zwei Stücke zerbrach. So sehr liebt dieser Stein die Keuschheit." „Rubin ist sehr kordial und bekämpft Faulheit und Gift." „Sardonyx giebt dem Furchtsamsten Mut und sichert gegen Verzauberung." „Amethyst verhindert die Trunkenheit." Henrik Ranzau teilt in der Anleitung an seine Söhne mit: „Ich pflege immer einen großen Amatyst auf der Brust zu tragen, da viele behaupten, daß er gegen das Trunkenwerden hilft, weil er die Säfte nicht ins Gehirn steigen läßt. Es kommt mir vor, als helfe es etwas." (Kap. 47.) Über Lapis lazuli sagt Jean de Renou: „Wenn man ihn an sich trägt, stärkt er nicht blos das Gesicht, sondern erquickt auch das Herz; aufgelöst und richtig zubereitet purgiert er ohne die mindeste Gefahr den melancholischen Saft. Wenn ich abergläubisch wäre, so würde ich auch wie viele andere Schriftsteller Vertrauen dazu fassen, daß er jeden, der ihn trägt, liebenswürdig, reich und glücklich macht; aber man denke sich, ob ich das glaube!" „Perlen sind außerordentlich kordial und imstande das Herz zu erfrischen. Darum bereiten auch die Alchymisten einen eigenen Likör, den sie Perlenlikör nennen, und behaupten damit eine Masse Krankheiten heilen zu können, obschon ihr meistes Gethue eitel Rauch, Nichtigkeit und Charlatanerie ist. Ich habe hier in Paris einen Barbier gekannt, der zu einem Kranken gerufen wurde, um ihm zwei Blutegel anzusetzen, und Frechheit genug hatte, sechs Goldthaler für seine Bemühung zu verlangen. Er behauptete nämlich, daß er

diesen beiden Blutegeln einen ganzen Monat lang keine andere Nahrung gegeben als allein Perlenlikör." (Franklin, a. a. O., S. 143—45.)

Selbst wenn man aller Charlatanerie entging, so gab es doch nach der Meinung kundiger Ärzte wie Jean de Renous gewisse Grenzen, über welche hinaus selbst die kostbarsten Steine nicht zu helfen vermochten. Das zeigte sich z. B. bei der Krankheit Papst Clemens VII 1534. Er bekam zuletzt ein Diamantpulver für 3000 Dukaten, und doch starb er. (Raumer, Hist. Taschenbuch VI 370.) Eher durfte man wohl sagen, daß Gold richtig verwendet unfehlbar war. Wenn ein Mensch denkbar gewesen wäre, der allein von Gold lebte, so hätte er unsterblich werden müssen. Gold wurde darum als das trefflichste Stärkungsmittel angesehen und genoß in dieser Hinsicht noch größeres Ansehen als in unserer Zeit das Eisen. Henrik Ranzau faßte dieses Vertrauen zu edlen Steinen und Metallen in folgendem Rat an seine Söhne zusammen: „Es ist von nicht geringer Bedeutung für die Gesundheit, aus goldenen und silbernen Bechern zu trinken, ebenso ist es nützlich, glühendes Gold oder Silber im Getränke zu löschen. An euren Händen solltet ihr immer Korallen, Bernstein, Agat oder kostbare Steine haben. Am Ringfinger der linken Hand solltet ihr Ringe mit Smaragden, Saphiren oder roten Edelsteinen tragen. Im Munde solltet ihr zuweilen einen Amatyst halten, etwas Krystall, einen Granat oder etwas reines Gold oder Silber." (Kap. VIII und XXVI.)

Noch zur Zeit Ludwigs XIV. hielt sich der Glauben an die edlen Heilmittel. So nahm im Jahre 1655 der König auf den Rat seines Arztes Vallot Täfelchen, in denen Gold und Perlen enthalten waren; 1664 wurde ihm ein Heilmittel aus Perlen und Korallen verordnet und zwei Jahre darauf ein „Wunderwasser" aus Vitriol, Eisen und Gold.

Aber im gleichen Jahre 1666 wurde zum ersten Male Molières „Der Arzt wider Willen" aufgeführt, worin Sganarel zu Perrin sagt: „Hei! hier ist ein Stück Käse, das du ihm zu essen geben mußt." — Perrin: „Was! Käse?" — Sganarel: „Ja, aber das ist ein kunstvoller Käse; darin sind Gold, Korallen, Perlen und eine Masse von anderen Kostbarkeiten" (Akt III Sc. II.) In diesen Worten Molières spricht sich der erwachte Zweifel aus, und sehr schnell lachte man sich frei von dem Vertrauen auf das Kostbare und Ächte, das unter Berufung auf die Araber Europa so lange beherrscht hatte. (Franklin a. a. O. S. 146 f.)

Stellen wir in Gedanken Alles zusammen, was sich in einer Apotheke finden sollte, so können wir mit Sicherheit sagen, daß die Wirklichkeit dem unmöglich entsprochen haben kann. Selbst wenn die vielen verschiedenartigen Bestandteile an derselben Stelle hätten aufbewahrt werden können, so würde der Handel damit sich doch nicht bezahlt gemacht haben. Die Bezirke der einzelnen Apotheken waren zu gering; die schwierigen Reiseverhältnisse der damaligen Zeit begrenzten sie zu stark. Da ging es den Apothekern im Norden wie anderwärts, sie legten das Hauptgewicht auf das, was sich bezahlte, auf die Herstellung von allerlei Zuckerwaaren und Konfekt. Zu fein um nur Gewürzkrämer zu sein, zu massiv, um von dem Nichts leben zu können, wie es der ausschließliche Handel mit Heilmitteln abwarf, zog der Apotheker den Mittelweg als feiner Konditor vor, der sich am besten bezahlt machte. Schon in der ersten Apothekenbewilligung Christians II. 1514 wurde der Apotheker Hans ermächtigt, Klaret zu bereiten. Als 1582 in Helsingör eine Apotheke errichtet wurde, wurde es allen anderen verboten mit Kräuterzeug und Gewürzen zu handeln. (Stadtbuch von Helsingör 11/6. und 29/10. 1582.) Noch im 18. Jahrhundert klagte der Apotheker von Nyköbing auf Falster darüber, daß seine Haupt-

nährquelle verloren ginge, da seine Gesellen die Leute in der Stadt Zuckerbrot und Makronen backen und allerlei Früchte einmachen lehrten (Hist. Tidsskr. III 2, 377). Von den drei Personen, welche ein Apotheker im 16. Jahrhundert in sich vereinigte: Gewürzkrämer, Konditor und Apotheker, war der Apotheker sicherlich der magerste.

In südlichen Ländern, besonders in Frankreich, wimmelte es von Klagen über die Nachlässigkeit und Betrügerei der Apotheker, was die Heilmittel anging. „Sie betrügen uns," heißt es 1531; „sie verkaufen uns Pferdeknochen anstatt des Herzknochens vom Hirsch. Von dieser Art Knochen haben sie mehr feil, als es Hirsche in ganz Italien, Frankreich und Spanien giebt." „Ich habe niemals gesehen," sagt eine Frau, welche bei einem Apotheker gewohnt hatte, „daß er andere Kräuter anwendete als die, welche man in unserem eigenen Garten ausreißt. Erst, wenn sie in die Kruken kommen, erhalten sie ihre gelehrten Namen." Ein Apotheker unter Heinrich IV. gestand ein, daß er in den letzten 30 Jahren keinen ächten Rhabarber mehr in seinem Laden gehabt hatte. (Franklin, a. a. O. S. 11—12.)

Daraus darf man vielleicht schließen, daß auch die vielen seltneren Arten von „gestoßenem Kraut", welche die Apotheker Hans und Dionysius in Kopenhagen feil halten sollten, im Laufe der Jahre einer Rekrutierung aus etwas heimatlichem Unkraut unterzogen wurden. Die erste öffentliche Klage über eine dänische Apotheke kam 1569 vor, als der Apotheker Unna auf der Højbrostraede in Kopenhagen beschuldigt wurde zu hohe Preise zu nehmen, und „daß ein Teil seiner Kräuter alte verschalte und verkramte Waare sei, so daß sie zum Gebrauche nichts taugten." (Herholdt und Mansa, Samlinger til Medicinalhistorie S. 242 f.)

Was aber mehr als alles andere dazu beitrug, den Absatz der Apotheker an Heilmitteln zu beschränken, das war eine

dritte und letzte Äußerung der arabischen Geistesrichtung: das Erscheinen guter medicinischer Bücher in der Muttersprache. Seit Henrik Harpestreng († 1244) zur Zeit Waldemars des Siegers seine Arztbücher dänisch geschrieben hatte, war in der Heimat nichts neues erschienen. Aber nun waren diese einmal nur handschriftlich erhalten und dann wegen ihrer dreihundert Jahre alten Sprache nur wenig zugänglich. Die beiden günstigen Bedingungen, die neue Buchdruckerkunst und der arabische Einfluß, riefen daher eine neue Blüte auf diesem Gebiete hervor. Der brave Christian Pedersen gab 1533 in Malmö heraus: „Ein nützliches Arztbuch für Arme und Reiche", und ein Jahr darauf: „Über Kräuterwasser". Henrik Smid in Malmö gab 1546 heraus: „Ein schöner lustiger neuer Kräutergarten", und später unter verschiedenen Titeln (dritter und vierter Kräutergarten; vom Wasser des Menschen; Präservativ gegen Pestilenz u. s. w.) eine Reihe Schriften, die zuletzt 1577 in seinem großen „Arztbuch" gesammelt wurden. Als dies geschah, hatte schon Henrik Ranzau 1576 sein oft abgedrucktes und ins Deutsche übersetztes Buch „de conservanda valetudine" in Leipzig herausgegeben. Im Jahre 1578 erschien in Stockholm Benedict Olai, Arztbuch. Später gab Hans Christensen Bartskaer ein dänisches Arztbuch in der Stadt Schleswig 1596 heraus, und endlich der Pfarrer Niels Mikkelsen Aalborg ein dänisches Arztbuch in Kopenhagen 1633. Im Laufe von hundert Jahren war so eine Menge leicht zugänglicher Bücher erschienen, die alle nach den besten Quellen, besonders Avicenna und Galenus, Anweisungen gaben, wie man sich im Krankheitsfalle helfen sollte.

Indessen sie beschränkten sich nicht hierauf. Besonders Christian Pedersen und Henrik Smid waren unermüdlich darin anzugeben, welche in Dänemark wild und in Gärten wachsenden Kräuter in jedem einzelnen Falle gut wären. Jetzt kamen sie alle zu Ehren: Salbei, Wasserlilie, Frauen-

haar, Tausendschön, Petersilie u. s. w. Kamillenblüten ließen sich fast in jedem Falle brauchen: „Summa: Keiner kann genugsam alle Vorzüge der Kamillenblüte loben." Aber hierin lag die unverkennbare Aufforderung, selbst sein eigener Arzt wie Apotheker zu sein. Und diese Aufforderung wurde von Tausenden befolgt, die zum Schaden für den Absatz der Apotheker, aber zu Nutz und Frommen für sich selbst und ihre nächsten Freunde jeden Sommer ihren Jahresvorrat einsammelten gegen die Krankheiten und Übel, welche das folgende Jahr bringen könnte. Diese „Kräuter"-Versorgung der einzelnen Häuser war gewiß oft so umsichtig ausgeführt, daß kein Apotheker sich ihrer hätte zu schämen brauchen.

Aber Christian Pedersen und Henrik Smid blieben nicht bei Heilpflanzen und Heilmitteln im engeren Sinne stehen. Beide gaben sie Anweisungen für eine Unzahl von Likören, Kompots, Gelées, Brustzucker u. s. w. Sie lehrten, wie ein Ofen eingerichtet sein müßte, um Blütenwasser zu Branntwein zu brennen, sie stellten sich kurz gesagt an die Spitze der begeisterten Schaar von Hausmüttern, die im ganzen Lande Alchimie trieben und wetteiferten, aus allen diesen Kräutern das Wohlschmeckendste, Gesundeste, Schönste, Herrlichste zusammenzusetzen, — das noch nicht entdeckte Mittel gegen alle bekannten und unbekannten Krankheiten.

Einfach und natürlich hat Henrik Smid die Absicht seiner Schriften in folgenden Worten ausgedrückt: „Auf daß jedermann sich selbst helfen könnte in seiner Not und Drängnis, wenn er nicht einen anderen Doktor oder Arzt bei sich zur Stelle finden kann, nahm ich mir vor, daß ich von den gewöhnlichsten und besten Kräutern, die im Lande wachsen, Vorzüge, Kraft und Natur beschreiben wollte, nach den Büchern der trefflichsten und besten Doktores, welche man jetzt findet. Ebenso habe ich auch einige von den ge-

heimen Künsten der Apotheker auf einen Haufen gesammelt, als da sind: wie Elektuaria, Syrupe, Konserva und Öle recht kunstvoll gemacht und aus diesen und anderen Kräutern und ihren Wurzeln und Blüten bereitet werden sollen. Dieweil ich keine Zeit hatte es am Tage zu thun, da machte ich es in der Nacht. — Hier sind viele Kräuter im Lande, die uns ebensogut helfen können wie die aus India, Arabia, Kalkutten. Hier wachsen viele edle Kräuter im Lande, welche jedoch verachtet und mit Füßen getreten werden, als ob sie nicht von Gott uns zum Guten geschaffen wären. Aber wüßten wir ihre Kräfte und Vorzüge, da hielten wir sie in größerer Ehre und Würdigkeit, als wir thun." (Henrik Smid, Urtegaard. Vorrede. 1546).

Ohne es zu ahnen, malt Henrik Smid in diesen Worten eine neue Zeit, in welcher all das Beste von dem, was die Araber als Erbteil hinterlassen hatten, zu selbständigem Leben erwacht ist. Hier ist warmes, menschliches Mitgefühl mit allen Leidenden; hier ist neuer Glaube, daß ihnen nicht nur mit den Gnadenmitteln und Gebeten der Kirche geholfen werden kann, sondern mit den Kräutern, die Gott geschaffen, mit der verachteten Natur; hier ist Freude über die Natur, über das Heimatland, über die Muttersprache. Bescheiden verbirgt sich seine eigene Begeisterung in den schlichten Worten: „Dieweil ich nicht Zeit hatte es am Tage zu thun, so machte ich es in der Nacht." Aber unter diesem Glauben, der es gewagt hatte, mit den alten Göttern zu brechen, mit der Kirche, mit dem auserwählten Volk und mit dem Latein, glimmt noch ein tieferer, gleichfalls arabischer Abkunft. Das ist der, welcher unbewußt die Zeit erfüllte, dem nur ein zündender Funke fehlte, um in heller Lohe weithin zu brennen, der Glaube an das Unbekannte.

In diesem Glauben begegneten sich die Araber mit den neuerwachten Völkern Europas und schieden sich gleichzeitig

von ihnen. Die verschiedene Art, auf welche sich dieser Glaube bei beiden gestaltete, wurde gerade der Ausdruck für ihre verschiedene Abstammung.

Bei den Arabern war das Unbekannte, wie eifrig man es auch suchte, immer der Ausdruck für das Mehr, welches dem Menschen nur als Gnadengeschenk zu Teil wurde. Es war ein Abglanz des Lichtes hinter dem Vorhang des Allerheiligsten, von welchem der Mensch ausgeschlossen war. Nur mit verhülltem Antlitz konnte dieser sich nahen und nur in Demut das Scherflein nehmen, das ihm gereicht wurde. Gerade darin, daß der Mensch sowohl wie die Natur außerhalb standen, lag die Bedeutung davon, daß ein Strahl herausdringen und sein Gold in die Tiefe der Natur und in das Wissen des Menschen gießen durfte. Selbst wenn man da wirklich „das Universalmittel", „das Lebenselixir" „den Stein der Weisen," wonach man mit solch glühendem Eifer suchte, gefunden hätte, würde das doch niemals ein Rechtstitel gewesen sein, um hinein zu kommen. Es war und blieb nur eine Scheidemünze, welche der Menge außerhalb des Palastes zum Haschen hingeworfen wurde. Die kundigen Wüstenreiter wußten, daß es zweierlei ist, das Mondlicht zu erkennen und kindisch selbst nach dem Monde zu greifen.

Ganz anders bei den europäischen Völkern. Hier war das Unbekannte, das man suchte, noch mehr als nur das Mittel die Krankheiten zu heilen, das Leben zu verlängern, alles zu Gold zu machen. Hinter diesen Wünschen lag die strebende Sehnsucht das Pfand zu besitzen, das untrügliche Pfand, daß es keinen Abstand und Unterschied gab, sondern daß die Kräfte der Natur, des Menschen Weisheit, sein Traum vom Glück Eins in sich und Eins mit Gott waren. Man träumte davon, das Thor offen zu finden, um gleichzeitig hineinzustürmen. Nicht als Unbefugte und Proletarier,

sondern als Kinder des Hauses, die hier daheim waren. Jedes Morgenglühen, jede Abendröte verhieß heimlich: jetzt geschieht es bald.

Derjenige, welcher die Losung der Zeit am vollständigsten aussprach, war wie die Zeit selbst unklar, edeldenkend und unbändig. Wir, die wir entfernt stehen, haben es ziemlich leicht, nur seine Fehler und Mängel zu sehen. Und die Erfahrungen von dreihundert Jahren haben uns gelehrt, es mit kalter Resignation aussprechen zu können: Das, wonach er und seine Zeit strebten, war ein Unerreichbares, das außerhalb der Bedingungen des Menschenlebens liegt. Er war blos ein Mystiker; er träumte den Traum, welcher von da an wie eine Kinderkrankheit jede Generation heimgesucht hat, selbstverständlich nur für eine kleine Weile, denn das Leben selbst lehrt schnell jeden Verständigen: „du träumst." —In dem Körnchen Bitterkeit, welches dieses Zugeständnis doch beständig erzeugt, liegt indessen das beste Verständnis von dem, was jene Zeit mutig hoffte und wollte.

Der Schweizer Philippus Areolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim war am 17. Dezember 1493 im Kanton Schwyz geboren, wo sein Vater Arzt war. Dieser unterwies ihn in der Heilkunst und in der Chemie, und frühzeitig lernte er mehr auf eigene Versuche und Beobachtungen zu bauen, als auf all die tote Gelehrsamkeit, die mit den Autoritäten des Aristoteles, Galenus und Avicenna gestempelt und an allen Universitäten gepriesen, wie ein Hemmschuh die Selbständigkeit des Denkens und Erfahrens behinderte. (Über Paracelsus' Leben und Lehre, M. B. Lessing, Paracelsus, Berlin 1839. — K. F. H. Marx, Theophrastus von Hohenheim. Göttingen 1842.) Sein

Aufenthalt an der Universität zu Basel, wohin er mit 16 Jahren gesandt wurde, war darum nur kurz. Er ging weiter hinaus, dorthin, wo wirklich naturwissenschaftliche Studien getrieben wurden, zu den Alchimisten, und landete bei dem berühmtesten von diesen, dem reichen Siegismund Fugger in Tyrol. In dessen Laboratorium begründete Paracelsus das solide Wissen, auf welches er später baute. Sehr jung begann er darauf ein Wanderleben, das selbst unter den vielen „fahrenden Gesellen" von damals gewiß einzig dastand. Er durchwanderte Deutschland, Frankreich, Italien, machte als Feldscheer die Feldzüge in Neapel und den Niederlanden mit und kam, so weit man sehen kann, im Jahre 1513 in derselben Eigenschaft nach Dänemark. Hier scheint er Sigbrit besucht zu haben, die ja selbst eine eifrige Verehrerin der Chemie war. Er erwähnt sie zwar nicht mit Namen, aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie die „edle Frau" und „berühmte Praktikantin" ist, bei welcher er nach seiner Erzählung zu Gast gewesen, und von der er sagt, daß sie im Besitze eines „Wundertrankes" wäre, der im Verlauf von drei Tagen große Wunden heilen könnte. (H. Gram, Det Kbhvn. Selskabs Skrifter IV 250. „Om Paracelsus har vaeret i Köbenhavn.") Es war gewiß ihr Bruder, Dionysius Willumsen, der im gleichen Jahre Apotheker in Kopenhagen geworden war. Noch einen dritten Kollegen traf er freilich hier, den früheren Bader Didrik Slagheck. Dessen Bahn ging jedoch höher und schneller als die des Paracelsus. Im Jahre 1520 wurde Slagheck Bischof von Skara, 1521 Erzbischof von Lund, 1522 in Kopenhagen gehängt und verbrannt.

Paracelsus zog als Arzt mit dem Heere gegen Stockholm, war zugegen bei der Belagerung und der Übergabe der Stadt; daran liegt es vielleicht, daß er sie später „Stockholma in Dänemark" nennt. Während Didrik Slagheck

das Stockholmer Blutbad mitmachte, schweifte er umher, um viele Bergwerke in Schweden zu untersuchen. Von hier ging die Wanderung durch Rußland über Moskau nach Konstantinopel. Und nach zehnjährigem Herumstreifen nahm er endlich 1525 in Basel seinen Sitz.

Seine Wirksamkeit war in diesen zehn Jahren ebenso buntscheckig gewesen wie die Verhältnisse, in denen er sich bewegte. Er war sowohl Alchimist als Arzt gewesen, er hatte Horoskope gestellt, aus der Hand prophezeit und Tote beschworen. Mit aller Welt war er in Verbindung gekommen, von Königen und Fürsten an bis zu klugen Frauen, Scharfrichtern, Juden und Hexen. Überall hatte er gesehen und gelernt. Er hatte unzweifelhaft recht, wenn er sich auf dieses Wanderstudium weit mehr zu gute that, als auf den Aufenthalt an einer Universität und die Erwerbung des Doktorhutes mit einer Disputation darüber, was Galenus und Avicenna gesagt und was sie nicht gesagt hätten. „Ein Arzt soll ein Landfahrer sein. Ursach: Die Krankheiten wandern hin und her, soweit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Ort. Will einer viel Krankheit erkennen, so wandre er auch; wandert er weit, so erfährt er viel und lernt viel erkennen. Die engländischen Humores sind nicht ungarisch, noch die neapolitanischen preußisch. Darum mußt du dahin ziehen, wo sie sind. Und jemehr du sie suchst, und jemehr du von ihnen erfährst, je größer wird dein Verstand in deinem Vaterland. Wer die Natur durchforschen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. So oft ein Land so oft ein Blatt, und die verschiedenen Länder und Provinzen sind die Blätter des Codex der Natur."

Sein Ruf wegen seiner glücklichen Kuren war jetzt so sehr gewachsen, daß die Baseler Obrigkeit ihm eine gut bezahlte Stelle an der Universität der Stadt als Professor der Physik, Medizin und Chirurgie anbot. Er nahm sie an

und im Sommer 1529 begann er mit einer Reihe von Vorlesungen, die von den damals üblichen weit verschieden waren. Zwei Stunden täglich nahm er vor einem zahlreichen Zuhörerkreise nicht etwa die Schriften des Galenus und Avicenna durch — im Gegenteil, die warf er in feierlichem Aufzuge in der Johannisnacht auf den Scheiterhaufen — sondern lehrte, wie Wunden und Krankheiten nach seiner Erfahrung behandelt werden müßten. Und dies trug er nicht in der für Gelehrte allein anständigen Sprache, in Latein, vor, sondern allen verständlich in der Muttersprache. Gleichzeitig hatte er als städtischer Arzt eine ausgedehnte Praxis. Mit großem Mut und Glück wandte er mineralische Heilmittel an. Aber besonders erreichte er verblüffende Resultate mit seinem geheimnisvollen Mittel „Laudanum." Wie dies zusammengesetzt war, weiß man nicht. Daß Opium darin war, ist höchst wahrscheinlich, später ging der Name Laudanum in die Bezeichnung des Opiums allein über. Einige nehmen an, daß Paracelsus diesen Namen wählte, weil man das Mittel nicht genugsam loben (laudare) könnte. Die Anwendung des Opiums widersprach der arabischen Lehre, nach welcher es bisher für schädlich gegolten hatte. Indessen selbst, wenn Opium einen Hauptbestandteil seines Laudanum ausgemacht hat, kann man sicher davon ausgehen, daß das Heilmittel auch aus mehreren anderen Bestandteilen zusammengesetzt war, vielleicht vornehmlich Vitriol, denn als Geheimmittel konnte es natürlich nicht etwas Einzelnes sein, wie es jeder hätte anwenden können. Gewiß ist, daß er mit Hilfe seines Laudanum Wunder verrichtete. Mindestens für einige Zeit heilte er hierdurch den gelehrten Buchdrucker Frobenius in Basel, dem die Ärzte wegen Podagra ein Bein abnehmen wollten. Mit demselben Mittel heilte er den Canonicus Cornelius Lichtenfels. Er selbst nennt achtzehn Fürsten, welche er

mit diesem oder mit anderen Mitteln geheilt hat, nachdem sie von gewöhnlichen Ärzten aufgegeben waren. Da er überdies sehr uneigennützig war und sich häufig weigerte, von den Leuten Bezahlung zu nehmen, welche andere Ärzte ihnen nicht erspart hatten, so kann man es wohl verstehen, daß sein Ruhm und seine Feinde mit rasender Geschwindigkeit zunahmen.

Das nahm aber ein jähes Ende. Im Sommer 1528 geriet er in einen Prozeß mit dem Canonicus Lichtenfels. Dieser, der lange Zeit an Magenschmerzen gelitten und vergebens bei anderen Ärzten Rat gesucht hatte, hatte sich zuletzt an Paracelsus gewandt und ihm hundert Gulden versprochen, wenn er ihn heilen könnte. Durch den Gebrauch von nur drei Pillen Laudanum war er gesund geworden, aber jetzt weigerte sich der Canonicus die Summe auszuzahlen, da die Krankheit sich so leicht hätte heben lassen. Paracelsus klagte bei der städtischen Obrigkeit, aber diese entschied, daß der Canonicus blos die gewöhnliche Taxe zu bezahlen hätte. Da geriet Paracelsus in heftigen Zorn, er ließ, wie es in der alten Baseler Chronik heißt, „böse Zettel gegen die Obrigkeit herumfliegen" d. h. Schmähschriften drucken und flüchtete darauf aus der Stadt.

Nach diesem festen Baseler Aufenthalt, der sich alles in allem nur auf ein paar Jahre erstreckt hatte, begann ein neues Wanderleben, das gegen 14 Jahre bis zu seinem 1541 erfolgten Tode andauerte. Die Wanderungen führten ihn durch Süddeutschland, Österreich und die Schweiz, und geben einen deutlichen Eindruck von seiner ganzen, eigentümlichen Erscheinung. Gesegnet, verflucht, überall verfolgt zog er von Ort zu Ort. Fest in seinem Glauben, ein neues Evangelium zu bringen, in demütigem Vertrauen auf den Gott, der die Liebe war und dessen Wesen er durch uneigennützige Aufopferung wiederzugeben suchte, freigebig, genüg-

sam, unklar, aufgeblasen und verteufelt, schwankte er beständig zwischen einem Heiligen und einem gewöhnlichen Jahrmarktsgaukler. Immer gab es von ihm zu erzählen. Er war gefolgt von einer zahlreichen Schaar von Schülern, teils gläubigen Lehrlingen, teils zweifelhaften Existenzen, die nur mitliefen, um in einem unbewachten Augenblick ihm seine Kenntnis von „Stein der Weisen" abzulauern. Alle Leidenden strömten ihm entgegen, vom Fürsten und Reichen an bis zum Ausschuß der Städte; nach glücklich vollendeter Kur betrogen ihn die ersteren in der Regel um den Arztlohn, die letzteren lachten ihn aus oder vergaßen ihn. Aber Geistliche und Ärzte stellten ein Kesseltreiben gegen ihn an, verschrien ihn als einen „Luther" und einen Lumpen ohne Doktorhut. Dann kam es zu Disputationen, in denen sie auf Latein schrieen, er auf Deutsch antwortete und Hohnworte den Ausschlag gaben. Nur selten gelang es ihm, die Erlaubnis zu erhalten, die Disputation in der neuen Form zu führen wie in Nürnberg, wo er die Obrigkeit dazu bekam, ihm ein paar von den unheilbaren Kranken der Stadt auszuliefern, die er darauf gratis heilte. Als er sich endlich nach langem Herumstreifen allem Anscheine nach in Salzburg zur Ruhe setzen wollte, wurde ihm auch das verwehrt. Ein paar Banditen, welche von den Ärzten gekauft waren, glückte es, ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Sie stürzten ihn von einem hohen Orte herunter, so daß er zerschmettert wurde. Sterbend wurde er in eine kleine Stube des Wirtshauses „zum weißen Roß" gebracht, wo er am 24. September 1541 seinen Geist aufgab.

Noch heutzutage ist der Streit der Zeitgenossen über Paracelsus' Bedeutung nicht zum Abschlusse gelangt. Einige betrachten ihn immer noch als eine der erhabensten Erscheinungen der Menschheit, andere als einen gewöhnlichen Charlatan. Einer der Gründe dafür, daß diese Wolke ihn

immer noch umgiebt, liegt darin, daß man nicht mit voller Bestimmtheit ausmachen kann, welche Schriften von ihm stammen und welche nicht. Er schrieb viel. Freigebig scheint er den Stadtobrigkeiten und Privatleuten seine Handschriften als Dank für kurzwährende Rast auf flüchtiger Wanderung geschenkt zu haben. Aber seine Lebensweise eignete sich nicht zu schriftstellerischer Wirksamkeit. Nie konnte er in Ruhe die letzte, abschließende Hand an eine Arbeit legen. Und man sieht es noch als zweifelhaft an, ob er überhaupt selbst jemals ein Buch herausgegeben hat. (K. F. H. Marx, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Göttingen 1842. 4°. S. 9). Nichts desto weniger giebt es jetzt unter seinem Namen eine Unzahl von Schriften, die einander an Absonderlichkeit, Heftigkeit und Weitschweifigkeit überbieten. Die Nachfrage hat diese früh ausgeheckt in einer Zeit, zu welcher das Urheberrecht ein unbekannter Begriff war, und zu welcher der Name eines Schriftstellers als Gemeingut für Freunde und Feinde angesehen wurde, als ein Baum an der Landstraße, in dessen Schatten jeder ausruhen konnte, in dessen Rinde jeder seinen Namen ritzen konnte. Aus diesem Haufen Schriften muß vorsichtig das Bild des Mannes ausgezogen werden, dessen Wahlspruch durch die Ironie des Schicksals war: „Schreibe niemals, wo noch ein Zweifel herrscht! Darum schrieben die Evangelisten so kurz, weil das wahr war, was sie schrieben." Kein Wunder, daß es viele so ausgezogene Bilder giebt, daß sie, von einander verschieden, auch höchst verschiedene Urteile im Gefolge hatten.

Am wahrscheinlichsten sind folgende Züge. Paracelsus suchte den Glauben der Bibel mit der griechischen Anschauung zu vereinen, lebte er doch in der Schweiz und in Süddeutschland zu einer Zeit, in der Zwingli, Luther und Calvin wirkten, und die römische Kirche selbst nach einer Verbesserung verlangte. Da konnte es ihm nahe liegen auszusprechen:

„Von allen Sekten, die jetzt blühen, besitzt keine die wahre Religion. Man muß daher den Text der heiligen Schrift ohne alle subjektive Auslegung lesen, bis einst in einer künftigen Zeit die wahre Religion erscheinen wird.“ Unbewußte Ketzerei lag in Ausdrücken wie diesen: „Durch das Gemüt kommen wir zu Gott, durch den Glauben zu Christo, durch die Imagination empfinden wir den heiligen Geist.“ Und er war dabei sich los zu flattern in einem solchen Gedanken wie: „Nur durch unsere Weisheit werden Gottes Werke offenbar, und nur, wenn der Sohn dem Vater gleich ist, d. i. also vollkommen, hat der Vater der Weisheit in solcher Vollkommenheit eine Freude an seinem Sohne.“ Aber in brennender Glut kehrte er zu dem innersten Kern des Christentumes in folgendem Gedankengang zurück: „Das Höchste so wir Artzten an uns haben, ist die Kunst, nachfolgend das dem gleich ist, ist die Liebe für den Kranken, und deren zweien ist die Hoffnung der Beschluß. Diese Liebe empfahn wir aus der Liebe Gottes, in derselben Liebe müssen wir sie wieder austeilen und durch uns dem Dürftigen zugehen lassen. In welcher Maaß die Liebe ist, dermaßen wird auch das Wetter über uns gehen. Ist unsere Liebe groß, so werden wir große Frucht in der Artzney dadurch schaffen. Wird sie bresthaftig sein, so werden unsere Früchte mangelhaftig befunden. Also stehet auch die Hoffnung. Wo die Hoffnung nicht ist, ist ein gut Gewissen, daß derselbige nichts kann. Denn der allein hofft, der es weiß. Der es nicht weiß, hofft nichts, sondern zweifelt.“

In seiner Weltanschauung war Paracelsus Grieche. Alles Bestehende bildet einen großen Organismus, den Makrokosmos. Jeder einzelne Mensch ist als Mikrokosmos ein Abbild des Makrokosmos, in innerer Einheit mit ihm. Alles lebt. Es giebt überhaupt keinen Tod. Was so erscheint, ist nur ein Zurücksinken in den Mutterleib, ein Über-

gang, eine Entstehung von etwas Neuem. Das Leben ist Gott. In ihm sind alle Dinge unsichtbar gewesen, zu ihm kehren sie zurück, von ihm strömt jeden Augenblick das aus, was ihr Leben ausmacht.

Da ist es die Aufgabe aller Ärzte, den einzelnen Menschen nicht als etwas einzelnes, für sich bestehendes aufzufassen, sondern als ein Glied des großen Weltenorganismus. Nur wenn er die Natur, das Leben des großen Organismus studiert, lernt er dasselbe in der Form des Mikrokosmos zu erfassen. Die Natur ist sein Lehrmeister, nur hier liegt sein Examen, das Leben ist sein Ziel. Nichts ist dem kundigen Arzte zu vergleichen. Ihm sind die Geheimnisse der Natur offenbar, er teilt sie wieder aus an die übrigen Gelehrten. Er begreift das Wesen aller Glieder, ihre Gesundheit, ihre Krankheit, er fühlt den Pulsschlag des Firmamentes, er erfaßt die Gesichtszüge der Sterne, die feinen Linien in der Hand der Mineralien, den Atem des Windes und das Fieber des Erdbebens. In der Kenntnis des Naturlebens hat er die Schlüssel zum Reiche Gottes. Denn Natur und Leben sind das Ziel, nicht tote Büchergelehrsamkeit. Was in Galenus' Schriften zu finden ist, das gleicht dem Schwamme, der auf dem Baume wächst. Ein Thor, wer hiermit den Baum selbst zu kennen glaubt.

Was ist unter diesen Verhältnissen Krankheit? Sie ist nicht, wie die Araber angenommen, etwas blos Negatives im Verhältnisse zu dem Positiven der Gesundheit. Sie ist selbst etwas Positives. Sie ist eine eigene Lebensform, eine Schmarotzerpflanze, ein Mikrokosmos. Der Mensch ist in der Krankheit zu zweien, hat gleichsam zwei Leiber, die in einen und denselben eingeschlossen sind.

Um dies recht zu verstehen, müssen wir uns klar machen, was das ist, was wir sonst Leben nennen. Leben ist immer eine unmittelbare Einheit von drei Bestandteilen: Salz, Schwefel und Queckſilber. So lange das Leben dauert, bilden sie eine innerliche Verbindung und werden nicht bemerkt; dies heißt Gesundheit. Aber fangen sie an, sich zu trennen und sich einzeln bemerkbar zu machen in Stechen und Brennen, so ist das Krankheit, und die kann zu völliger Auflösung, zum Tode führen. Das Leben ist also etwas unsichtbares, während dessen die Grundstoffe zusammen gehalten werden. Hört es auf, so trennen sie sich und werden sichtbar. Du verstehst das nicht? Versuche es einmal! Ein Baum lebt. Schlage ihn zu Brennholz, so stirbt er. Während du ihn nun verbrennst, da ist das, was brennt, Schwefel, was raucht Queckſilber, das, was zu Asche wird, Salz. Mehr ist nicht darin. Alle diese drei: das Brennbare, das Flüchtige, das Auflösbare finden sich verbunden in allem Lebendigen und trennen sich erst, wenn es stirbt. Diese drei sind es, die wir mit den Namen Schwefel, Queckſilber und Salz bezeichnen.

Aber das Leben eines jeden einzelnen Organismus ist nicht nur durch eine Geburt entstanden; zu seiner Erhaltung verlangt es unabläſſige Ernährung. In der Ernährung bekommen wir einen noch tieferen Einblick in das, was Leben ist. Der Einzelne eignet sich andere lebende Gegenstände an: Tiere, Pflanzen und Mineralien; er verzehrt sie und läßt sie sterben und sich auflösen, um selbst Leben daraus zu holen. So ist die Welt ein Kampf Aller gegen Alle. Gott hat jedoch sie alle gebildet. Gott ist nicht blos in dir und in der Nachtigal, sondern auch im Wurm, in der Spinne und im Basilisk. Sowohl Gesundheit als Krankheit loben Gott. Denn Alles lebt.

Nicht alles, was er verzehrt, kann der einzelne Organis-

mus zu seinem Leben brauchen. Die Nahrungsmittel enthalten nützliches und schädliches, „Essenz" und „Gift." Die scheiden sich von einander in der Verdauung, die mehr ist als blos eine Zusammenkochung (concoquere), als was sie die Griechen und Araber bezeichneten, denn sie ist der deutlichste Ausdruck für das Leben des Einzelnen. Eine innere Naturkraft, „Archäus," übernimmt hier die sinnreichsten alchimistischen Arbeiten, wie sie keine menschliche Kunst nachmachen kann.

Von demselben Brot macht sie Menschenblut für Menschen, Pferdeblut für das Pferd, Hundeblut im Hunde. Was sie nicht brauchen kann, das scheidet sie aus und führt sie ab. Man achte darauf, wieviel Salz es im Urin giebt, wieviel Schwefel in den Exkrementen und in der Luft, welche die Lunge ausatmet. Aber die Verdauung geht nicht blos im Magen vor sich. Da werden die Nahrungsmittel nur zu Blut bereitet. All die einzelnen Körperteile: Gehirn, Herz, Augen, Leber, Niere, Milz, ziehen, wie der Magnet das Eisen anzieht, wieder das Blut an sich und verdauen es in ihren Mägen, indem sie davon herausziehen, was sie brauchen können, während sie das unbrauchbare als Schweiß, Thränen, Schleim u. s. w. absondern.

Gesundheit ist also die normale Verdauung überall im Körper, bei welcher die Natur des Mikrokosmos ohne merkliche Beschwerde die angeeignete Nahrung überwindet, sie auflöst oder ausscheidet. Empfunden wird sie als Friede und Wohlsein. Krankheit ist das entgegengesetzte Verhältnis, in welchem die Macht des Fremden stärker ist als die Lebenskraft des Mikrokosmos, so daß es hier der Mikrokosmos ist, der aufgelöst wird, indem Salz, Schwefel und Quecksilber ausgeschieden werden und einzeln Pein bereiten. Empfunden wird sie als Krieg und Schmerz. Die verschiedenen Krankheiten kann man danach einteilen, ob es am meisten Salz

oder Schwefel oder Queckſilber iſt, was ſich ausſcheidet und zur Wirkung kommt. Aber ein Ding ſteht feſt: In der Geſundheit löſt das Leben des Organismus anderes Leben zu ſeinen Gunſten auf. In der Krankheit löſt anderes Leben das Leben des Organismus auf, trennt ſeine Grundbeſtandteile und zieht auf Koſten des Organismus aus ihnen Nahrung.

Hieraus geht am beſten hervor, wie unvollkommen die Lehre der Griechen und Araber iſt, welche die Krankheit blos als ein Mißverhältnis zwiſchen den vier Säften anſieht und meint, ſie allein mit Abführen, Vomierung und Aderlaß heilen zu können. Das Mißverhältnis iſt nicht die Krankheit ſelbſt, ſondern nur ihre Äußerungsart, ihr Symptom. Die Krankheit bewirkt erſt das Mißverhältnis in den Säften. Sie iſt das Leben, das darunter liegt. Mit der Ausleerung der Säfte triffſt du ſie nicht, ſo wenig als du den Winter bezwingſt, wenn du den Schnee fortſchaffſt. Denn der Winter hat den Schnee hervorgebracht, nicht umgekehrt.

Die Krankheit iſt ein Streit zwiſchen zwei unſichtbaren Lebensformen, Krankheit und Geſundheit, die beide im gleichen Organismus beherbergt werden. Der Streit wird überall im Körper geführt und iſt fühlbar als Hitze, Kälte, Übelbefinden, Schmerz an allen Stellen. Auch das Fieber, der Schmerz ſind nicht die Krankheit, ſondern nur Ausdrücke der Kraft, der Form, unter welcher die Natur des Organismus, „Archäus", der innere Alchimiſt, oder wie du nun das Lebendige in dir nennen willſt, die Krankheit in die Flucht zu ſchlagen ſucht. Der Hauptſchlag beſteht in der „Kriſis." Siegt „Archäus", ſo muß die Krankheit ſich auflöſen, weichen und ſich ausſondern als Schweiß, Abführung, Ausatmung. Siegt die Krankheit, ſo löſt ſich der Organismus im Tode auf.

Was hat nun der Arzt bei der Krankheit zu thun? „Merke dir zuerst: die Natur ist der Arzt, nicht du. Sie ist es, die die Heilmittel zusammensetzt. Nur sie weiß, was gethan werden muß, und wie geheilt werden kann. Du bist nur ihr Handlanger." Also giebt es einen innerlichen Arzt und Apotheker, Archäus, welcher der eigentliche ist. Aber diesem kann der äußerliche Arzt, der seine Kunst versteht, entscheidend zur Hand gehen, indem er ihm im rechten Augenblicke das reicht, dessen er gerade bedarf. Was dies ist, das lernt man nicht durch Bücher, sondern durch das Studium der ganzen Natur, von welcher der einzelne Mikrokosmos ja nur ein Abbild ist. Die Kunst und die Erfahrung des Arztes haben das Leben selber zum Gegenstand.

Was lehrt uns nun die große Natur vom Leben? Wir sehen, daß aus der Kraft des Erdbodens — denn weiter können wir den großen „Archäus", die Lebenskraft, nicht verfolgen — zwei Reiche hervorwachsen, das Pflanzenreich und das Mineralreich. Die Pflanzen wachsen in der Luft, die Mineralien im Wasser unter der Erde oder im Meere. Aber alle sind sie nur verschiedene Mischungen der drei: Salz, Schwefel, Quecksilber. Welche Kunstfertigkeit in der Zusammensetzung, welche aus den gleichen drei Bestandteilen, nur durch Verschiedenheit des Maßstabes und der Reinheit, Moos, Disteln, Buchen, Palmen und Kieselsteine, Kupfer, Edelsteine, Gold bilden kann! Und welche Verschiedenheit in der Lebenskraft des Erdbodens zwischen Wüste und üppigem Wald, zwischen ödem Gestade und Goldfeldern. Es ist die gleiche Lebenskraft, die gleiche Art Archäus, welche sich in der großen Natur und im Mikrokosmos der einzelnen Menschen geltend macht. Willst du da bei einer Krankheit der Lebenskraft eines Menschen, der gesunden Natur in ihm, gegen die Krankheit zu Hilfe kommen, so gilt es mit

kundigem Takte, mit entwickeltem Sinn dafür, wie gerade dieser Erdboden beschaffen ist, ihn gerade damit zu versehen, was die Gesundheit in ihm augenblicklich braucht, aber vielleicht aus Mangel an Kräften nicht selbst herbeischaffen kann. Du mußt ihm geben, was für seine Gesundheit Essenz, für die Krankheit in ihm aber Gift ist. Was ist das nun? Selbstverständlich Salz, Schwefel und Quecksilber. Aber in welcher Zusammensetzung? Ja, hierauf kommt es an. Denn es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen einem Feldsteine und Gold, zwischen Entengrün und Feigen, aber sie alle sind ja nur Salz, Schwefel und Quecksilber in verschiedenem Verhältnisse.

Das entscheidende Heilmittel ist in jedem einzigen Falle ein „Arcanum", ein Geheimnis. Du kommst zu nichts, wenn du mit Griechen und Arabern sagst: „Das Entgegengesetzte heilt das Entgegengesetzte." Sie reden nur von der Äußerungsart der Krankheit, nicht von der Krankheit selbst. Was das Leben der Krankheit eigentlich ist, das ist ein Geheimnis. Und welches die Essenz, das Gift gegen die Krankheit ist, welches in diesem die Lebenswurzel der Krankheit soll zerfressen können, das ist gleichfalls ein Geheimnis, ein Arcanum. Aber es läßt sich finden. Und zu finden ist es durch ein offenes Auge für die große Natur, durch Takt, durch Fleiß, durch redliches Vorwärtstasten, durch Gebet, durch Liebe. Die reiche Natur, die dich umgiebt, weist schweigend auf das Geheimnis, das sie bedeckt. Ja, es muß eine glückliche Zusammensetzung geben, die Gift ist für jede Krankheit, aber das wahre Elixir des Lebens, der keimkräftige Kern in der Frucht des Lebens, der Stein der Weisen. Es muß die reine Mischung geben, die alle Schlacken aus den niederen Stoffen auswirft und sie in edles Gold verwandelt, die die Bestandteile des Körpers zu ewigem Leben zusammenschmilzt. Gott reicht dir verstohlen

seine Hand unter dem Laub. Ergreife sie in Liebe, Zuversicht und Glauben!

In dem gemeinsamen Streben danach, die verschiedenen Arcana und vielleicht einmal das Arcanum aller Arcana zu finden, sind wir nicht hilflos verlassen. Wir müssen natürlicherweise das Verhältnis nicht grob ansehen und glauben, daß es dieses Salz, dies Vitriol, dieses Zink selbst ist, was wirkt. Das Salz, das Vitriol, das Zink ist nur der Stoff, der äußere Behälter der inneren Kraft, die unsichtbar ist wie das Leben der Gesundheit, der Krankheit, auf welches gewirkt werden soll. Die Kraft ist selbst ein Arcanum. Und aus allen diesen verborgenen Essenzen soll die Einheit, Quinta Essentia, die stärkestwirkende ausgezogen und gesammelt werden. Der Weg ist schwer, aber er ist doch vorgezeichnet. Denn die Natur hat die Kraft der Stoffe in den Farben und Formen angedeutet. Gold ist ja gelb. Merke wohl, wenn Gold seine Farbe verliert, hat es seine Quinta Essentia verloren. Denn in der Farbe des Goldes besteht seine Kraft. Darum nennen wir auch die Tinktur (tingere, färben) Quintessenz. Und beachte ferner, daß die Formen der Dinge nicht zufällig sind, sondern ihre Signatur ausmachen. Darum enthalten die Namen, welche Adam gerade mit Rücksicht auf ihr Äußeres den Tieren, Pflanzen und Mineralien gab, oft eine klare Angabe ihres Wesens und ihrer Kraft. Die Natur spricht selbst durch ihre Formen. Dem Gehörn des Hirsches giebt sie einen Zacken für jedes Jahr, welches das Tier gelebt hat. Sie zeichnet die Linien in der Hand des Menschen, die Zähne der Pferde, die Rippen der Blätter. Sie weist die Pflanzen mit herzförmigen Blättern zum Gebrauche bei Herzkrankheiten an, sie hat den Safran gelb gemacht zum Zeichen, daß er gegen Gelbsucht wirkt, sie machte den Rubin rot, wie das Blut, das er reinigen kann, und gab dem Gold in der

Planetenreihe den Platz, der dem Herzen entspricht, das er mächtig stärkt.

Und beachte noch das letzte! Wenn in einer Krankheit der innere Alchimist „Archäus" alle die gesunden Körperteile zu Hilfe ruft um die Krankheit zu bekämpfen, wenn das Leben der Gesundheit gegen das Leben der Krankheit kämpft, so bringe die Hilfe, die dem Leben entspricht, das du stärken willst! Gesundheit ist der frische Wellenschlag gegen das Ufer, Krankheit das aufgelöste Zurückrieseln. Lasse da das Heilmittel, das du giebst, der frischen Einheit verwandt sein und nicht der Auflösung der Krankheit. Je lebendiger das Heilmittel ist, umso stärkender ist es. Blut taugt nur selten als Heilmittel, denn im gleichen Augenblicke, in dem es seinen ursprünglichen Körper verläßt, ist es tot. Frische Pflanzen sind kräftiger als trockene. Mineralien sind die Bestandteile, welche ganz ohne ihr Leben zu verlieren in ein Heilmittel übergehen können. Darum sind mineralische Heilmittel die stärkestwirkenden.

Aber wie du auch mischest, erinnere dich, daß die Alchimie eine heilige Kunst ist! Durch Feuer scheidest du das Unnütze von dem Nützlichen und übst das letzte, was die Natur dem Menschen überlassen hat: vollenden, vervollkommnen. Die Kunst des Arztes ist die höchste; in ihr wird der Mensch Gott gleich. So übe sie denn aus mit reinem Herzen! Verehre sie, wie du Gott verehrst, in selbstvergessener Liebe! Versenke dich getrost und schaffensfroh in die große Weisheit: Alles ist verwandt; nur die Formen sind verschieden! Das ganze stammt von Gott, er ist in Allem, denn das Leben ist von Gott.

Obgleich Paracelsus weit gereist war und persönlich seine Auffassung fast über ganz Europa geltend gemacht haben kann, so wirkte doch sein Gedankengang viel weiter als seine Rede oder Schrift nach Vermuten gedrungen sein können. Der Grund war der, daß es nicht blos *sein* Gedankengang war, sondern daß viele ihn mit ihm teilten. Er war nur der, welcher den klarsten, wärmsten, leidenschaftlichsten Ausdruck für das fand, was alle erfüllte. Er sprach nur das erlösende Wort, aber der Gedanke gehörte der Zeit.

Dies sieht man daran, daß, ungefähr gleichzeitig mit dem Leben und Wirken des Paracelsus, man schon an vielen Stellen im Begriff war, für seine Ideen zu kämpfen. Wenn Paracelsus 1525 in Basel in seiner Muttersprache Vorlesungen hielt, lehrte, daß jedes Land die Kräuter gegen seine Krankheitsformen besitzt, und verlangte, daß man auf alchimistischem Wege in die große Schule der Natur gehen sollte, so war das nur wenig von dem verschieden, was Christian Pedersen 1533 in Dänemark that; er schrieb ein Arztbuch auf dänisch, pries die wildwachsenden Kräuter des Landes und gab jeder Hausmutter Anweisung einen Destillierofen einzurichten. Beide waren sie ja trotz des großen Unwillens, mit welchem sich Paracelsus über die Araber aussprach, Schüler von diesen, von der Richtung getragen, die diese verkündet hatten. Überdies sogen die Vorliebe für den Gebrauch der Muttersprache und der Sinn für das Geheimnisvolle noch aus vielen anderen Wurzeln ihre Nahrung.

Nichtsdestoweniger schreibt sich eine deutliche Neubildung aus Paracelsus' Zeit her. Der Gedankengang und die Richtung der Araber verwandelten sich unter seinen Händen. In der Leidenschaft, mit welcher er sie ausdrückte, zerbarsten sie und gebaren etwas Neues. Dieses Neue haben wir oben als eine abendländische Auffassung von der Bedeutung

des „Unbekannten" in der Heilkunst, und eine neue Erklärung der Krankheit als etwas Positives, als eine eigene Art von Leben, zu bestimmen gesucht. Wir wenden uns jetzt dazu, die Wirkungen dieser Gedanken des Paracelsus im Norden zu betrachten, wie diese neuen Begriffe von Gesundheit und Krankheit sich im täglichen Leben und den herrschenden Ansichten von Kirche und Staat gegenüber geltend machten.

In den Rezepten der Araber hatte das „Unbekannte" eine Rolle gespielt als der geheimnisvolle, abenteuerliche Zusatz, der vielleicht durch Gottes unberechenbare Gnade das eigentlich Entscheidende werden konnte. Bei Paracelsus verschlang das Unbekannte das ganze Rezept, das selbst zu einem „Arcanum" wurde. Für Paracelsus schrieb sich diese Bezeichnung teilweise daher, daß das feindliche Leben, das der Krankheit, dem es entgegen wirken sollte, ja ein Unbekanntes war. Aber bei seinen Nachfolgern riß das „Arcanum" des Rezeptes selbst die Macht an sich. Es wurde das geheimnisvolle Zauberreis, mit welchem man das Gewünschte hervorzurufen suchte, die ins Dunkel ausgestreckte Hand, mit welcher man nach dem griff, was Gott aufbewahrte, damit es der Mensch selbst finden sollte, das Universalmittel, den Stein der Weisen, das Lebenselixir.

Selten oder niemals hat ein Gedanke ein so empfängliches Erdreich gefunden, wie die Lehre vom Arcanum in Europa. Sie zündete sowohl anderwärts als über den ganzen Norden. Von der Elbe bis zum Nordkap gab es kaum eine Hausmutter, die nicht wesentliche Voraussetzungen erfüllte, um sich schnell darein zu finden. Uralter, vererbter, heidnischer Zauberglaube begegnete sich in dieser Lehre mit dem allerneuesten Glauben an die Natur und ihre Kräfte. Die Arbeiten des Alltags bekamen einen neuen Anreiz und doppelte Schnelligkeit, da sie nun ein Versteckspiel mit Nachbarn und

Freunden sein sollten. Die ärmlichste Anweisung zu einem hausgebrauten Meth, „Latwerge" von Johannisbeeren oder zu Schlehenbranntwein wurde, wenn auch nicht gerade der Weg zur Goldbereitung, so doch durch das Bewußtsein vergoldet, daß sie geheim gehalten werden müßte und vielleicht — wer konnte das wissen? — das sicherste Mittel gegen manche Krankheit war. Das Bedürfnis, sein Verfahren zu verbergen und die Lust, Neues zu versuchen ergriffen wie ein Fieber die ganze Bevölkerung. In halbunmerklichen Übergängen äußerten sie sich von der blos kindischen Lust an einmal Lavendel in den Lautertrank, Veilchenwurzel in die Mandeltorte zu mischen, bis zu den eifrigsten und ernsthaftesten Versuchen vorwärts zu kommen. Hausmütter wie Dorothea, die Schwester Christians III, oder seine Tochter, die Kurfürstin Anna von Sachsen, Männer wie Erik Lange und sein Schwager Tycho Brahe gingen an der Spitze. Allein in dem großen unterirdischen Laboratorium auf Uranienborg fanden sich 16 Öfen, in der Winterstube fünf. (E. A. Scharling, Bidrag til at oplyse de Forhold, under hvilke Chemien har vaeret dyrket i Danmark. S. 10 f.).

Während des ganzen 16. Jahrhunderts hatte jede bekannte Persönlichkeit in Europa ein einzelnes oder mehrere geheimnisvolle Heilmittel, welche die betreffende entweder blos besaß oder sogar erfunden hatte. In Dänemark werden die Außenpunkte gebildet von Sigbrit und Tycho Brahe, die beide — getrennt — mehrere Arcana hatten, die unter ihren Namen gingen, und zu denen sie allein den Schlüssel besaßen. Reiche und fürstliche Personen, wie z. B. die obengenannte Markgräfin Dorothea von Brandenburg und die Kurfürstin Anna von Sachsen, welche viele Gehilfen in ihren Küchen und Laboratorien haben mußten, nahmen diese in Eid, daß sie nie ein Geheimnis verraten würden. Die allerwichtigsten und feinsten Zusätze nahmen sie jedoch oft nur

persönlich selbst und allein vor. So bereitete die Markgräfin Dorothea selbst Augenwasser und Pulver für ihren Vater Friedrich I. Für ihren Bruder Christian III bereitete sie eigenhändig, wenn auch mit Hilfe ihres Leibarztes, ein Mittel gegen Fallsucht. Dagegen mußte sie zugestehen, daß sie ein von Christian III lange begehrtes Rezept gegen Schwindel von ihrem Leibarzte nicht bekommen konnte. Sie mußte hierüber an ihren Bruder schreiben: „E. k. W. können wohl abnehmen, daß die Doktors ihre Künste, sonderlich in solchen Fällen, nicht gern andern mitteilen." Daß ein Mittel, selbst wenn das Rezept ein Arcanum war, doch gefahrlos war, bewies sie auf folgende praktische Art: „Wir überschicken E. k. W. hiermit auch ein von uns gemachtes Pulver und Latwergen zum Herzen und zur Brust, welches wir E. k. W. in Gegenwärtigkeit des Boten gekredentzt." (Fr. v. Raumer, Historisches Taschenbuch VI S. 362). Als Friedrich II 1575 am Tertiärfieber erkrankte und sich darum an seine Schwester, die Kurfürstin Anna, um Rat wandte, sandte diese ihm sofort etwas von ihrem berühmten Aquavit, bat ihn aber zugleich sich im übrigen des Trinkens zu enthalten. Der König hielt Maß und das Fieber verließ ihn. Gelehrig wie er war, mußte er indessen im nächsten Briefe hören: Wir „tragen treuherzige schwesterliche Fürsorge, daß Euer Liebden nicht etwa zu viel zu eurem Schaden des aquae gebrauche." (Karl v. Weber, Anna Churfürstin zu Sachsen. Lpzg. 1865 S. 436. Troels Lund, Danm. og Norges Hist. V 209 f). Es war ein Zeichen politischer Überlegenheit, wenn Friedrichs II Königin-Witwe Sophia später die Markgräfin Catharine von Brandenburg zwang, alle ihre Vorschriften für Heilmittel und Eingemachtes auszuliefern, ohne daß diese jedoch das erreichte, wofür sie dies Opfer gebracht hatte, die Verheiratung ihrer Tochter mit Christian IV. (Troels Lund, Chr. IV's Skib paa Skanderborg Sö II 337—39.)

Nach den Berichten dieser Zeit zu urteilen, war man dem großen Ziel: dem Universalmittel, dem Stein der Weisen, ein gut Stück näher gekommen. Der Arzt Kaiser Karls V, Dr. Gall, erfand ein Aquavit, das in nicht geringem Grade seinem Namen entsprach, indem es dazu diente das Leben zu verlängern. Durch seinen Gebrauch wurde er 129 Jahre alt. (H. Ranzau, de conservanda valetudine p. 97—100).

Durch einen wunderlichen Glücksfall war ein Stein mit höchst merkwürdiger Kraft, ohne Zweifel ein Hauptbestandteil des Steins der Weisen, bei Refsnaes an die Küste des Kallundborg Fjords getrieben worden. Christian II, der als Gefangener hier lebte, fand ihn auf einer Jagd unter den Steinen am Strande, wo er durch seine Schönheit und seinen köstlichen Glanz seine Aufmerksamkeit erregte. Er nahm ihn auf, aber kaum hatte er ihn in der Hand, als er für seine Begleiter verschwand, die zu seinem großen Vergnügen einander erstaunt fragten, wie er weggekommen wäre, obgleich er mitten unter ihnen ritt. Da sah er etwas später einen Vogel, der sich am Strande gerade vor sein Pferd setzte. Er warf nach ihm mit dem Stein, aber im gleichen Augenblicke wurde er wieder sichtbar, und das Gefolge umdrängte ihn und fragte ihn, wo er denn hin gewesen wäre. Da der König hieraus schloß, daß die unsichtbar machende Kraft im Steine gelegen hätte, suchte und suchte er nach ihm, aber fand ihn nicht mehr. Das einzige, was sein kurzer Besitz ihm einbrachte, war, daß er von der Zeit an weniger Freiheit erhielt und strenger als zuvor bewacht wurde. (Niels Krag og Stephan Stephanius, Chr. III's Historie I 333 Anm.).

Eine leicht anzustellende Probe darauf, ob etwas wirklich ein Universalmittel war, lag darin, ob es gegen Gift sicherte. Als besonders zuverlässig in dieser Hinsicht galten in ganz Europa die beiden Naturgegenstände, in welchen die Natur

selbst den alchimistischen Prozeß vorgenommen hatte: versteinerte Hirschthränen und der Stein Bezoar, der sich im Magen einer indischen Ziegenart bildete. Besonders der Stein Bezoar erfreute sich als zuverlässiges Gegengift eines vorzüglichen Rufes. In einer Schrift, welche Laurenz Catelan in Montpellier 1623 hierüber herausgab, heißt es: „Gott hat der Welt kein trefflicheres, sichreres und wirksameres Gegengift gegen alle Arten Gifte und ansteckende Krankheiten geschenkt. Alle Giftstoffe wenden sich diesem Stein zu und werden von ihm angezogen, wie sich der Heliotrop beständig der Sonne zudreht." Gegen den Schluß der Regierung Ludwigs XIV wurde das Zutraun zum Bezoarsteine etwas abgeschwächt, wiewohl man am französischen Hofe beständig solchen in der Tasche hatte. Es ging nämlich das Gerücht, daß viele falsche in Umlauf wären, und daß die Jesuiten in Goa eine große Fabrik zur Herstellung derselben errichtet hätten. Noch im Jahre 1741 war jedoch ihr Preis in Amsterdam 3—400 Livres für das Stück, und sobald ein Ostindienfahrer einige heimbrachte, wurden sie von den Spitzen der Gesellschaft zum Privatgebrauch an sich gerissen, ohne in den Handel zu kommen.

Es konnte wohl kaum ein Zweifel daran sein, daß man hier mindestens einem sehr wichtigen Bestandteil des Steines der Weisen gegenüber stand. Karl IX von Frankreich war darum auch außerordentlich erfreut, als er einmal während eines Aufenthaltes in Clermont-Ferrand einen Bezoarstein aus Spanien verehrt erhielt mit der Versicherung, daß er gegen jedes Gift gut wäre. Der berühmte Arzt Ambroise Paré war gerade zugegen; aber als der König ihn um seine Meinung fragte, antwortete er, daß er nicht daran glaubte, da es so viele Arten Gift gäbe, von denen jedes auf seine Weise wirkte und darum auch auf verschiedene Art paralysiert werden müßte. Ein einziger Stein könnte kaum alle diese

Wirkungsarten vereinen. Der Herr, der den Stein gebracht hatte, bestand indessen darauf, und der König befahl eine Probe anzustellen. Er ließ den Schloßherrn fragen, ob nicht jemand zur Stelle wäre, der verdiente, gehängt zu werden. Dieser antwortete, daß just ein Koch da wäre, der zwei silberne Teller gestohlen und dafür am nächsten Tage am Galgen baumeln sollte. Der König ließ nun den Koch fragen, ob er wohl Lust hätte, ein Gift zu nehmen, um ein Gegengift zu probieren; im Falle, daß es hülfe, würde er gleichzeitig frei sein. Der Koch antwortete, er zöge es weit vor, durch Gift im Gefängnisse zu sterben als vor den Augen aller Leute gehängt zu werden. Da gab ihm ein Apotheker sofort Gift zu trinken und darauf etwas von dem Bezoarstein. Er bekam hiervon heftiges Erbrechen und Stuhlgang, klagte darüber, daß es wie Feuer in ihm brannte und wollte beständig Wasser haben. Ambrois Paré bat den Schloßherrn ihn sehen zu dürfen, wozu er, von drei Trabanten begleitet, die Erlaubnis erhielt. Da kroch der arme Koch auf allen vieren unter Erbrechen und blutigem Stuhlgang. Paré gab ihm Öl zu trinken, um ihn wenn möglich zu retten; aber es half nichts, er starb jammervoll sieben Stunden darauf, indem er rief, es wäre ihm besser gewesen gehängt zu werden. Paré nahm sofort die Öffnung der Leiche vor den Augen des Schloßherrn und von vier Trabanten vor, und es zeigte sich, daß der Magen ganz schwarz, verbrannt und dürr war, als ob er geätzt worden wäre. Paré schloß hieraus, daß das Gift quecksilberhaltig gewesen. Als der König den Ausfall hörte, befahl er den Bezoarstein ins Feuer zu werfen, was auch geschah. (Franklin, Les médicaments S. 155—59).

Gerade mit einem Versuche wie diesem vor Augen bekommt man doppelten Respekt davor, wie weit es die Kurfürstin Anna darin brachte. Sie bereitete ein Gegengift

von dem man sagen mußte, daß es unfehlbar sei. Wie diese Antidotus saxonica zusammengesetzt war, war natürlich ein Geheimnis. Es war ein Arcanum und verdiente eines zu sein. Aber dürfen wir aus den Bestandteilen ihres berühmten Aquavits, das ja, wie früher erwähnt, unter andren ihren Bruder Friedrich II von Dänemark heilte, Schlüsse ziehen, so hatte sie weder das Seltene noch das Kostbare gespart. Zum Aquavit hat sie, wie man weiß, gebraucht: gelbe Veilchen, Morgentau, auf weißen Tüchern in der Johannisnacht gesammelt, harte Zwiebacke, Totenbein, Bauernrosen, Rohrdommelfüße, Fohlenmilz, einen roten Eichenschoß, Hechtaugen, weißes Vitriol, Königskerze, Elentierklaue, Kapaunwasser, Tabak, Schwalbenhoden, Achat und Einhorn. (Troels Lund, Danmarks og Norges Hist. V 208.)

Nach dem Berichte Henrik Ranzaus war es ein sächsischer Bauer, der sie auf die Spur brachte. Er kannte nämlich ein geheimes Mittel, das ihn in den Stand setzte, die giftigsten Schlangen ohne Schaden zu verschlucken und wieder von sich zu geben. Als er diese Kunst vor Kurfürst Friedrich August gezeigt hatte, bezahlte ihm dieser eine hohe Summe, um die Zusammensetzung zu erfahren. Gleichzeitig mußte der Bauer versprechen, sie niemals anderen mitteilen zu wollen. Nach der Meinung des Kurfürsten ziemte es sich nämlich nur für Fürsten, solche Kenntnis zu besitzen, und sie waren es auch, welche die meiste Verwendung dafür hatten. Darauf überließ Kurfürst August das Geheimnis seiner Gattin zur weiteren Bearbeitung in ihrem Laboratorium.

Als die Kurfürstin später in Dänemark zu Gaste war, hatte sie das Gegengift mit und überließ eine Portion davon ihrem Vater Christian III. Dieser, der ja selbst eifrig alchimistische Studien betrieb, verlangte danach, das Mittel erprobt zu sehen. Aber das ließ sich erst nach der

Abreise der Tochter machen, als ein passendes Medium in Kopenhagen gefunden wurde, ein Mörder, der hingerichtet werden sollte, jedoch gegen die Aussicht, frei zu werden, sich anbot, Gift und Gegengift zu nehmen. In einem Briefe an seine Tochter beschrieb der König, wie der Versuch ablief: „Wir wollen Ew. L. freundlich und väterlich nicht verhalten, daß wir nach Ew. L. Abreise auf derselben mitgeteilten Unterricht das Pulver für die Vergiftung zurichten lassen und haben desselben Wirkung an einem Menschen, der sonst sein Leben verwirkt, probiert, also des Morgens haben wir ihm des Mercurii sublimati ein Quintin in einem Reismuß eingeben lassen, wie er solches eingenommen, ist er zur Stunde angeschwollen und hat sich gar übel gehabt, daß nichts mehr denn der Tod vor Augen gewesen. Darauf haben wir ihm das Pulver durch unseren Medicum, Dr. Cornelium, in einem Trunk Wein eingeben lassen, das hat alsbald angehoben zu wirken und ist ihm mit Zuchten oben und unten am Stuhl heftig abgegangen, dadurch er alsbald Besserung gefühlt und wieder zu sich selbst gekommen. Doch hat er geklagt, daß ihm unter dem Nabel noch etwas drücke, da haben wir ihm des Pulvers Nachmittags soviel als früh eingeben lassen, dessen ist er allsofort genesen und sich stark und gesund empfunden, als wäre ihm nichts widerfahren." (Karl v. Weber, Anna Churfürstin zu Sachsen, S. 462/3.)

Das Gegengift hatte also seine Probe vollauf bestanden. Als Henrik Ranzau von diesem glänzenden Ausfall hörte, schrieb er an die Kurfürstin und bat sie eindringlich, ihm endlich die Zusammensetzung mitzuteilen. Sie antwortete ihm mit der Sendung einer reichlichen Portion, groß genug für ihn und seine Familie — „einen Teil davon werdet ihr, meine Kinder, nach meinem Tode für Euch in meiner Medikamentenstube aufbewahrt finden" — aber das Rezept

erhielt er nicht. Henrik Ranzau ließ sich jedoch nicht so leicht abweisen. Als das Gerücht ging, daß Kurfürst August das Geheimnis dem Herzog von Württemberg verraten hätte, war er sofort dahinter her. Es glückte ihm auch, etwas aus dem kurfürstlichen Rat Berlepsch herauszulocken. In seinem medizinischen Werke teilt er die beiden wahrscheinlichsten Verzeichnisse von den Bestandteilen des Gegengiftes mit. Zumeist sind es Wurzeln von Baldrian, Engelsüß, Ibiskraut, Angelica, Kellerhals und vierfingrigem Nachtschatten, alles zusammen gegraben zwischen dem 15. August und dem 8. September. Aber die Zusätze und die Zubereitung müssen sicher das Entscheidende gewesen sein. Jedenfalls wird nirgends gemeldet, daß es später jemand geglückt wäre dieses Gegengift nachzumachen, das nach Henrik Ranzaus Worten mit derselben Leichtigkeit Gicht, Asthma, kaltes Fieber, Milzbrand und Pest heilte. Antidotus Saxonica war und blieb ein Geheimnis, ein wirkliches Arcanum, das mit Anna und August von Sachsen ins Grab ging. (H. Ranzau a. a. O. Kap. 51 f.)

Hiermit war jedoch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, das „Universalmittel" zu finden, wenigstens nicht im Norden. Hier wirkten einige der berühmtesten Männer der Zeit. Auf Hveen stellte Tycho Brahe seine chemischen Versuche an, bereitete Arcana und Elixire (eines von ihnen findet sich bei seinem Biographen Gassendus erhalten), und das mit solch ansteckendem Eifer, daß sogar eines seiner Dienstmädchen beschuldigt wird, nachts heimlich im Laboratorium gearbeitet zu haben (E. A. Scharling, a. a. O. S. 14). In Kopenhagen wirkte Professor Anders Krag, der in der chemischen Zubereitung von Heilmitteln eine derartige Unermüdlichkeit bewies, daß sein frühzeitiger Tod 1600 dem zugeschrieben wurde. Endlich war Paracelsus' berühmtester und begabtester Schüler, Dr. Peder Sörensen, Leibarzt bei

Friedrich II. Von diesem vorzüglichsten Arzte Dänemarks im 16. Jahrhundert spricht Francis Bacon mit folgenden Worten: „Von allen deinen Anhängern, Paracelsus, mißgönne ich dir allein Peder Sörensen, einen Mann der allzu gut ist, um an deinen närrischen Vorspiegelungen hängen zu bleiben. Aber du, Paracelsus, schuldest ihm außerordentlich viel; denn was du auf eine eselhafte Art auszuschreien pflegtest, das hat er in wohllautenden Gesang verwandelt, indem er ihm durch bewunderungswürdige Kunst Liebreiz und Wohlklang verlieh." (H. Rördam, Köbh. Universit. Hist. II 330.) Hiermit wird besonders auf das Werk Idea medicinae philosophicae angespielt, das Peder Sörensen in Florenz 1570 vollendete und im Jahre darauf in Basel herausgab, Friedrich II gewidmet. Hierin verfocht er mit großer Tüchtigkeit die Lehre des Paracelsus von einem bestimmten Lebensprinzip, der natürlichen Wurzel für alles Leben und alle Fortpflanzung. Selbst unverändert und unveränderlich ist es in allen Pflanzen, Tieren und Mineralien zur Stelle, und in ihm liegt das Heilmittel gegen jede Krankheit.

Dieses Lebensprinzip suchte er auch nach seiner Heimkehr nach Dänemark in einer seiner ausgeprägtesten Formen festzuhalten, in der also Salz, Schwefel und Quecksilber ihre reinste Verbindung eingegangen waren. „Wie „„Spießglanz"" alle unedelen Metalle verzehrt, aber das Gold nicht angreift, so verzehrt er auch alle Unreinlichkeiten des Leibes und läßt die Quelle des Lebens, das Herz, unbeschädigt. Und wie es Giftarten giebt, welche allen Menschen ohne Ausnahme schaden, so muß es auch Heilmittel geben, die allen Menschen ohne Ausnahme helfen und alle Krankheiten heilen können." (Idea med. philos. Kap. 14. — K. Sprengel, Gesch. d. Arzneikunde III S. 408—13. — E. A. Scharling, a. a. O. S. 8.)

Peder Sörensen suchte unermüdlich, gestützt auf seine gründlichen chemischen Kenntnisse und die reiche Erfahrung, welche seine ausgedehnte Praxis ihm gab. Viele seiner Kuren glückten wunderbar. Und, wie behauptet wurde, soll er zuletzt wirklich das Universalmittel gefunden haben. Wenn dies sich so verhält, so muß es als ein außerordentliches Unglück angesehen werden, daß er es gerade nicht bei der Hand hatte, als er im Sommer 1602 selbst von der herrschenden pestartigen Epidemie ergriffen wurde und am 28. Juli starb. Er hätte jedoch Zeit gehabt es anzuwenden, da er bei dem Erscheinen einer schwarzen Pustel auf einer seiner Augenbrauen, obschon sonst gesund, seinen in wenigen Tagen bevorstehenden Tod voraussagte, wie er auch eintraf. (Th. Bartholin, Hist. anatom. Cent. VI S. 239. — Danske Atlas III 533. — Rördam, a. a. O. II 582). Folgende Worte, die über ihn nach seinem Tode gesprochen wurden, könnten — wenn sie mehr sind als blos leere Lobrede — auch eine Gleichheit des Gemütes zwischen ihm und Paracelsus beweisen: „Seine größte Lust war es, Gott zu gefallen und guten Menschen zu nützen."

Neben Männern wie Tycho Brahe, Peder Sörensen und Anders Krag, an deren Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit kein Zweifel herrschen kann, treten andere natürlicherweise in den Schatten. Aber selbst, wenn wir an den äußersten entgegengesetzten Flügel gehen, zu den reinen Betrügern, so zeugen diese sowohl durch die Frechheit, mit welcher sie auftraten, als durch das Entgegenkommen, das sie fanden, von der allgemeinen großen Erwartung, die in der Zeit lag. Ein paar Andenken an sie haben sich bis auf unsere Tage erhalten. In der großen königlichen Bibliothek in Kopenhagen (Gl. kgl. Saml. 8°. no. 3504) befindet sich noch ein schön geschriebenes in Sammet gebundenes Manuskript: Von dem philosophischen Stein. Der Verfasser, Albert Herthover,

hat es für den Herzog Ulrich von Mecklenburg abgefaßt, von dem es wohl wieder an seine Tochter, die Königin Sophia von Dänemark, gekommen ist. Der Zweck war sicherlich gewesen, eines der beiden Fürstenhäuser dazu zu bewegen, Betriebskapital für das rentable Unternehmen, die Herstellung des Steines der Weisen, auszusetzen. Eine solche Hilfe erreichte auch wirklich ein würdiges Paar, die Herren Caspar Uden und Johann Schunken, im Jahre 1590 von Herzog Ulrich. Daß auch dieses Mal die Sache in Dänemark aufmerksam verfolgt worden ist, sieht man daran, daß sich alle ihre Aktenstücke im Archiv der Königin-Witwe Sophia befinden (Herzog Ulrichs Bestallung für sie, datiert Güstrow, Michaelis 1590. — Sein Brief an sie, datiert Stargardt, 11. November 1591). Es scheint, daß sie mit ihrem stark entwickelten ökonomischen Sinne es vorzog, dem Vater die Betriebsunkosten zu überlassen und selbst erst bei der Verteilung der Beute hervorzutreten.

Und eine glänzende Ausbeute wurde versprochen. Die beiden uneigennützigen Herren verlangten nur alles für ihre Arbeit Notwendige, und außerdem 15 Thaler sofort, später 120, eine gewöhnliche Hofkleidung, freie Kost, Wohnung, Beleuchtung, Beheizung. Für diese Kleinigkeit versprachen sie im Laufe von 40 Wochen lapis philosophorum d. h. den Stein der Weisen herstellen zu wollen; darauf im Laufe von drei Wochen eine Flüssigkeit, in welcher sich Kupfer zu Silber verwandelte; in weiteren acht Wochen eine Tinktur zu schaffen, welche zehn Lot Kupfer, Blei, Quecksilber und Silber in ächtes Gold umbilden könnte; im Laufe von acht Tagen eine Flüssigkeit herzustellen, die alles in Silber verwandelte; in drei Wochen Gold aus Zinnober und Silber zu bereiten, und endlich in 40 Tagen den Goldsaft zu erfinden, in welchem der Stein der Weisen zeitweise erneuert werden muß, um seine Kraft zu bewahren. Im Stein der Weisen sind nämlich

4 Lot Gold und 6 Lot Silber, die zuvor angeschafft und dann erneuert werden müssen.

Man weiß nicht, worüber man sich hier am meisten wundern soll, über die Frechheit dieser Goldmacher oder über die Leichtgläubigkeit Herzog Ulrichs. Der Schluß hätte doch so nahe liegen müssen: Wenn sie es wirklich verstünden, Gold zu machen, so kämen sie doch nicht zu Herzog Ulrich um ein paar Thaler zu verdienen. Der Ausfall bewies denn auch, daß sie nach Verlauf eines Jahres ihn 500 Gulden gekostet, aber noch nicht für einen Schilling Nutzen gebracht hatten. Sie beriefen sich nun darauf, daß alles von Gottes Beistand und den Geistern abhinge, während der Herzog ihnen mit Gefängnis und Folterbank drohte. Eines schönen Tages waren die Vögel ausgeflogen, und der Herzog stand allein da, nur um eine Erfahrung reicher. Aber, daß ein verständiger Mann wie er sich wirklich zum Narren machen ließ, daß in Dänemark Männer wie Erik Lange und später Valdemar Daa Hab und Gut daran setzen konnten und noch mit dem Bettelstab in der Asche nach Gold stöberten, das beweist, wie diese selbe Hoffnung allen vorschwebte, wie der Gedanke an den Stein der Weisen vor den Augen jener Zeit flimmerte.

Um dies völlig zu verstehen, müssen wir uns beständig erinnern, daß die Naturauffassung jener Zeit eine andere war als unsere. Wie redlich man sich auch bestrebte, die Frage erfahrungsmäßig aufzustellen, immer flog die Antwort vorher phantastisch, wie ein Kobold, aus dem Kasten. Selbst die gleichen Ausdrücke verstand jene Zeit in anderer Weise als wir. Wenn z. B. Paracelsus von dem Leben der Mineralien spricht, von den Kälteschauern und Fiebern der Erde, von der inneren Gleichheit zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, so verstand vielleicht er schon, aber jedenfalls seine ganze Zeit, dies ganz buchstäblich. Der große Stein z. B., welchen Friedrich II kurz vor der Geburt Christians IV

von Grönnehave zum Strand bei Kronborg schleppen ließ (Troels-Lund, Hist. Skitser S. 124), galt für lebendig. Gelehrte Betrachtungen wurden darüber geschrieben, wie er atmete und ob er Blut in seinen Steinadern hätte. In einer Tagebuchaufzeichnung Sigvardt Grubbes von der Nordkapreise mit Christian IV im Jahre 1599 heißt es über eine Stelle im Meere vor den Lofoten: „Hier ist ein Meeresschlund, durch welchen die Erde Wasser zu sich nimmt, wenn sie dessen zur Nahrung bedarf, und es wieder zu bestimmten Zeiten ausstößt, wenn ihre Eingeweide ganz damit gefüllt sind. Hiervon entsteht ein Malstrom. Solche Meeresschlünde finden sich auch anderswo an passenden Orten, wo die vorsichtige Natur dafür gesorgt hat." (Danske Magazin IV 2, 391.)

Die Naturauffassung der Zeit konnte also nicht gegen den ganzen Glauben an das „Unbekannte", wie er von Paracelsus in Bewegung gesetzt worden war, standhalten. Und die Erfahrung schien ja teilweise ihm und seinen Anhängern recht zu geben. Die Anwendung mineralischer Heilmittel, wie er sie eingeführt hatte, konnte wirklich eine Menge besonders günstiger Resultate aufweisen. Der Widerstand gegen seine Lehre mußte von einer anderen Seite kommen. Er kam von der Kirche.

Schon gleich beim Anfange der Reformation hatte die lutherische Kirche sich von der Alchimie losgesagt. Bestimmend wurde in dieser Hinsicht Melanchthons Anschauungsweise. Er glaubte an Sterndeutung, aber nicht an Alchimie. Darum hielt er selbst Vorlesungen über Astrologie und weigerte sich nach Dänemark oder England zu kommen, weil der Mathematiker Haßfurt, der sein Horoskop gestellt hatte, erklärt hatte,

daß Ostsee und Nordsee ihn in Gefahr bringen würden. Dagegen bezeichnete er die Alchimie als „sophistische Betrügerei". Seine Auffassung machte sich geltend bei der Ordnung der Lehrfächer an den Universitäten Wittenberg und Leipzig und bei der Umgestaltung der Kopenhagener Universität (Panum, Vort mediciniske Fakultets Oprindelse og Barndom. Universitäts-Festschriften 1879 S. 25). Es ist ein Nachklang von Melanchthons Denkweise, wenn Peder Palladius über die Wissenschaften, wie sie in Dänemark gepflegt wurden, sagt: „Zur speziellen Physik rechnet man die theoretische Heilwissenschaft und die Kenntnisse der Meteore und Metalle. Hierzu rechnet man auch die Astrologie, sowie die Betrüger hier auch ihre Alchimie einschieben." (P. Palladius, Formula visitationis provincialis. Kbhvn. 1555.)

Das Luthertum war also von seinem ersten Auftreten an nur zur Hälfte auf seiten der beiden am eifrigsten gepflegten Naturwissenschaften. Und selbst dieses halbe Verständnis wurde mehr dem persönlichen Freisinne und der humanen Bildung Melanchthons verdankt als der Grundanschauung der Lehre selbst. Sobald es zu einer Abrechnung zwischen den Naturwissenschaften, nicht zum wenigsten der Richtung des Paracelsus und der Kirche kam, mußte ein entschiedener innerer Widerspruch hervortreten. Daß der Streit im Norden nicht heftiger wurde, als er wurde, lag an einer gewissen vagen Unklarheit und an dem angeborenen Übergewichte der Kirche. Hier oben wagte man sich nicht bis zum äußersten vor, und darum hatte man hier auch für die schärfsten Mittel keine Verwendung. In Genf verbrannte man Michael Servez (1553), in Rom verbrannte man Giordano Bruno (1600) und kerkerte Galilei ein. In Dänemark begnügte man sich damit, Tycho Brahe zu verjagen.

Bei den Fesseln, welche dem freien Worte im Norden angelegt waren, entbrannte der Streit hier nicht in heller

Flamme über bestimmte Fragen, sondern es lag nur Brandgeruch und Rauch über gewissen Punkten, an welchen die Reibung zwischen den entgegengesetzten Anschauungen am stärksten war. Das waren besonders die drei: Gott, Krankheit und Arzt.

Der Gott der Kirche und der der Naturwissenschaften waren nicht einander gleich. Die Kirche lehrte einen dreieinigen Gott, der ganz von dem Kampfe gegen seinen ungefähr ebenbürtigen Widersacher, den Teufel, in Anspruch genommen war. Zu diesem Zwecke hatte Gott sich auf Erden gebären lassen, um diejenigen Menschen zu retten, welche hieran glauben würden. Der Rest verfiel dem Teufel zu ewiger Pein in der Hölle, denn das Dasein zerfiel nun und für ewige Zukunft in die zwei scharf geschiedenen Reiche des Lichtes und des Dunkels, Gottes und des Teufels, Himmel und Hölle. Im Gegensatze zu diesem Dualismus suchten die Verehrer der Naturwissenschaft Gott als eine Einheit aufzufassen. Sie versuchten dies auf zwei verschiedenen Wegen. Entweder schlossen sie sich der griechisch-römischen Auffassung an, die in Gott die Seele der Welt, die der Welt innewohnende Vernunft sah. Oder sie hielten sich wie z. B. Paracelsus vorzugsweise an die Lehre der Bibel vom Gotte der Liebe. Neben dieser allmächtigen Liebe gab es keinen Platz für einen ewigen Teufel und sein Reich, und Gottes Menschwerdung verblaßte darum auch zu einem schönen aber entlegenen Sinnbild. Alle Anhänger der Naturwissenschaft, zu welchem Flügel sie auch gehörten, waren daran zu erkennen, daß sie nicht recht an einen Teufel oder menschengeborenen Gott glauben mochten.

Im Norden führten diese abweichenden Auschauungsweisen, wie gesagt, zu keinem offenkundigen Streite. Dazu waren alle zu stark durch die Überlieferung gebunden. Aber daß die Frage doch erwacht war und die Unruhe im Be-

wußtsein Einzelner glimmte, das beweisen deutliche Kennzeichen. So wurde bei Paracelsus' bedeutendstem Anhänger im Norden, bei Tycho Brahe, der Bruch mit der Kirche nur durch eine dünne Schale verdeckt. Als er aus Hveen vertrieben wurde, erhellte es, daß er den Priester bewogen hatte, bei Taufhandlungen die Teufelsbeschwörung auszulassen, und daß er selbst achtzehn Jahre lang nicht zum Abendmahl gegangen war. Es brach auch über den Geistlichen los, der zur Entsetzung von seinem Amte verurteilt wurde. (Hist. Tidsskr. IV, 6. Literat. S. 73. — Kirkehist. Saml. VII 40. — Danske Magaz. II. 317.) Aber in Betreff Tycho Brahes würde einige Jahre später allein diese „ungebührliche Enthaltung von dem hochwürdigen Sakrament" ein ausreichendes Verbrechen gewesen sein, um des Landes verwiesen zu werden, „auf daß andere nicht hieran Ärgernis und böses Beispiel nehmen sollen, und Gott der Allmächtigste sich derowegen veranlaßt sehe diese Lande zu strafen und heimzusuchen." (Forordn. af 8. September 1628 § 3. Smlgn. Reces af 27. Februar 1643 I 1. 33 § 5.)

Deutlicher trat der Streit an einem anderen Punkte hervor, beim Verständnis dessen, was Krankheit wäre. Wie wir gesehen haben, umspannten die Erklärungen weit auseinander liegende Felder. Die Krankheit stammt von Gott; die Krankheit stammt vom Teufel; die Krankheit stammt von den Sternen; die Krankheit ist ein Mißverhältnis in den menschlichen Säften; die Krankheit ist etwas negatives; die Krankheit ist etwas positives, nur eine andere Form des Lebens. In allen Himmelsgegenden hatten die Theologen, die Sterndeuter, die Anhänger der Griechen, der Araber, des Paracelsus die Sache zu erklären gesucht. Unvermerkt hatte sich die letzte Erklärung wieder der ersten genähert, so daß sie, wenn auch durch den Schraubengang der Entwickelung gehoben, wieder über demselben Flecke stand. Denn

ob man sagte: „Die Krankheit stammt von Gott" oder: „die Krankheit ist etwas positives, blos eine andere Form des Lebens, aber alles Leben stammt von Gott", beide Erklärungen scheinen sich im Wesentlichen zu begegnen. Die Frage war jetzt, wird das Bestehende diese Entwickelung anerkennen, sie sich aneignen, oder wird sie dieselbe verwerfen und sich blind an die Erklärung der Theologen halten.

Im Anfange gab es Anzeichen, welche man auf eine Versöhnung hin hätte deuten können. Einige von den besten Männern der Zeit hatten einen offenen Blick für die Einheit von Gott und Natur und hielten daran fest, daß gerade der feste Glauben an Gott zum Gebrauche von Heilmitteln führen müßte. Einfach und schön hat Christian Pedersen diesen Gedanken in der Einleitung seines Buches „Über Kräuterwasser" ausgedrückt: „Niemand soll Gottes gute Gaben verschmähen, die er uns allen in seiner eigenen Güte und Liebe für unsere Gesundheit und unser Wohlbefinden gegeben hat. Es giebt jedoch viele so Wahnwitzige, daß sie diese nicht genießen oder gebrauchen wollen, wenn sie krank werden oder irgend ein anderes Gebrest an ihrem Körper bekommen. Sie sagen vielmehr: „„Wenn Gott will, so wirst du wohl wieder frisch und gesund."" Das ist wohl ohne allen Zweifel wahr, daß Gott sie heilen kann, wenn er will. Aber so sprechen und sich nicht selbst helfen wollen, wenn man kann, das ist Gott versuchen. Denn nicht umsonst schuf er die Kräuter auf der Erde, sondern damit wir uns mit ihnen in unseren Krankheiten helfen sollen."

Hätte ein Gedankengang wie dieser, der in ebenso wohltönenden Worten von Professor Morsing in der Vorrede zu Henrik Smids „Kräutergarten" wiederholt wurde, die Möglichkeit erhalten, sich in Ruhe zu verbreiten, so würde er leicht das Herz der Bevölkerung haben gewinnen können. Die erwachende Lust, sich vorwärts zu tasten, der

Glaube an das winkende Unbekannte, alles trieb ja in derselben Richtung. Der eine Flügel der theologischen Auffassung: „Die Krankheit stammt von Gott" würde sich möglicherweise haben mitreißen lassen. Aber noch war der andere übrig und hielt stand: „Die Krankheit stammt vom Teufel." Der goß Gift in das Heilmittel. Denn stammt die Krankheit nicht von Gott sondern vom Teufel, so ist jeder Glaube, sie mit Hilfe von Arzneimitteln zu heilen, einfältig, ja Abfall von Gott. Nur mit Gebet und Beschwörung ist die Krankheit zu bekämpfen. Daß die Heilmittel zuweilen zu helfen scheinen, ist gerade eine Falle des Teufels, um die Menschen zu verlocken. Denn kann Satan den Leuten Arme und Beine brechen und steht er hinter jeder Krankheit, so ist es seine geringste Kunst seine Kraft in Fenchelwasser und Salbei zu legen. Die Anwendung natürlicher Heilmittel ist im besten Falle unnütz, im schlimmsten Zauberei.

Hiermit sank das Heilmittel wieder von seinem kurzlebigen Ehrenplatz herunter. Selbst wenn man das Kreuzeszeichen anbrachte, ja zwei Kreuze auf das Rezept setzte und ein drittes über dem Heilmittel schlug, ehe man es nahm, so war und blieb das ganze Verfahren mißlich. Christian Pedersen hatte in seiner Unwissenheit gesagt, daß es Gott versuchen hieße, keine Heilmittel zu nehmen. Die Wahrheit war, daß sie gebrauchen den Teufel versuchen hieß. Öfen und Destillierkolben wären des Teufels Küchengerät. Der einzige Ofen, der Wert hätte, wäre der Scheiterhaufen für Hexen, auf welchen man den Teufel selbst verbrenne und die Menschenseele rein für das Paradies destilliere.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stießen im Norden diese beiden Anschauungsweisen, der Teufelsglauben und das Vertrauen zu den Heilmitteln der Natur, auf einander. Aber welcher von ihnen die Oberhand behalten würde, daran konnte kein Zweifel sein. Der Scheiterhaufen

siegte. Wohl verbreitete sich auch bei den Teufelsgläubigen der Gebrauch der natürlichen Mittel, so daß fast keine Bezauberung vorgenommen wurde ohne die natürliche Vermittelung von Pflanzen, Spinnen, Schlangen, Haaren, Nägeln und dergleichen. Aber hierdurch wurden im allgemeinen Urteil blos alle natürlichen Mittel herabgezogen. Sie wurden zu geheimnisvollen Instrumenten, die ohne Kraft an und für sich ihre eigentliche Bedeutung erst dadurch erhielten, daß entweder Gott oder der Teufel auf ihnen spielte. Welcher von diesen beiden in jedem einzelnen Falle dem Mittel seine Kraft gab, das ließ sich nicht mit voller Sicherheit entscheiden. Aber gerade hierdurch wurde das natürliche Mittel mit einem Schimmer von Grauen umgeben, der nicht weichen wollte. So war die Auffassung bei der großen Mehrheit. Und es gab wohl kaum einen so gläubigen Anhänger des Paracelsus, daß er nicht in einzelnen Augenblicken vom Geiste der Zeit und dem herrschenden Unbehagen ergriffen wurde. In solchen Stunden verwandelte sich der tiefste Inhalt des Rezeptes, sein Unbekanntes, sein Arcanum zu einer verborgenen Wurzel, die ihre Nahrung nicht blos aus dem Reiche des Lichtes, sondern auch aus dem des Dunkels ziehen konnte.

Am deutlichsten gestaltete sich im Norden der Streit um den einen Punkt: die Bedeutung des Arztes. Um dieses völlig zu verstehen, müssen wir uns der damaligen Verhältnisse erinnern. Man sonderte damals scharf zwischen den beiden Formen der Heilkunst, welche heutzutage seit lange in einem und demselben candidatus medicinae et chirurgiae vereinigt sind. Von den beiden „Medizin" und „Chirurgie" hat die letztere immer einen Vorsprung gehabt, insofern ihr Nutzen und ihre Notwendigkeit von selbst einleuchtete. Im 16. Jahrhundert hatte man längst feste Formen für sie, indem jedes operative Eingreifen, Behand-

lung von Wunden, Beinbruch, Verrenkung u. ſ. w., Aderlaß, Schröpfen und Klyſtiergeben von hierin geübten und ausgebildeten Männern: Badern, Barbieren und Feldſcheeren ausgeführt wurde. Unter Badern verſtand man die Bademeiſter der öffentlichen Badeanſtalten. Da dieſe indeſſen zum größten Teile in den erſten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wegen Anſteckungsgefahr geſchloſſen wurden, verſchwanden die Bader nach und nach, und die Barbiere übernahmen die ganze Wirkſamkeit. Im Jahre 1501 hörte das Barbiergeſchäft in Kopenhagen auf, ein freier Erwerb zu ſein, indem König Hans ein „Barbieramt" errichtete und ihm ein Patent verlieh, nach dem es aus ſechs Meiſtern beſtehen ſollte. Dieſes ihr Patent wurde 1515 von Chriſtian II beſtätigt. Innerhalb dieſes Barbieramtes wurde man alſo in der Kunſt vom Lehrbuben zum Geſellen und weiter zum Meiſter ausgebildet. Die Barbiere erhielten jedoch bald gefährliche Nebenbuhler in den Feldſcheeren (Militärchirurgen), die beſonders aus Deutſchland mit den geworbenen Truppen ins Land kamen und ſich dann oft hier niederließen. — Alle dieſe Chirurgen übten alſo den Teil der Heilkunſt aus, zu welchem Handfertigkeit erforderlich war. Daß es unter dieſen viele geweckte Leute mit nicht geringer Geſchicklichkeit und Erfahrung gegeben, kann mit Grund nicht bezweifelt werden (Panum, Kbhvn. Univ. Festskrifter 1879, S. 14—18). Doch wurden ſie nach altem Brauche im allgemeinen Urteile nicht für voll angeſehen. Wenn Gefahr im Verzuge war, ſo konnte man ſie wohl durch Eilboten holen laſſen, wie heute die Hebamme. Für gewöhnlich aber zog ihr alltägliches Geſchäft ſie herunter. Kein äußerer Glanz — Gelehrtendiplom, Wohlſtand, Einfluß — hielt den Stand oben. Und die undankbare Mitwelt war nicht weit davon entfernt, ſie durch den Gedanken an vieles, mit dem ihr Beruf ſie in Berührung brachte, als eine niedere,

unreine Kaste anzusehen. Das Vorurteil war alt. Auf dem vierten lateranischen Konzil 1215 war die Ausübung der Chirurgie sogar auf eine Stufe mit der Hantierung der Henker und Räuber gesetzt worden (Panum S. 18). Im Jahre 1579 erhielt der Scharfrichter von Kopenhagen und noch 1761 der von Bergen das Recht als Chirurgen zu praktizieren (K. Caröe und Joh. Scharffenberg in Bibl. f. Laeger 1898, S. 37; 1899, S. 663; 1900, S. 161.).

Diese Bader, Barbiere, Feldscheere waren es nicht, welche man unter den „Ärzten" verstand. Wiewohl sie häufig so genannt wurden, verstand man doch unter Arzt im engeren Sinne einen Gelehrten, einen „Doktor," einen Doctor medicinae, der die Heilkunde studiert hatte und innere Krankheiten heilen konnte. Früher waren solche gelehrte Ärzte im Norden in der Regel Geistliche gewesen. Aber im Ausland war das bei weitem nicht immer der Fall. Und in Dänemark ging der Blick hierfür auf, als die Universität in Kopenhagen 1479 errichtet, und für diese eine besondere medizinische Fakultät geplant war. Selbst wenn die Lehrstühle in ihr nicht regelmäßig besetzt wurden, so gewöhnte man sich doch an den Gedanken, daß die gelehrte Heilwissenschaft an den größeren Universitäten des Auslandes vorgetragen wurde, und daß es besonders wünschenswert sein konnte, Männer, die ihre Kenntnisse und akademischen Grade (Licentiati und Doctores medicinae) an diesen erworben hatten, für eine Wirksamkeit im Norden zu gewinnen. König Hans hatte einen studierten Leibarzt, der nicht zur Geistlichkeit des Landes gehörte. Seine schwierige Stellung geht vielleicht daraus hervor, daß er nur unter seinem Spottnamen, den er am Hofe erhielt: „Doktor Dickwanst" bekannt ist. Königin Christine hatte ebenso einen studierten Leibarzt. Christian II gleichfalls; sein letzter Leibarzt, der Schotte Dr. med. Alexander Kyngorne, der

1513 berufen wurde und 1523 das Land zusammen mit dem Könige verließ, war zugleich Professor in der medizinischen Fakultät der Universität. Friedrich I. schlug dem Reichsrat in Odense 1526 vor, gelehrte Ärzte in das Land zu rufen und ihnen ein festes Jahresgehalt zu geben, worauf jedoch der Reichsrat aus pekuniären Gründen nicht eingehen wollte (Panum, a. a. O. S. 16—20.).

Wie man sieht, war also „Arzt" für das 16. Jahrhundert ein moderner Begriff. Und es war ein Begriff im Wachstum. Mit der Renaissance zusammen in den Norden gelangt, erfreute er sich desselben günstigen Windes wie diese. „Arzt" im neuen Sinne war etwas von der Kirche emanzipiertes, eine neuere reichere Form der Wissenschaft, welche ebenso wie die neuentdeckte Altertumswissenschaft auch ihren Mann ganz mit Beschlag belegen konnte. Und während die Begeisterung für die Schriftsteller des Altertums sich im Norden durch eine Menge junger, humanistisch gebildeter Rektoren und einen bis dahin ganz unerhörten Zulauf von Zöglingen zu den Schulen verbreitete, fand im Zudrange zum ärztlichen Berufe eine ähnliche Steigerung und Verbreitung statt. Die Errichtung von Apotheken erweckte in weiten Kreisen Begriffe vom Werte und von der Bedeutung der Kräuter den inneren Krankheiten gegenüber. Die neuen Apotheker, gelehrte Männer, viel vornehmer als Gewürzkrämer, verbreiteten und erhöhten das Ansehen. Sie machten selbst kleine Irrfahrten in die Praxis, aber sprachen überdies mit besonderem Respekt vom Arzte und seinen Rezepten. Gleichzeitig erweckten die neuen Arztbücher von Christian Pedersen und Henrik Smid im ganzen Lande weitere Kenntnis von und tiefere Lust zu der Aufgabe und dem Geschäfte des „Arztes." Mit vielem Takt und praktischem Verstande griffen die wenigen gelehrten Ärzte in diese Bewegung ein. Christian Morsing, Professor

der Medizin an der 1537 wiedererrichteten Kopenhagener Universität, gab gern seine Zustimmung zum Drucke von Henrik Smids medizinischen Büchern. Und in den empfehlenden Vorreden zu ihnen ließ er sowohl herabdämpfende als anfeuernde Worte fallen, die vielerlei Absichten verfolgten. „Lieber Henrik! ... Ich bin jetzt Euer Arztbuch durchgegangen und habe befunden, daß es aus den besten medizinischen Büchern ausgezogen ist. Es giebt darin viele gute Heilmittel, die aus Dingen zu machen und zu bereiten sind, die hier zu Lande wachsen und gefunden werden. Doch soll niemand meinen, daß jemand aus dem Buche vollkommen all das lernen kann, was zur Heilkunst nötig ist. Denn könnte ein Arztbuch hierzu genug sein, so brauchte man nicht 20—30 Jahre zu studieren und viele fremde Länder zu besuchen, ehe man das lernt, was man nötig hat um selbige Kunst zu verstehen, und die Doktoren der Heilkunst in anderen Ländern würden auch nicht in so großen Ehren und Würden gehalten werden, wie sie es sind, wenn die Heilkunde eine so leicht erlernbare Kunst wäre. Man findet insbesondere in Italien oder Welschland viele Doktoren der Heilkunst, die jedes Jahr eine Einnahme von mehr als 1000 Dukaten haben. Aber sintemalen sich nur eine einzige Apotheke in ganz Dänemark und Norwegen findet, und auch nicht viele, welche die rechte Heilkunst verstehen und erlernt haben, so dünkt es mich sehr nützlich zu sein, daß dieses Buch für jedermann herausgegeben wird und besonders für die, welche weit entfernt von Doktoren der Heilkunst und Apothekern wohnen. Ich habe kein dänisches Buch gesehen, das so nützlich für die Heilkunst sein kann, wie dieses Euer Buch. Hiermit Euch jetzt und immer Gott auf ewige Zeit anbefehlend. Geschrieben zu Kopenhagen am Palmsonntag im Jahre des Herrn 1546."

Zehn Jahre später behandelte Professor Morsing mit

der gleichen Tüchtigkeit dasselbe Thema ... „Ich muß auch wahrheitsgemäß und voller Dankbarkeit bekennen und eingestehen, daß Gott der Allmächtige in seiner ewigen Vorsehung und Güte mich auserwählt hat ... daß er mich mit fremder Hilfe ins Ausland gebracht hat, hin und zurück nach Deutschland, Frankreich und Welschland an die besten Schulen und Universitäten, mehr als 24 Jahre, so wie es dem frommen Edelmanne Peder Oxe, der einige Jahre mit mir im Auslande war, und mehreren anderen vom Adel und vom Volk in den anderen Jahren wohl bekannt ist. Denn es braucht Zeit, Wandern, Studieren, ja Mühe und Arbeit zur Heilkunst. Man muß fortwährend Umgang mit gelehrten Männern haben, man muß die Kräuter und andere Heilmittel kennen lernen, die Gott auf Erden zu Nutz und Frommen der Menschen aufwachsen läßt, man muß sehen, wie die Körper vieler toter Menschen gliedweise zerschnitten werden, um dadurch die menschliche Gestalt von innen besser kennen zu lernen und zu wissen, welches Heilmittel an der Stelle des menschlichen Körpers angewendet werden soll, wo sich ein Fehler oder ein Bruch befindet.

„Und dann will ich dies sagen zum Beispiel und zur Kenntnis für unsere jungen Leute und Studenten, so viele ihrer von Gott auserwählt sind, die Heilkunst zu studieren und auszuüben, daß die letzte Universität, wo ich mit Gottes gnädiger Hilfe studierte, mit Namen Montpellier, in Frankreich belegen, 200 Meilen über Paris hinaus, die trefflichste hohe Schule der Heilkunst ist, welche in der Christenheit zu finden. Da darf sich kein Trödler mit seinem Schnappsack für das ausgeben, was er niemals gelernt hat. Ja, so groß und merkwürdig ist dort das Ansehen der Heilmittel und der Heilkunst, daß niemand sich erdreisten darf, jemand ein innerliches Heilmittel zu geben, ohne so weit in der Heilwissenschaft gekommen zu sein, daß sie Doctores geworden

sind und damit betraut und dafür anerkannt von den allertrefflichsten und gelehrtesten Männern der Heilkunst, deren sich dort viele finden. Wer sich sonst hierzu erdreistet, wird aufgegriffen, auf einen Esel gesetzt und aus der Stadt getrieben mit faulen Eiern und anderem Unrat, mit Verlaub zu sagen, die man so lange nach ihm wirft, bis er unter großer Verhöhnung durch die Stadt gekommen ist und sich packen muß. So eifrig wird sie dort in Obhut gehalten, so wie es noch mehreren aus unserem Lande bekannt ist, die dort gewesen sind und studiert haben.

„Darum, sage ich, braucht man solche kleinen Bücher nicht in den Ländern und Städten, welche von Gott so reich und voll mit Gelehrten der Heilkunst versehen sind. Aber hier in diesen Ländern, wo es nicht so viele Gelehrte der Heilkunst und auch nicht so viele Apotheker giebt, kann dieses Buch sehr nützlich und erspießlich für den gemeinen Mann werden ... zumal die Verhältnisse dieser Länder so sind, daß viele Doctores der Heilkunst sich hier nicht ernähren könnten, sowohl wegen des Lebensunterhaltes als auch wegen der Verachtung, welche die Heilkunst hier erleidet, die groß ist in diesen Ländern gegen anderwärts, so ist es wohlgethan, solche kleine Bücher auf dänisch herauszugeben. Ja es ist tausendfach besser, solche Bücher zu brauchen, die von gelehrten Männern durchgesehen sind, als Empiriker oder Trödler ins Land kommen zu lassen, was doch häufig und oft zum Verderben des gemeinen Mannes geschieht. Solche geben sich oft als das aus, was sie niemals gelernt haben, sie nehmen Gold und Pfennige, um die Leute zu verderben und bringen viele ins Grab oder dämpfen blos die Krankheiten eine Zeit lang, bis sie ihr Geld bekommen haben und ihres Weges gereist sind, dann wird es viel schlimmer mit dem Kranken als zuvor. Solches ist offenbar auch hier in Kopenhagen oft und häufig geschehen.

„Aber wenn man die Wahrheit sagen soll, so ist es ihr verdienter Lohn, weil sie sich nicht entschließen können, gelehrte Personen der Heilkunst zu bezahlen, wenn sie auch reich sind und es eben so gut haben könnten wie in anderen Ländern, wo jeder reiche und vermögende Herr seinen Doctor hat, dem er einen jährlichen Lohn giebt, damit er bereit sein soll, wenn er seiner Hilfe für sich oder die Seinigen bedarf. Auf die gleiche Art haben auch alle reichen Herrenklöster ihre Doctores.

„Lieber christlicher Leser! Mache dir die Mühe und lies das 38. Kapitel des Buches Jesus Sirach und viele andere Stellen der heiligen Schrift von der Gabe Gottes, so die Heilkunst genannt wird, woraus du wissen kannst, welch ein Ärgernis für Gott und Schaden für die Menschen es ist, die Heilkunst und ihren rechten Gebrauch zu verschmähen und zu verachten, zu verhöhnen und zu verlästern. Hiermit Gott befohlen!"

Man muß gestehen, daß Professor Morsing in diesen Worten seine und seiner Berufsgenossen Sache wohl führte und den säumigen Klienten den Scheffel voll maß. Und doch wurde er von Henrik Smid übertroffen, dessen Lehrbuch er empfahl. Konnte dort jemand einwenden, daß es der Praxis galt, so drehte es sich hier offenbar nur um Theorie, denn Henrik Smid hatte selbst die Praxis aufgegeben, wie er es ausdrückte, „um rechter Undankbarkeit willen" „da er oft mehr auf Medikamente ausgeben mußte, als er für die ganze Behandlung wieder herein bekommen konnte." Hier war es reine Uneigennützigkeit gepaart mit Erfahrung. Denn der müßte schon über alle Maßen pessimistisch und argwöhnisch sein, der darauf verfallen wollte, Henrik Smids Lobrede auf die Ärzte praktisch zu nennen, weil zufällig Dr. Morsings Erlaubnis für den Druck des Buches erforderlich war.

Henrik Smid schildert den Zustand im Norden noch malerischer als Dr. Morsing. „Gelehrte und treue Ärzte fehlen hier an vielen Orten. An ihrer Stelle haben wir entlaufene Mönche, Nonnen, ungelehrte Priester, verdorbene Kaufleute, alte Weiber, ja Schuster und Schmiede, Zauberer und Hexen und anderes solches müßiges Volk, das nicht arbeiten will, sondern sich lieber mit der Heilkunst ernährt, obschon sie nicht wissen, welche Kraft und Wirkung das Heilmittel hat, ob es von Natur kalt oder warm ist. Solche naseweise, selbstgemachte Ärzte können in dem Wasser des Kranken sehen, wieviel Ferkel die Sau kriegen wird und mit wieviel Kälbern die Kuh geht. Diese Betrüger unterstehen sich, wenn sie ein oder zwei Stücke in einem medizinischen Buche gelesen oder gelernt haben, jedermann in jeder beliebigen Krankheit zu helfen, die man hat. Sie handeln wie der Schuhmacher, der nichts hat als ein Paar Leisten und darüber Schuhe für jedermanns Füße machen will. Manchem Manne stehlen sie Leben, Gesundheit, Gut und Geld. Darum wäre es nützlich, wenn die Obrigkeit keinen die Heilkunst ausüben ließe, ehe er von den Doktoren der Heilkunde an der hohen Schule von Kopenhagen verhört worden wäre und ihr Patent bei sich hätte, daß er seine Kunst hier im Lande üben sollte."

Aber außerdem gab Henrik Smid einen Umriß dessen, was der „Arzt" ist, und hierin sprach er sicher einige von den Grundgedanken der neuen Richtung aus. Adam war der erste Arzt. Er kannte die Blätter aller Pflanzen und ihre Bedeutung, ebenso die Tugenden und Kräfte aller Tiere, Kräuter und kostbaren Steine. Wie ihm ging es denen, welche im ersten Weltalter lebten. Sie wußten alle, was sie zu ihrem Essen und Trinken gebrauchen und nicht gebrauchen sollten. Sie lebten ohne Brot, Fleisch, Fisch und Wein und aßen allein die Früchte der Bäume und die

Wurzeln aus der Erde und tranken Wasser. „Denn Wasser, Äpfel, Birnen und Wurzeln waren zu der Zeit besser und gesunder, als jetzt unsere ganze Apothekerei: Darum waren unsere Vorfahren nicht oft krank und lebten länger als wir. — Aber um der Sünde willen wurden alle Dinge durch das Wasser der Sündflut verderbt. Und da die Menschen später Gott verachteten und in Völlerei lebten, entstanden viele verschiedene Krankheiten. Aber wie rechtskundige Männer gesagt haben, aus bösen Sitten sind gute Gesetze entstanden, so ist auch aus Seuche und Krankheit die köstliche Heilkunst entstanden. Sie ist uns von Gott offenbart. Das ersieht man deutlich aus dem alten Testamente, da, wo Gott den Juden bekannt gab, welche Tiere sie zu ihrer Speise brauchen sollten und welche nicht. Gott sandte ja auch seinen Engel Raphael zu dem jungen Tobias und ließ ihm sagen, daß er gegen eine Augenkrankheit Galle, Leber und Herz eines Fisches gebrauchen sollte. „Dann wird die Heilkunst höchlich von Jesus Sirach gelobt und gepriesen. Ja unser Herr Jesus Christus hat sie selbst gelobt, als er hier auf Erden war, wie wir sehen können bei den heiligen Evangelisten."

Nach Henrik Smid war die Heilkunst also eine göttliche Offenbarung, die Ärzte die Verkünder dieser Offenbarung, eine Art göttlicher Propheten. Höher erhob man sich im Norden nicht, und schien es auch nicht leicht zu können. Paracelsus ging jedoch einen Schritt weiter in seinem Loblied auf die Bedeutung des Arztes: Nichts ist dem kundigen Arzte zu vergleichen. Ihm sind die Geheimnisse der Natur offenbar, er teilt sie wieder aus an die übrigen Gelehrten. Er begreift das Wesen aller Glieder des Makrokosmos. In seiner Kenntnis vom Leben der Natur hat er die Schlüssel zum Reiche Gottes. Die Kunst des Arztes ist die höchste, in welcher der Mensch Gott gleich wird.

Im Laufe eines halben Jahrhunderts war so der Begriff des „gelehrten Arztes" zu einer Schaumhöhe aufgepeitscht worden, die zum Himmel reichte. Fragen wir, wieviel Berechtigtes hierfür zu Grunde lag, so ist es der Gegenwart leichter unbefangen zu urteilen. Man ist sich jetzt allerdings darüber einig, daß jene Lobpreisung des „gelehrten Arztes" von damals besonders auf Kosten der Barbiere und Feldscheere übertrieben und ungerecht war. Unsere Zeit hat den Glauben an die damals so bewunderten geheimen Rezepte verloren. Die gelehrte Vornehmheit, welche der neuen Art Ärzte gestattete, blos eine Ordre in Form eines Rezeptes zu hinterlassen, aber selbst zu verschwinden, wenn eine ansteckende Krankheit die Oberhand gewann, ist nicht länger im Kurs. Und die Gegenwart ist geneigt, mit Achtung auf die lange Erfahrung und den instinktiv richtigen Griff bei den verachteten Barbieren und Feldscheeren der Zeit zu sehen, die trotz mangelhafter anatomischer Kenntnisse oft unter schwierigen Verhältnissen im Kriege glückliche Operationen ausführen konnten. Aber gleichzeitig steht es für die Gegenwart fest, daß, was jene Zeit mit dem Ausdrucke der „gelehrte Arzt" meinte, mehr war, als was nach unserem Sprachgebrauche darin Raum findet. Im „gelehrten Arzte" personifizierte man die ganze Naturforschung im Dienste des Menschengeistes während des erklärten Kampfes um günstigere Lebensverhältnisse. Und nimmt man den Ausdruck in dieser weiteren Bedeutung, so muß man sagen, daß die Prophezeihung jener Zeit nicht so ganz zuschanden gemacht worden ist. Man vergleiche zur Probe nur andere Formen des Begeisterungsrausches, wie z. B. die Behauptung der Romantiker im 19. Jahrhundert von der Weltherrschaft des „Dichters," wo schon der Abstand einer einzigen Generation genügte, um die Lächerlichkeit der Übertreibung zu beweisen.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts stand also der neue Begriff „der gelehrte Arzt" da, von den Verhältnissen groß gezogen und ein lebendiges Bedürfnis der Bevölkerung, bereit den Hochsitz einzunehmen. Aber die alte Auffassung hielt scharfe Wacht, um jede Sabbatschändung abzuweisen. Das hatte man verzeihen können, daß allzu eifrige Lutheraner im Jahre 1530 in die Kopenhagener Frauenkirche einbrachen und die katholischen Altäre und Heiligenbilder zusammenschlugen. Das war ja Theologie gegen Theologie. Aber daß zwanzig Jahre später die Schar der „gelehrten Ärzte" Zutritt finden und sich auch nur erlauben sollte, in einem der Chorstühle am Altare Platz zu nehmen, nein niemals! Das mußte von beiden Seiten abgewehrt werden, von der Kirche sowohl wie von der Universität.

Der siegreiche Gedankengang war an beiden Stellen ein und derselbe. Gott übertrifft weit die Natur; ohne Gott keine Natur. Darum übertrifft auch die Wissenschaft von Gott bei weitem die von der Natur und ist die geborene Herrscherin im Reiche der Wissenschaften. Die Theologie muß darum nicht nur in der Kirche herrschen, sondern auch an der Universität. In der Kirche, im Staat, im Einzelnen — denn noch träumte man den alten Traum, daß ein Einzelner alles Wissen sammeln könnte — ist daher das rechte Verhältnis so: zu unterst Theologie, dann, wenn man will, Natur- und sonstige Wissenschaft, aber zu oberst wieder Theologie. Praktisch nahm sich das so aus. Keinem Arzte war es erlaubt, sein Fach an der Universität zu studieren, ohne zuerst und zugleich Theologie zu studieren. Kein heilkundiger Professor der Universität konnte bei seinem Spezialfach bleiben; denn dieses war eines der schlechtest bezahlten, aus dem man nach der Reihe im Laufe der Jahre zu den gutbezahlten und angesehenen theologischen Fächern aufrückte. Das Leben des einzelnen Studierenden, jedes einzigen Pro-

fessors zeigte wie der Lehrplan der Universität und die Ämterfolge ein und dasselbe Muster, in welchem der wollene Faden der Naturwissenschaft unmerklich überglitt in den seidenen der alten Sprachen und in den goldenen der Theologie, alles zusammen das eine kostbare Damastgewebe, bestimmt zum Bischofsputz für den obersten Diener der Kirche.

Durch dieses einfache Mittel, diese augenscheinlich so natürliche Anordnung glückte es der Kirche und der Universität verhältnismäßig leicht, jeden zu erdrücken, der in jugendlichem Übermut davon träumte, der Naturwissenschaft den Weg zum Hochsitze, zu der das ganze Land beherrschenden Stellung frei zu machen. Das Mittel mußte sicher wirken. Denn wenn statt einer Anleitung zu gründlichem Naturstudium Lehrern und Schülern nur ein mehr oder minder flüchtiger Einblick in das verstattet wurde, was die vergötterten Schriftsteller des Altertums über die Verhältnisse der Natur geschrieben, so entfernte man hiermit allmählich den männlichen Trieb nach Selbstsehen und Selbsterfahren. Übrig blieb zuletzt ein in geistiger Beziehung feister Kastrat, dessen Triller beim Kirchengesange mit einem eigenen schieren Klange tönten, geschult und ohne Spur von Stimmwechsel. Sein ganzer wissenschaftlicher Inhalt bestand nur in der Kunst zu disputieren, nicht über die wirklichen Naturverhältnisse, sondern um die Ansicht der alten Schriftsteller über sie. Fleißig schlugen die Flegel auf die Tenne der Universität, eine Freude zu hören für die Königsmacht und die mütterliche Theologie. Und auf wirbelte die kernlose Spreu in dem endlosen Tanz der Disputationen, über das ganze Land stoben sie wie eine Staubwolke aus seiner geistigen Vorratskammer. Noch am Totenbett des Kranken begegneten sich die Ärzte in dem einzigen, was sie gelernt hatten, im müßigen Disput. Erst über 100 Jahre darauf, zur Zeit Molières und Holbergs,

wurde dieſe Art blosgeſtellt und dem befreienden Gelächter preisgegeben.

Der „gelehrte Arzt" war ſo durch Kirche und Hochſchule im Norden im Handumdrehen abgelehnt und umgewandelt worden. Hätte man nicht das allerdings koſtſpielige Mittel beſeſſen, an fremden, freieren Univerſitäten zu ſtudieren, ſo würde kein Ausdruck von den Erforderniſſen der Naturwiſſenſchaft auf normalem Wege hier herauf gekommen ſein. Jetzt zogen einzelne junge Leute, deren Wiſſensdrang nicht ganz gebändigt worden war, nach Padua oder Monpellier und kehrten wie Morſing, Hans Philipſen de Prato, Peder Sörenſen und Anders Krag als tüchtige Doktoren der Medicin und als angeſehene Ärzte in die Heimat zurück. Ihren hartnäckigen Anſtrengungen und ihrem guten Beiſpiel war es zu verdanken, daß die Funken daheim nicht ganz erloſchen. Aber unter wie ſchwierigen Verhältniſſen mußten ſie nicht wirken! Hans de Prato wurde bei ſeiner Heimkehr ſofort Profeſſor der Medicin an der Univerſität. Alles war ſo ſcheinbar erreicht, aber er wurde es nur unter der Bedingung, daß er, der Anhänger des Paracelſus, geloben mußte, nicht ſeine eigenen Meinungen mitteilen zu wollen, ſondern ſich bei ſeinen Vorleſungen im alten Gleiſe zu halten und über Hippokrates und Galenus zu leſen, deren Schriften ſein Meiſter ja in Baſel auf den Scheiterhaufen geworfen. (Rördam, Kbh. Univ.-Hist. II 601.) Anders Krag wurde gleichfalls an der Univerſität angeſtellt, 1586, aber er mußte Vorleſungen über Ciceros Reden, Horaz' Gedichte und Terenz' Komödien halten und daneben die Schriften des Theologen Jakob Madſen herausgeben. Später brachte er es dazu Mathematik, Ariſtoteles' Metaphyſik und Platos Dialoge durchnehmen zu dürfen. (Rördam III 513—520.) Zu ſeinem wirklichen Fache kam er nie. Peder Sörenſen war bei ſeiner Heimkehr ebenſo glücklich wie ſein treuer Freund

und Reisegefährte Hans de Prato; er wurde sofort 1571 königlicher Leibarzt. In dieser Stellung war er angesehen, geborgen und nicht ohne Einfluß auf vieles und manches. Aber das beständige Reiseleben war seinen Studien und chemischen Versuchen hinderlich. Dreißig Jahre später dachte er im Ernst daran, lieber mit der Professur der Medicin, die gerade erledigt war, vorlieb zu nehmen. Der Tod bewahrte ihn vor neuen Enttäuschungen. (Rördam II 578—82.)

Es waren die tüchtigsten Vertreter der Paracelsischen Richtung, lauter vielversprechende junge Männer, welche voll von Begeisterung heimgekehrt waren. Wie glühende Kugeln wurden sie alle von den dicken Erdwällen des Bestehenden verlöscht. Der Kampf schien hoffnungslos. Nur Einer wagte sich noch weiter vor, Paracelsus' meist vermögender Schüler Tycho Brahe. Reicher ausgerüstet als irgend einer von jenen führte er wirklich für eine kurze Weile die Sache des „gelehrten Arztes" zum Siege. Aber wie der neue Stern, der seinem ersten Ruf als Mann der Wissenschaft gelächelt, besaß auch seine Auffassung keinen festen und gesicherten Platz am bekannten Himmel. Seine kurze leuchtende Bahn mußte mit einem um so tieferen Falle gesühnt werden.

Die wissenschaftliche Stellung Tycho Brahes ist von der Nachwelt sehr oft einseitig aufgefaßt und mißdeutet worden. Seine Bedeutung ist darauf beschränkt worden, daß er der ewige Zauderer war, der von allzu engen Begriffen über die Begrenzung des Raumes und die bindende Kraft der Bibel aus die Lehre des Kopernikus bestritt und behauptete, daß die Erde still stände, während die Sonne von den Planeten umkreist, sich um diese bewegte. Da seine Beobachtungen indessen

ganz zuverlässig waren, konnte sein nächster Schüler, Kepler, diese benutzen, aber, was die Grundanschauung anlangt, schloß sich dieser natürlich an Kopernikus an.

So lautet in der Regel das kalte Urteil der Nachwelt, in seiner Heimat jedoch mit Vorliebe national vergoldet oder romantisch in Mitgefühl mit seinem harten Schicksal und Interesse für seine gefallene Burg umgesetzt. Es war sein Los, Märtyrer seiner Überzeugung zu sein. Sein härtestes Martyrium ward vielleicht das, daß die Nachwelt nicht einmal seine Überzeugung als echt anerkannte. Und doch brannte sie in ihm reicher, klarer, wärmer als in irgend einem anderen seiner Zeit. Gedanken, zu deren Durchführung erst die Neuzeit gelangt ist, schimmerten in ihm als Plan und wurden kühn ins Werk gesetzt. Seine ganze Anschauung vom Dasein war kühn und weit umfassend; sie gestaltete sich praktisch zu einem wohl berechneten, kräftig ausgeführten Griffe nach dem Unbegreiflichen. Damals schien dies so nahe. Daß es sich nicht greifen ließ, hat erst die Nachwelt eingesehen. An der Spitze seiner Zeit wurde er dann selbst von ihrem Vorurteile hinterrücks getroffen. Sein Vaterland vertrieb ihn und zertrümmerte sein Werk. Sein Grab ist im Auslande. Die leere Stätte seiner Burg in fremdem Eigentum. Seine Überzeugung längst zuschanden gemacht als einfältiger Aberglauben. Ob die Zeit nicht bald kommen wird, die ihm den Dank bringt, wenn auch nur den des Verständnisses für sein Streben und Wollen! (Der erste klare Versuch hierzu ist P. L. Panum, a. a. O. S. 45—53.)

Das Centrale in Tycho Brahes Gedankengang läßt sich nur vom Losungsworte der Zeit aus, „der gelehrte Arzt", verstehen. Ein begeisterter Anhänger des Paracelsus, selbst die beiden Grundwissenschaften, Chemie und Astronomie, mit seltener Wärme und Wissensfülle umfassend, auf des Lebens Höhen geboren, frei, reich, der Günstling eines Königs, hatte

er günstigere Bedingungen als der Meister selbst, um die Sache zum Siege zu führen. Und es ist sein größter Ruhm, daß er sie nie verleugnete, weder im Glück noch im Mißgeschick. Durch sein ganzes Leben leuchtet ein und derselbe Streifen, der begeisterte Glauben an die höchste Wissenschaft, die himmlische und irdische Astronomie, Sterndeutung und Chemie, an Gottes in der Natur dargebotene Hand, die verstohlen auf Schicksal und Erlösung der Menschen deutet. Die Deutung dieser dunklen Schrift ist das höchste Ziel des Erdenlebens, sein größtes Glück.

Mit einer erstaunlichen Kraft verfolgte Tycho Brahe von Jugend auf sein Ziel. Erst dreizehn Jahre alt scheint er sich schon seines Berufes bewußt geworden zu sein. Die große Sonnenfinsternis des 21. August 1560 erweckte ihn, und am 30. November dieses Jahres kaufte er — an Alter ein Kind, wenn auch Student an der Kopenhagener Universität — sich das trefflichste astronomische Werk, die kürzlich in Basel erschienene Folioausgabe der gesammelten Schriften des Ptolemäus. (Friis, Tyge Brahe S. 9.)

Es half nichts, daß sein Oheim und Pflegevater, der brave Jörgen Brahe, ihn unter vorzüglicher Aufsicht an die Universität Leipzig sandte, um ihn zum Studium der Rechtswissenschaft zu zwingen. Am Abend, wenn der Hofmeister, Anders Sörensen Vedel, den gerechten Schlaf des Historikers und Theologen schlief, kroch Tycho Brahe leise aus dem Bett und stellte mit Hilfe seiner Instrumente und eines kleinen heimlich gekauften Globus Beobachtungen an. Schon als Siebzehnjähriger hatte er sich durch gründliche Beobachtungen davon überzeugt, daß alle bisherigen Berechnungen der Planetenbahnen, selbst die neuesten des Kopernikus, ungenau und unzuverlässig waren. Als Jupiter und Saturn sich im August 1563 im Zeichen des Löwen begegneten, stimmte dies mit keiner der gedruckten Tafeln

(Friis a. a. O. S. 20). Hiermit war ihm sein astronomisches Tagewerk angewiesen: zuverlässige Bestimmung der festen Standplätze der Fixsterne und des flüchtigen Ganges der Planeten zwischen ihnen und der Erde.

Merkwürdig sicher zeichneten sich nun die einzelnen Abschnitte seiner Entwickelung. Während des nordischen siebenjährigen Krieges von seinem Oheim heimberufen, ehe dieser unter Herluf Trolle an Bord der Flotte ging, kam er gerade heim, um seinen väterlichen Wohlthäter nach dem pommerschen Seesiege begrüßen zu können. Die mündliche Aussöhnung zwischen ihnen fand gewiß hier statt, indem Jörgen Brahe seine Einwilligung dazu gab, daß sich seine Zukunftshoffnung aus einem Staatsmanne in einen Sterngucker verwandelte. Und es war hohe Zeit. Denn wenige Tage darauf, im Juni 1565, wurde Jörgen Brahe durch ein hitziges Fieber abberufen, das er sich dadurch zugezogen, daß er Friedrich II das Leben gerettet hatte, als eine Brücke unter dem Könige einstürzte.

Vielleicht hat Tycho Brahe jetzt schon ein Teil des Nachlasses von seinem Pflegevater geerbt, obwohl dessen Gattin Inger Oxe noch bis 1591 lebte. Vielleicht ist auch der König auf den Pflegesohn seines Lebensretters aufmerksam geworden und hat ihm Unterstützung versprochen. Aber diese Bande waren jedenfalls zu schwach, um Tycho Brahe daheim zu halten, wo seine Wirksamkeit ihn mit seinen Standesgenossen wie mit seiner Familie entzweite. Er zog wieder ins Ausland. In Rostock, wo er sein zwanzigstes Lebensjahr vollendete, trafen Begebenheiten verschiedener Art ein, die ihn für sein ganzes Leben zeichneten. Hier feierte er seinen ersten Triumph als Sterndeuter, indem er öffentlich den Tod Sultan Solimans voraussagte, der auch richtig eintraf, wenn auch ein paar Tage vor der Mondfinsternis am 28. Oktober 1566, die ihn bewirkt haben sollte. Er kam

hier in Streit mit einem Standesgenossen aus der Heimat, Manderup Parsbjerg, der, als sie ihre Degen zogen, ihm die Nasenspitze abschlug. Hier lernte er endlich Paracelsus' Lehre recht kennen durch den tüchtigen Levin Battus, der in denselben Tagen, in welchen Tycho Brahe an seiner Wunde krank lag, zum Leibarzt des Herzogs Ulrich und zum Professor der Medicin an der Universität Rostock ernannt wurde.

Von jetzt an war Tycho Brahes Lebensauffassung gefestigt. Er war sich darüber klar, daß die Chemie die Schwesterwissenschaft der Astronomie ist, die irdische Seite der Sternkunde. Durch die Kenntnis vom Laufe der Sterne kann man das Leben in seinem Werden verfolgen, vom äußersten ungeheuren Weltenrade an, das durch Gottes Willen in Gang gesetzt wird, bis herunter zum Stempelschlage jeder einzelnen Sekunde, der sterngeleitet und schicksalssicher jede Frucht prägt, welche unter ihm geboren wird. Der Mikrokosmos giebt den Makrokosmos wieder. Und umgekehrt, wenn man die Geheimnisse der Chemie gründlich kennt, so kann man nicht blos die Metalle in einander verwandeln durch Zusatz der fehlenden Menge von Salz, Schwefel oder Merkur; sondern man kann auch durch ein glückliches Arcanum den Kranken heilen, sein Leben erneuern, indem man dem Lebevermögen grundstoffmäßig neue Schwungkraft zuführt. Der Mikrokosmos giebt den Makrokosmos wieder. Das Leben ist der Strom, der von Gott ausgeht und zu Gott aufsteigt. Die Astronomie sieht die Tropfen, wie sie aus den vollen Schalen von oben, dicht zum Strome vereinigt, während des Falles auseinander gleiten. Die Chemie sieht sie von unten, wie sie, in brausenden Schaum aufgelöst, getrennt wieder nach oben streben. Es ist ein und derselbe Lebensstrom. Jeder einzelne Tropfen spiegelt den ganzen Himmel. Der Mikrokosmos giebt den Makrokosmos wieder.

Die Bedeutung Tycho Brahes hing nur davon ab, wo

und unter welchen Verhältnissen er zur Wirksamkeit kommen würde. Eine Weile sah es aus, als ob Deutschland ihn gewinnen würde. Bei Augsburg erhob sich sein erstes Riesen-instrument, und hier wurde sein großer vergoldeter Globus verfertigt, auf welchem er sein ganzes Leben lang jeden neuen Fixstern eingravierte, dessen Platz er berechnet hatte. An die Heimat fühlte er sich nur schwach gebunden durch die Zusage eines Kanonikates, welches der mächtige Bruder seiner Pflegemutter, Peder Oxe, ihm beim Könige ausgewirkt hatte. Da rief ihn wiederum ein Todesfall nach Dänemark. Sein Vater, Otto Brahe, starb im Mai 1571. Tycho Brahe war bei seinem Tode, dem Begräbnis und der Erbteilung anwesend.

Er und sein Bruder Steen erbten gemeinsam das väterliche Gut Knudstrup in Schonen. Er hielt sich jedoch in dieser Zeit meist ein paar Meilen davon auf dem Gute Herresvad auf, bei seinem Oheim mütterlicherseits, dem einzigen seiner männlichen Verwandten, der ihn recht zu schätzen wußte. Steen Bille ließ ihm hier ein Laboratorium einrichten, und so eifrig vertiefte er sich jetzt in chemische Studien, daß er vom 30. December 1570 bis zum 11. November 1572 — also ungefähr zwei Jahre lang — auch nicht eine astronomische Beobachtung angestellt, wenigstens nicht niedergeschrieben hat. Er verfolgte das Geheimnis des Lebens nicht auf dem Wege der sieben Planeten, sondern auf dem der sieben Metalle, die Formel des Makrokosmos mikrokosmisch verdichtet im Lebenselixir. Da ertönte ihm wieder ein Ruf vom Sternhimmel.

Als er am Abend des 11. November 1572 von dem Laboratorium über den Hof nach dem Hauptgebäude ging, fiel sein Auge aus alter Gewohnheit auf den Sternhimmel, der jetzt gerade nach Verlauf vieler Tage wieder wolkenlos war. Da entdeckte er zu seinem Erstaunen einen ganz neuen

Stern gerade über seinem Haupte im Sternbild der Kassiopeia. Er funkelte noch stärker als ein Stern erster Größe, übertraf an Glanz Sirius, Vega und Jupiter, verschwand nicht wie eine Feuerkugel, sondern stand ohne Hof oder Kometenschweif unentwegt flimmernd wie ein Fixstern. Tycho Brahe wollte seinen eigenen Augen nicht trauen. Er lief zurück zum Laboratorium und fragte seine Gehilfen dort, ob sie dasselbe sähen. Er hielt Bauern an, die vorüberfuhren. Die gleiche Antwort. Der Stern stand da. Von jetzt an beobachtete Tycho Brahe ihn beständig, schrieb seine Beobachtungen und Messungen auf, fuhr hiermit fort, bis der Stern im März 1574 verschwand, indem er, ohne von seinem Platze zu weichen, blos die Farbe wechselte und immer mehr an Lichtstärke verlor, bis er ganz unsichtbar wurde.

Als Tycho Brahe im Frühjahr 1573 Kopenhagen besuchte, hatte noch keiner der Universitätsprofessoren den Stern entdeckt. Er war selbst der erste, der nach einem Mittag bei dem französischen Gesandten ihn seinen gelehrten Freunden zeigte. Später kamen gedruckte Zeugnisse aus dem Auslande, daß er auch anderwärts beobachtet worden, unter anderem auch in Augsburg mit Tycho Brahes großem Instrument gemessen war. Aber keine der gedruckten Beobachtungen konnte sich an Sorgfalt und Zuverlässigkeit mit denen Tycho Brahes messen. Seine Freunde forderten ihn auf sie drucken zu lassen. Erst weigerte er sich. Aber als auch der Reichshofmeister Peder Oxe seine gewichtige Aufforderung hinzufügte, gab er nach. Sein Buch „de nova stella“ erschien 1573, während der Stern noch für alle sichtbar am Himmel stand.

Mit dieser Schrift war Tycho Brahes Ruhm fest begründet. Freilich nur bei einem engen Kreise. Niemand war ihm ein so begeisterter und treuer Anhänger wie seine siebzehnjährige Schwester Sophia, die mit gleichem Eifer an seinen chemischen und astronomischen Untersuchungen teilnahm. Aber im übrigen

sahen die meisten von Tycho Brahes Verwandten und Standesgenossen von nun an blos mit noch größerer Verachtung auf ihn und sein Treiben. Er antwortete mit gleicher Münze. Schon in „de nova stella“ hatte er in einem Gedichte über ihre Rohheit und Unwissenheit gespottet, und adelige Herkunft für ein Verdienst von recht geringem Wert erklärt, da ja die Betreffenden selbst nicht dafür könnten. Jetzt machte er den Schritt ganz und brach mit aller Rücksicht auf Adeltum, indem er eine „Unfreie“ zu seiner Gattin wählte, soviel man weiß ein Bauernmädchen oder eine Pfarrerstochter aus der Gegend von Knudstrup. Es war ein Skandal ersten Ranges. Daran besserte es auch nichts, daß er auch gegen die richtige Reihenfolge von Hochzeit und Kindtaufe gleichgiltig schien. Nicht nur die Familie, sondern der ganze Stand geriet in Aufruhr. Soviel man weiß, mußte der König selbst einen Vergleich stiften.

Ein adeliger Gelehrter, der seines Adels spottete und nur die Gelehrsamkeit achtete, das war ein seltener Vogel, ein neuer Stern, dessen Glanz zu entleihen der bürgerlichen Universität wünschenswert genug sein mußte. Sie war zu spät gekommen, den himmlischen Stern zu entdecken, es eilte ihr darum mit dem irdischen. Man forderte Tycho Brahe auf, eine Reihe von Vorlesungen an der Universität zu halten. Anfangs weigerte er sich. Aber als auch der König ihn darum ersuchte, antwortete er mit ja. Die Vorlesungen wurden vom September 1574 bis zum Frühjahr 1575 gehalten. Sie entsprachen, so weit es sich ersehen läßt, der eigenartig zusammengesetzten Natur Tycho Brahes. Erst eine begeisterte Lobrede zum Preise der Himmelskunde, ein großartiges Weltbild, in welchem Sterndeutung, Heilkunst und Chemie sich als die natürlichen Wege erweisen, auf welchen es dem Menschen vergönnt ist, sich Gott zu nähern. Dann eine lange, nüchterne, treue Arbeit in der zuverlässigen

Ermittelung dessen, was man wirklich von den Bahnen der Planeten wußte. Wie die Naturwissenschaft jener Zeit selbst: Dichter und Forscher innerlich verbunden.

Die Vorlesungen waren vorüber. Was jetzt? Wiederum zog Tycho Brahe fort, diesmal, um sich einen dauernden Aufenthaltsort im Auslande zu erwählen. Die Wahl fiel auf Basel, das sich durch seine klare Luft und seine günstige Lage zwischen den drei großen Ländern Italien, Frankreich und Deutschland auszeichnete. Spät im Herbst 1575 kehrte Tycho Brahe zurück, nur um seine Familie, seine Bücher und seine Instrumente abzuholen. Die Zwischenzeit hatte ein letztes Band zerschnitten. Sein mächtiger Gönner, Peder Oxe, war im Oktober, kurz vor seiner Rückkehr, gestorben. Alles wies nach Süden.

Aber in den Sternen stand es anders geschrieben. Vielleicht war Friedrich II. durch ein Empfehlungsschreiben des Landgrafen Wilhelm von Hessen beeinflußt worden. Gewiß ist, daß schon am 18. Februar 1576 der König Tycho Brahe mit einem bedeutenden Jahresgehalt in seinem Dienste fest anstellte, und ein paar Monate darauf belehnte er ihn auf Lebenszeiten steuerfrei mit der Insel Hveen. Jetzt folgten die Gnadenbezeugungen und wirksamen Unterstützungen Schlag auf Schlag. Und die Frucht blieb nicht aus. Am 8. August 1576 zu Sonnenaufgang wurde auf Hveen unter Gebet zu Gott ein Grundstein von Porphyr gelegt, während der ganze Himmel Glück verkündete: Sonne und Jupiter im Aufgang, nahe dem Herzen des Löwen, der Mond im Niedergange im Zeichen des Wassermannes. Und aufwärts schoß von der Erde durch die vereinten Mittel des Königs und des Lehnsmannes ein merkwürdiges Gewächs, seltsam, sinnreich, kühn, ohne gleichen: Uranienborg mit Kuppeln, Flügeln, Wächtergängen und tiefen Kellern mit Schmelztiegeln, der neue Tempel für die höchste und tiefste Wissenschaft: Sternenkunde und Chemie.

Im Sommer 1576 kam der große vergoldete Globus aus Augsburg nach Dänemark, und bald füllte sich Uranienborg mit einer Masse abenteuerlicher Instrumente, in denen der seltene Scharfsinn des Meisters zum Ausdrucke kam. Die erste große Arbeit, mit welcher Tycho Brahe in seinem neuen Dienste beauftragt wurde, war die Stellung des Horoskopes für den neugeborenen Prinzen. Christian IV. wurde am 12. April 1577 geboren, und am 1. Juli waren die weitläufigen Berechnungen fertig. In Latein geschrieben, mit einem kürzeren deutschen Auszuge, machte das hübsche Buch nicht blos bei den Eltern und Großeltern Glück, sondern vermehrte auch das seines Verfassers, indem er zum Lohne mit dem nördlichen Nachbarland, dem „Kullegaard" — einst Wohnsitz eines im Mittelalter berühmten Wahrsagers — belehnt wurde. Noch heute macht diese Schrift auf Leser unserer Zeit, die nicht mehr an ihre Voraussetzungen glauben, doch einen eigenen Eindruck. Man wundert sich unwillkürlich über die merkwürdige Gleichheit zwischen Tycho Brahes Vorausſage und den Charakterzügen des geschichtlichen Christian IV. — Alles glückte, alles blühte in dieser Zeit für den neuen Wahrsager auf Hveen. Darum beugte sich alles vor ihm. Kein Wunder, daß auch die Universität daran teilnahm und ihn am 18. Mai 1577 auf Vorschlag des Theologen Niels Hemmingsen zum Universitätsrektor wählte, eine Ehrenbezeugung, welche Tycho Brahe jedoch höflich ablehnte.

Was war es nun, was Tycho Brahe sich auf Hveen in diesen zwanzig Jahren vornahm, was er hier in seiner eigentlichen Blütezeit wirkte? Was bewog ihn, nicht blos Uranienborg aufzuführen, sondern später auch die unterirdische „Sternenburg", sein Vermögen in fremden Boden einzugraben, seine Zeit, seinen Fleiß, die Arbeit seiner zahlreichen Gehilfen einem uns unverständlichen Ziel aufzuopfern? Was wollte er? Die Antwort lautet höchst verschieden. Friedrich II.

würde antworten: „Er war der treue Unterthan und Freund seines Königs. Treu führte er das aus, wofür er ursprünglich angestellt war. Er stellte zuverlässige Horoskope für alle meine Söhne, und wachsam verkündete er mir in meiner ganzen Lebenszeit alle die Himmelszeichen, welche der allmächtige Gott mir und meinen Ländern zur Warnung sandte." Gerade entgegengesetzt lautet die Antwort der Nachwelt: „Gegen seinen Willen genötigt, sich dem Aberglauben der Zeit zu beugen, führte er halb im Geheimen seine eigentliche wissenschaftliche Aufgabe aus, die, welche ihm allein zusagte: er beobachtete genau die Bahnen der Planeten und nahm in einer Karte die Stellung von tausend Fixsternen auf." — Keine der Antworten ist befriedigend.

Was Tycho Brahe auf Hveen wollte, das klingt einstimmig aus den schnurgeraden Alleen der gepfropften Bäume des Gartens, aus der Wasserleitung vom Boden zum Keller, aus der Windfahne, aus den sorgfältig geführten meteorologischen Tagebüchern, aus den Horoskopen, aus den unzähligen Beobachtungen der am Himmel funkelnden Wanderer, aus der rastlosen Arbeit bei Tage und bei Nacht an den zahllosen Öfen, aus dem Danke der vielen, welchen häufig unentgeltlich Heilmittel und Gesundheit gereicht wurden, und endlich aus dem munteren Lärm in der Freistunde, den alle die Jungen vollführten, welche hier drüben Himmelskunde, Mathematik, „Länge und Breite", Chemie und Heilkunde lernten. Was hier begründet war, das war ein Tempel der beobachtenden Naturwissenschaft. Kein blos geistloses Wiederholen von dem, was Plinius gesagt und Aristoteles gemeint hatte. Nein, offenes, freudiges Hören und Selbstsehen, den Blick dem ganzen Weltenleben zugekehrt, wie es von oben nach unten strömte durch die bezeichnenden Blicke der Fixsterne und die ziehenden Bahnen der Planeten, die in der schwereren irdischen Luft die Furchen zogen für

Jahreszeiten, Gewitter, Ebbe und Flut, Seuchen, Steigen und Fallen der Säfte und Menschenschicksal. Und tiefer herunter drang der forschende Blick zu den Metallen, die unter der Erde blinkten, kräftevoll, sternenbefruchtet, und als Lebensblasen im Heilmittel zum Menschen aufstiegen. Wenn unsere Zeit verwundert vor der Willkür dieser Naturanschauung zurückweicht, so geschieht das nicht nur, weil wir gelernt haben, daß ein Teil daran als Aberglaube dem Leben ferngehalten werden muß, sondern zuerst und zumeist, weil uns fehlt, was jene Zeit noch besaß, der Ganzheitseindruck. Niemand vermag heutzutage weiter alle Naturwissenschaften zu umspannen, jeder von uns ist von Kindheit an gewöhnt, die Natur nur stückweise zu betrachten, so daß der Eindruck mit den Jahren immer mehr nach den naturwissenschaftlichen Einzelfächern zersplittert und zerkleinert wird. Niemand sucht das Ganze in Einem zu sehen. Der Ganzheitseindruck kommt uns von vorn herein plump und unwahr vor.

Wie innerlich jedoch Einheitssehnsucht und Beobachtung gerade bei Tycho Brahe zusammenwirkten, sieht man am besten daran, wie sie einander gegenseitig schärften und ergänzten. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Sterne das Schicksal des Menschen bestimmten. Aber gerade von dieser Voraussetzung aus, und um sicherer ihre Schrift lesen zu können, verfaßte er, auf Beobachtungen gestützt, Planetentafeln und eine Fixsternkarte von einer zuvor nicht gekannten Vollkommenheit. Zuletzt bezweifelte er den Einfluß der Wochentage auf die Wirkung der Sterne und stand bei seinem Tode auf dem Sprunge, die ganze Lehre in der Richtung der modernen Zweifel umzugestalten, jedoch nicht so, daß er wie wir am Faktum gezweifelt hätte, sondern nur am Vermögen die Sternenschrift zu lesen — all das kraft der regulierenden Wechselwirkung von Einheitssehnsucht und

Beobachtung. Eine sichrere Probe auf den Wahrheitstrieb Tycho Brahes kann es kaum geben.

Wie verschieden nahm sich nicht die Wissenschaft in der stillen Nachtbeleuchtung aus, wenn man blos ein paar Meilen weiter längs des Sundes ging! Auf Hveen glich sie einem aufgeweckten Jungen, dem Sohne des Hauses, der im festen Vertrauen darauf, daß all das seinem Vater gehörte, unermüdlich über alles Bescheid wissen wollte, alles nachmachte und selbst zur Nachtzeit, wie Tycho Brahe damals in Leipzig, aus dem Bett heraus mußte, um den Sternhimmel zu beobachten. In Kopenhagen an der Universität schlief die Wissenschaft wie ein müder Geistlicher, der nach den Anstrengungen des Tages auf seinem Lager von Geschichte und alten Sprachen, das von seinem Gewicht niedergedrückt war, unbequem ruhte. Der Schlaf war unruhig. Denn rund herum knisterte es im Dunkel; unheimlich brummte es in der Nacht, ein Beweis dafür, daß selbst wenn der Streiter des Herrn sich Ruhe gönnen mußte, es doch darum keinen Frieden in dieser Welt des Satans gab.

Aber es war mehr als der Eine auf Hveen gegen den Einen in Kopenhagen. Was Tycho Brahe gegründet hatte, war eine ganze Schule, eine neue Universität, welche dreist das Turnier mit der alten aufnahm. Während die Kopenhagener Universität eine Kirchenschule war, wo die künftigen Geistlichen und Schullehrer des Landes alles auf Autorität erhielten: Kirchenglauben, Altertumswissenschaft und Naturkunde, wo die Wissenschaftlichkeit an ihrer lateinischen Tracht zu erkennen war, und die Freiheit nur darin bestand, daß man mit der Pritsche der Disputationen klopfen durfte, war auf Hveen gerade das Entgegengesetzte der Fall. Hier anerkannte man keine andere Autorität als die Erfahrung. Selbständige Beobachtung stellte die Frage und nahm die Antwort entgegen. Hier bedurfte man keiner besonderen

gelehrten Uniform, um Einlaß zu finden. Jeder war willkommen: Mathematiker, junge Leute, welche Steuermannskenntnisse wünschten, Ärzte, Chemiker, Gärtner, Gelehrte und Laien, Männer und Weiber, wenn nur Eines sie beseelte: wirklicher Wissensdrang. In seiner Begeisterung für den Gott der Natur hatte Tycho Brahe gewagt eine Schule allein für erwachsene denkende Menschen zu gründen. Drei Jahrhunderte später würde man es vielleicht eine Volkshochschule genannt haben. Der damaligen Zeit fehlte jeder Ausdruck dafür; es schwebte ihr nur unbestimmt etwas in der Art wie „der gelehrte Arzt" vor.

Tycho Brahes mächtige Persönlichkeit war wirklich imstande, den Gedanken vollständig zur Ausführung zu bringen. Wohl starb 1588 sein königlicher Freund und Gönner, aber Tycho Brahe erreichte auch bei den Regierungsräten des unmündigen Königs Beweise königlicher Gunst. Er erhielt 24000 Kronen zur Deckung seiner Schulden, die er aufgenommen hatte noch außer dem, was er an Geschenken des Königs und an eigenen Mitteln aufgewendet hatte. Nicht nur die Regierungsräte, sondern auch der versammelte Reichsrat versprach ihm zu erhalten, was auf Hveen aufgeführt und eingerichtet war. Man wollte Christian IV., wenn er mündig geworden wäre, dazu bewegen feste jährliche Einnahmen hierfür auszusetzen. Nach Tycho Brahes Tode sollte als Vorsteher jemand eingesetzt werden, der fähig wäre sein Werk fortzusetzen, wenn möglich einer aus seinem eigenen Geschlecht, wenn nicht, doch ein geborener Däne, adelig oder unadelig. — Alles schien gesichert. In froher Zuversicht empfing Tycho Brahe 1592 den Besuch seines jungen künftigen Königs und verehrte ihm während seines Aufenthaltes auf Hveen ein kostbar vergoldetes mechanisches Kunstwerk, welches die Bewegung des Sonnensystemes nach der Auffassung Tycho Brahes wiedergab, indem sich alle Planeten

um die Sonne und diese wieder sich um die stillstehende Erde drehte.

Aber ach! Tycho Brahe hatte im entscheidenden Punkte Unrecht: Sonne und Planeten drehten sich nicht um die Erde; König, Kirche und Universität nicht um den Sonderling auf Hveen. Wie ein Thor hatte er sich benommen, als er sein ganzes geistiges und materielles Pfund in dem Boden eines anderen vergrub. Wie sollte es denn ihm mit Uranienborg, Sternenburg und allem, was er da drüben eingerichtet hatte, ergehen, wenn es einmal hieß: „Du bist nicht mehr unser Lehnsmann; packe dich!"

Und die Abrechnung mußte kommen. Seine Altersgenossen sahen das vielleicht, von seinen vieljährigen Erfolgen geblendet, nicht so klar. Aber die jüngere Generation, der junge König empfand unwillkürlich, daß ein Bruch hier notwendig wäre. Etwas Fremdes und Andersartiges hatte hier seit Jahren wie eine Eisscholle am Bestehenden gescheuert, der Knick war nahe, ein Bruch mußte stattfinden. Die Königsmacht, die Kirche, die Universität konnten unmöglich weichen; so mußte denn das neue Wesen, das die Rangordnung des göttlichen Verhältnisses nicht achtete, sondern zu seinem eigenen Verderben unaufhaltsam vorwärts ging, losbrechen und übers Meer gehen.

Der Bruch ging schnell und entschieden vor sich. Im August 1596 war Tycho Brahe noch als Gast bei der Krönung Christians IV. Im Jahre darauf war er als ein verjagter, vom König verhöhnter Flüchtling in Rostock. Schlag auf Schlag waren sich die Ereignisse gefolgt. Seine Lehen waren eingezogen, der Aufenthalt auf Hveen ihm unmöglich gemacht; verboten war ihm auf einer ihm früher überlassenen Bastion im westlichen Walle der Hauptstadt Beobachtungen anzustellen, ja selbst chemische Versuche in seinem eigenen Hause in Kopenhagen vorzunehmen.

Was war der Grund zu all diesem? Vergebens sucht man ihn allein in der Unumgänglichkeit Tycho Brahes, im Einflusse seiner Gegner, im Brotneid der Ärzte, in der Klage der Bauern, im Verfalle einer Kapelle, in der Vernachlässigung eines Leuchtturmfeuers, in der Empfindlichkeit eines jungen Königs; alle solche Dinge waren nur Anlässe. Der eigentliche tiefe, entscheidende Grund, der mit Notwendigkeit seinen Fall herbeiführte, war das unverbesserliche Mißverhältnis zwischen ihm und den Grundpfeilern alles Bestehenden. Dieser „gelehrte Arzt", der Vertreter der unabhängigen Naturforschung im Bunde mit Gott, dieses rein Menschliche, unbefangen und zuversichtlich, war in unlöslichem Widerstreit zu König, Kirche, Adelstand und Universität. Selbst wenn Tycho Brahe ein Engel vom Himmel gewesen wäre, der unvergleichlich für die Bauern, die Kapelle, das Leuchtturmfeuer gesorgt hätte und abwechselnd Ehrerbietung oder derben Spaß je nach dem königlichen Wunsche gezeigt hätte, würde er doch mit Notwendigkeit gestürzt worden sein. Denn dem Könige mußte er sich als einen darstellen, der sich selbst im Herzen für seines gleichen hielt, der Kirche als einen, der Gott und sein Wort verachtete, da er nicht an den Teufel und die Verderbtheit der Natur glaubte, dem Adel als einen, der Spott mit seinen Vorrechten trieb und den „Arzt" höher schätzte, der Universität als einen, der gotteslästerlich die freie Beobachtung über die theologische Autorität setzte. Er hatte sich selbst dem Falle verschrieben.

Ein letztes schwaches Band hielt noch König und Flüchtling zusammen. Das gemeinsame Vaterlandsgefühl. Tycho Brahe hat ihm einen ergreifenden Ausdruck in dem schönen lateinischen Gedicht gegeben, mit welchem er von Dänemark Abschied nahm. In das Observationsprotokoll aufgenommen nach einer kurzen Darlegung der Gründe, warum die Beobachtungen auf Hveen abgebrochen wurden und nun

in Wandsbeck fortgesetzt werden, macht dies Gedicht in dieser Umgebung doppelt Eindruck, ein brennender, herzenswarmer Ausbruch des Tiefsten und Besten in Tycho Brahe. Vaterlandsliebe, Glaube an seine Aufgabe, innerliche Religiosität haben niemals eine edlere Form gefunden. Geflissentlich sorgte sein Wirt und Freund Henrik Ranzau dafür, daß eine Abschrift dieses Gedichtes dem jungen Könige in die Hände kam, als dieser kurz darauf eines seiner Güter in Holstein besuchte. Christian IV. las das Gedicht aufmerksam und blieb einige Zeit gedankenvoll stehen. Dann riß er sich wieder los, ging schnell fort und sprach zu niemand ein Wort hierüber. Er hatte wohl recht. Derartige Stimmungen durften nicht entscheidend sein; sie mußten höheren Rücksichten weichen.

So zog denn Tycho Brahe heimatlos gen Süden, der Verbannung und dem Tode entgegen. Ein Stern erlosch am wissenschaftlichen Himmel des Nordens, der stärkst leuchtende, der dort gefunkelt hat. Aber niemand achtete darauf. Nur lautlos glimmte es hier und da von der nachtschwarzen Erde nach oben, wie schwach leuchtende Johanniswürmchen, wie wandernde Funken in schwarzem, ausgebranntem Papier. Das waren die Scheiterhaufen im Norden, auf denen die verbrannten, die weniger fest und weniger klar als Tycho Brahe nach verbotenem Können und Wissen strebten. Er war jedoch immer noch gnädig mit dem Verlust von Vermögen und Vaterland davon gekommen. — Man denke sich: Spott über den Adel; freie Forschung; umsonst Medizin; keine Teufelsbeschwörung bei der Taufe, und achtzehn Jahre lang kein Abendmahl! — Paracelsus wurde von seinen Standesgenossen getötet; Michael Servez und Giordano Bruno von ihren Seelsorgern verbrannt.

Aber aus dem Gedankengange der Zeit, wie er sich vom Tiber bis zum Nordkap, von der Themse bis zur Weichsel erstreckte, schoß auf dem Gebiete der Dichtung ein seltsamer

Sproß, von allen Bestandteilen der Zeit genährt. Die Faustsage entstand. Jedes Land verstand sie und erzählte sie wieder. In dieser Sage fand alles Sehnen und Schaudern der Zeit eine Stätte.

Wir haben die verschiedenen Erklärungen des 16. Jahrhunderts von der Natur der Krankheit verfolgt: Die Krankheit stammt von Gott, vom Teufel, von den Sternen, die Krankheit ist ein Mißverhältnis in den Säften, die Krankheit ist ein Negatives, das durch das Positive des Heilmittels gehoben wird, die Krankheit ist eine andere Form des Lebens, die nur von dem unterbunden werden kann, der das Leben gründlich in seiner Ganzheit kennt. Wie wir gesehen haben, kamen diese Auffassungen bei den Einzelnen nicht nur einzeln vor, sondern sie waren nach Möglichkeit vereinigt bei jedem Gebildeten zu finden. Aber da sie in Wirklichkeit zum Teil einander ausschlossen, riefen diese Versuche eine wellenförmige Bewegung sowohl bei der Gesamtheit als auch bei jedem Einzelnen hervor, wobei das Licht abwechselnd auf die verschiedenen Auffassungen fiel. Hierbei wurde ersichtlich, daß es zugleich eine innere Verbindung zwischen diesen gab, welche der Bewegung selbst einen eigenen rhythmischen Schwung verlieh. Die drei ersten — die Krankheit stammt von Gott, vom Teufel, von den Sternen — waren jede in ihrer Weise theologischen Ursprungs. Die Krankheit stammt von den Säften und die Krankheit ist ein Negatives, waren alte physikalische Erklärungen, welche im Lauf der Zeiten die ganze fast göttliche Autorität der Überlieferung erhalten hatten. Endlich hatte man die letzte Erklärung: die Krankheit ist eine andere Form des Lebens. Diese wurde das Losungswort der neugeweckten Naturbegeisterung und Erfahrungswissenschaft

und war insofern von jenen verschieden. Aber gleichzeitig barg sie so viel innerliche religiöse Gläubigkeit und Hingebung in sich, daß sie naturgemäß den Übergang bildete zurück zu der ersten theologischen: Die Krankheit stammt von Gott.

Allen Auffassungen gemeinsam war eine gewisse religiöse Neigung, die sich entweder einfach theologisch auf die Bibel stützte, oder unklar nur die Ansprüche der Autorität verstärkte, oder endlich in der Natur selbst Gott begrüßte. Dieses Religiöse ist einer der echtesten Züge der Zeit. Aber innerhalb dessen kam wieder der schärfste Gegensatz zwischen den einzelnen Auffassungen deutlich zu Tage. Sie schwankten zwischen zwei Polen: ein guter Gott, der des Menschen Bestes will, und ein böser Gott, der Teufel, der nur sein Verderben will. Wie der Verlauf der Krankheit an sich zum besseren oder schlechteren, so ging auch ihre Erklärung entweder zum Leben oder zum Tode und zog abwechselnd fast die ganze Gesellschaft mit sich. Nur ganz vereinzelte wie z. B. Tycho Brahe scheinen einen sicheren Stützpunkt in einem Verständnisse des Lebens gefunden zu haben, welches den Gegensatz ausschloß. Die große Mehrzahl folgte dem Strome mit seinen Gezeiten, ließ Nacht und Tag sich ablösen, nahm mit demselben Eifer an dem Suchen nach dem großen Unbekannten in der Natur teil, wie an dem Aufschichten der Scheiterhaufen für jeden, der beschuldigt wurde, es gefunden zu haben. Die Meinung der Zeit war nicht gleichmäßig zusammengesetzt und motiviert. Im Einzelnen wie in der Gesamtheit bildete sie eine Schichtung getrennter Lagen; bei der geringsten Erschütterung gab es eine Explosion in Form eines Urteils. Das Urteil war wie beim Standrecht hastig, ohne Motive und inappellabel.

Es hat sein Interresse schließlich die Wirklichkeit zu betrachten, an welcher diese Auffassungen sich brachen, einen flüchtigen Eindruck von dem Krankheitszustande aufzufangen,

an welchem diese Gesundheitsbegriffe ihre Kräfte erproben sollten.

Wenn, was nicht unwahrscheinlich ist, die Krankheiten ihre Geschichte haben, so daß jedes Zeitalter seine bestimmten Krankheiten hat, die so nicht früher aufgetreten sind und ganz so auch nicht wiederkehren werden, so entsprachen im 16. Jahrhundert Gesundheitsbegriffe und Krankheiten einander ausgezeichnet. Die gleiche Leidenschaft und das unermüdliche Drauflosgehen unter immer neuen Formen, das die Gesundheitsbegriffe auszeichnete, war auch für die Krankheiten bezeichnend. In historischer Zeit ist kaum ein anderes Jahrhundert in dem Grade von heftigen wechselnden Seuchen geplagt worden wie das sechzehnte. (F. V. Mansa, Bidrag til Folkesygdommenes og Sundhedspleiens Hist. i. Danmark. Kbhvn. 1873.)

Die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts waren von der französischen Seuche oder den Pocken heimgesucht, die bei diesem ihrem ersten Auftreten sehr ansteckend und tötlich waren und, schuldige wie unschuldige treffend, den ganzen Norden durchrasten. Gleichzeitig verbreitete sich in Schweden eine andere neue Krankheit, wahrscheinlich von Stockholm als Ausgangspunkt aus, wo die Königin Christine, die Gattin des Königs Hans, 1502 eine langwierige Belagerung aushielt, und eine Besatzung von 1000 Mann auf dem engen Raume des Schlosses lebend, leidend, sterbend und unbegraben daliegend bis auf achtzig Mann dahinschwand. Das war der sogenannte „Petechialtyphus", äußerst ansteckend und leicht kenntlich an den kleinen roten Hautflecken, mit welchen sich sein Ausbruch anmeldet. Im Anfange wurde er zwar als eine Art Skorbut aufgefaßt, aber im übrigen ebenso wie alle die anderen Seuchen mit der gemeinsamen Benennung „Pest" bezeichnet. Bekanntlich ist er erst im 19. Jahrhundert nach dem Aufhören der Napoleonischen Kriege wieder verschwunden.

In Schweden flammte dieser Typhus wiederholt auf, 1504, 1508, 1517, sich südwärts nach Dänemark hin verbreitend. Hier unten hatte man inzwischen einen anderen unheimlichen Gast zu Besuch gehabt, einen Keuchhusten, der sich 1510 von Frankreich aus über den größten Teil der damals bekannten Welt verbreitete. Er war besonders in den ersten fünf Tagen seines Verlaufes von einem außerordentlich starken Kopfschmerz begleitet, den man dadurch zu heben suchte, daß man den Kopf mit einer Kappe (Coqueluche) bedeckte, nach welcher die Krankheit in Frankreich ihren Namen bekam. Sie befiel besonders Kinder und junge Menschen. Unter ihren Opfern kann König Hans' vierzehnjähriger Sohn Franz genannt werden.

Als Christian II. zur Mittsommerszeit 1520 aus Stockholm nach Kopenhagen zurückkam, um hier die Rüstungen zu betreiben, welche später in diesem Jahre zur Eroberung Stockholms und zum Stockholmer Blutbad führen sollten, war ein schwedischer Bekannter nach Dänemark vorausgeeilt. Der König traf in Kopenhagen den Typhus, der sich das erste Mal in Stockholm gezeigt hatte, als seine Mutter, Königin Christine, vor 18 Jahren das Schloß verteidigte. Jetzt verheerte er seine dänische Hauptstadt, aus welcher Königin Elisabeth, die in seiner Abwesenheit die Regierung führte, vor ihm nach Abrahamstrup (Jaegerspris) hatte flüchten müssen. Im nächsten Jahre erreichte dieselbe Krankheit Hamburg und Westnorwegen. Der ganze Norden war ihr jetzt unterlegen, und in heftigen Rückfällen und Ausbrüchen, besonders in Schonen und Halland (1528—29), äußerte sich ihre bleibende Herrschaft.

Zwei neue große Seuchen, Pocken und Typhus, waren so wie zwei gewaltige Wogen, jede von ihrer Seite kommend, über dem Norden zusammengeschlagen. Gerade als es etwas besser zu werden schien, wälzte sich eine dritte Seuche von Westen her heran, die heftigste von ihnen allen. Das war

der sogenannte „englische Schweiß". (K. Sprengel, Geschichte der Arzneikunde. II Halle 1793 S. 552.)

Sie war das erste Mal in England 1485 aufgetreten, nachdem das Land mehr als dreißig Jahre (1455—1485) die Stätte der blutigen Bürgerkriege zwischen der „roten und weißen Rose" gewesen war. Als dann im Herbst 1485 Heinrich VII. mit einem aus allerlei Nationen zusammengesetzten Heere gelandet war und in der Schlacht bei Bosworth gesiegt hatte, erschien auf einmal ein Bezwinger der Länder von noch grausamerer Art als der königliche. Eine unbekannte Krankheit entstand, genährt von Schmutz und Elend. „So viele Menschen starben an der Krankheit" sagt eine Chronik, „daß man kaum glauben sollte, daß soviele auf der Insel Platz hatten." Merkwürdig genug hielt sie sich lange allein an England und kam überhaupt niemals nach Schottland und Irland. „Das einzige Übel, das England nicht über Irland gebracht hat." Aber nachdem sie in vier Epidemieen England verheert hatte, am heftigsten 1529, ging die Krankheit in diesem Jahre plötzlich ostwärts und brach ungefähr gleichzeitig im August 1529 in Hamburg und im südlichen Norwegen aus. Auf dem Festlande war alles für ihr Kommen zurechtgelegt. Der Sommer 1528 war heiß und trocken gewesen und hatte dadurch Mißwachs und Teuerung herbeigeführt. Der darauf folgende Winter war ungewöhnlich milde, das Frühjahr feucht, der Sommer kalt und regnerisch oft mit dickem, übelriechendem Nebel. Durch Mißwachs und Teuerung entstand eine Hungersnot. Unter diesen ungünstigen Verhältnissen brach die englische Schweißkrankheit in Skandinavien und Deutschland aus.

Sie äußerte sich als eine allgemeine Kränklichkeit, welche auf ein Mal eine ganze Gegend ergriff. Nicht nur die Menschen erkrankten und starben, sondern auch die Vögel fielen aus der Luft, die Bienenstöcke starben aus, Ströme

und Flüsse trieben mit toten Fischen, und selbst draußen in der Nord- und Ostsee schwammen tote Delphine mit dem Bauche nach oben.

Sie kam im Augenblick, war aber auch schnell herum. An den einzelnen Orten raste die Epidemie selten mehr als zwei bis drei Wochen. In einzelnen holländischen und deutschen Städten hielt sie sogar nach Verlauf von fünf bis sechs Tagen inne. Die Krankheit selbst war gleichfalls kurzdauernd, selten über 24 Stunden. Aber sie war im höchsten Grade ansteckend und tötlich, besonders für alle im kräftigen Alter. „Kinder und alte Leute waren von ihr frei." „Junge Leute starben am meisten." In Kopenhagen starben an einem Tage 400 Menschen. Mit ähnlicher Heftigkeit raste sie im übrigen Dänemark. In Schweden, wo sie noch heftiger auftrat, berechnete man den Menschenverlust nicht viel geringer als seiner Zeit beim schwarzen Tod.

Das Unglück war, daß sie mit Vorliebe den ganzen Bestand des Hauses angriff und sich ohne die mindeste Ankündigung einstellte. Plötzlich bekam man ein Gefühl, als ob man langsam mit kaltem Wasser übergossen würde. Dann war die Krankheit da. Wurde man nicht sofort mit Betten zugedeckt und in Schweiß versetzt, der mindestens 24 Stunden ununterbrochen anhalten sollte, so war man des Todes. Der Kranke war im höchsten Grade matt, schläfrig und durstig, aber durfte weder schlafen noch trinken, da man behauptete, daß in diesem Falle der Schweiß aufhörte und der Tod einträte. Doch erklärt einer der wenigen, die mit dem Leben davonkamen: „Die unwissenden Ärzte in Heidelberg hatten mich mit ihren Betten fast erstickt. Ich verschmachtete vor Durst. Endlich bekam ich eine alte Frau dazu, mir eine Kanne Bier zu geben. Die trank ich in einem Zuge aus und wurde sofort gesund. Also ist Trinken das beste Heilmittel, was auch andere erfahren haben."

Mit dem Rasen der Schweißkrankheit im Norden in den beiden Jahren 1529—30 war ihre Macht hier herum und sie kam nicht mehr wieder. Sie kehrte nach England zurück, wo sie sich in einem letzten Anfalle 1551 austobte. Dagegen hielt sich der neue Typhus von jetzt an getreulich im Norden und brach jedesmal aus, wenn Anlaß dazu vorhanden. Und solchen gab es oft. Besonders einladend waren natürlich die verzweifelten Verhältnisse der Belagerung von Kopenhagen 1536, wo alle Katzen und Hunde verzehrt wurden, und die Bevölkerung auf die jämmerlichste Nahrung angewiesen war, bis man sich endlich zur Übergabe genötigt sah. Aber auch mehr alltägliche Verhältnisse waren ungünstig. Häufige Fälle von Mißwachs und Teuerung trafen in jenen Jahren ein, was teilweise zwar auf die Unbeständigkeit der Natur, auf die starken Extreme von Kälte und Wärme, von Trockenheit und Nässe zurückzuführen ist, aber zugleich durch die unvollkommenen Beförderungsmittel der Zeit und ihre Neigung, Aus- und Einfuhr zu unterbinden, verschlimmert wurde.

Selbst wenn man sich aller dieser Verhältnisse erinnert, ist man doch nicht geneigt, ihnen allein die Schuld für den ganz unverhältnismäßigen Krankheitszustand des Nordens im 16. Jahrhundert zuzuschreiben. Es scheint, als müßten andere uns unbekannte Krankheitsursachen allgemeinerer Art, die vielleicht auf der ganzen Erde verbreitet waren, auch hier vorhanden gewesen sein. In dieser Hinsicht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß im Jahre 1580 die Magnetnadel ihre größte östliche Abweichung zeigte. (Mansa hebt dies hervor mit Hinweis auf Hansteen, Undersögelser om Jordmagnetismen. Christiania 1819). Ob eine Verbindung zwischen diesen anscheinend soweit auseinander liegenden Verhältnissen bestehen sollte, muß die Zukunft entscheiden. Nur soviel weiß man, daß der Gesundheitszustand auch

außerhalb des Nordens schlecht war. So wütete in Deutschland und der Schweiz 1552 und 1564 die Bubonenpest, dieselbe Krankheit verheerte Spanien 1564, während in Süddeutschland zugleich zwei seltnere Krankheiten auftraten: die Schlafsucht und schnell tötendes Nasenbluten. Im Jahre 1577 sollen in Mexiko zwei Millionen Menschen gestorben sein u. s. w. Auf diesem verseuchten Hintergrunde muß man die nordischen Verhältnisse vom Schlusse des 16. Jahrhunderts betrachten. Die unglücklichen skandinavischen Länder wurden von nicht weniger als sechs heftigen Epidemieen verheert, welche die Mitwelt „Pest" nannte, und von denen sich jede über eine längere Reihe von Jahren ausdehnte. Zuerst 1545—54. Dann 1563—67. Wiederum 1572—79. Dann eine kurze Unterbrechung 1580—82, in welcher eine Influenza, der sogenannte „spanische Pips", ganz Europa durchzog und jedes Übelbefinden in eine Hals- und Brustkrankheit verwandelte. Aber kaum war dieser Schlag verwunden, als die „Pest" wiederum zugriff, und während der Jahre 1583—85 eine der heftigsten Epidemieen des 16. Jahrhunderts in Dänemark wütete. In den Jahren 1588—90 wandte sie sich nach Schweden. Dann brach 1591 eine kurze bösartige Blatternepidemie auf Seeland aus. Diese ging jedoch schnell vorüber, aber nur um einer dem ganzen Norden gemeinsamen Pestepidemie Platz zu machen, der langwierigsten von allen, 1592—1604.

War die Krankheit, welche den Norden in diesen sechs Epidemieen verheerte, wirklich die „Pest"? Unmöglich ist es ja nicht, zumal da ja die Bubonenpest gleichzeitig sowohl in Deutschland als in Spanien auftrat. Die damaligen Ärzte beschrieben sie auch ab und zu als wirkliche Pest. Aber dieses Zeugnis verliert an Beweiskraft, wenn man hinzufügt, daß die Beschreibungen sich selten auf eigene Anschauung gründeten, sondern nur Zitate aus alten Schrift-

stellern waren, welche die Kennzeichen der Pest aufzählten. Die eigene Kenntnis der Ärzte von der Krankheit war nur gering. Sie begnügten sich in der Regel, ein Rezept gegen sie zu veröffentlichen und darauf — zu flüchten. Gegenwärtig nehmen die Sachverständigen an, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die „Pest" im Norden nicht die Bubonenpest gewesen wäre, sondern nur mehr oder minder reine Formen des ins Land gedrungenen Petechialtyphus, in Komplikation mit Dysenterie oder ähnlichem.

Aber auf welchen Namen auch die Krankheit am ersten Anspruch erheben konnte, bösartig und tötlich war sie jedenfalls. Hier halfen weder Diät noch Pestpillen noch gewaltsame Abführmittel noch Aderlaß. Die Krankheit mähte weiter. Das einzige wirksame Mittel war die praktische Anweisung der Ärzte, der auch der König, der Hof und alle Wohlhabenden Folge leisteten, den Ort zu verlassen, an welchem die Krankheit wütete. Will man sich einen Begriff von der Tötlichkeit machen, so darf man sich hier ebensowenig wie sonst blind an die höchsten Zahlenangaben halten. Sie stehen nur als ein Ausdruck dafür da, wie stark die Einbildungskraft aufgeschreckt war. So ist es wohl kaum wahrscheinlich, daß in Stockholm 1548—49 7000 Menschen und wiederum 1565 18000 Menschen gestorben sein sollen. Die ganze Volkszahl der Stadt belief sich unter normalen Verhältnissen kaum auf mehr als 20—30000 Einwohner. Aber andere Zahlen und Aufklärungen sind hinreichend anschaulich. So wenn z. B. in Malmö nach den Kirchenbüchern im Jahre 1564 die Leichenglocken für 777 Personen geläutet wurden, in welcher Zahl also alle die Armen nicht eingeschlossen sind, welche zu einem solchen Luxus nicht die Mittel hatten. Oder wenn man in Kopenhagen 1545 sich zu einem allen damaligen Begriffen widerstreitenden Schritte genötigt sah, nämlich einen Kirchhof vor den Thoren der Stadt anzulegen,

um dort, fern von der Kirche, also in heidnischem Boden, zu begraben, was in der Stadt selbst nicht Raum finden konnte. Oder wenn der unverzagte Daniel Ranzau am 26. Juli 1566 von Lidköping aufbrechen und auf weiteres Vordringen in Schweden verzichten mußte, weil er in der Nacht vorher über 300 Landsknechte an der Pest verloren hatte. (Resen, a. a. O. S. 156).

Alles deutet darauf, daß die damalige Zeit diesen fürchterlichen Plagen machtlos gegenüberstand. Ihre reißende Gewalt macht uns die Begriffe jener Zeit verständlicher. Unter solchen Verhältnissen muß man sich zu diesen scharf formulierten Erklärungen versucht gefühlt haben: Es ist Gott! Es ist der Teufel! Es sind Mars und Saturn im Wassermann! Hier muß man ununterbrochen purgieren, vomieren, zur Ader lassen! Hier muß neuer Stoff zugeführt werden! Hier muß ausgejätet und neue Erde mit Metall hinein gestampft werden! — Aber eben soviel half es. Die Krankheit erwies nur ihre Wirkung auf Erklärungen und Kuren. Aber nicht umgekehrt.

Auf den ersten Blick liegt in einem Resultate wie diesem etwas in hohem Grade niederschlagendes. Denn wie gering man auch die Gesundheitsbegriffe und die Heilkunst des 16. Jahrhunderts bewerten mag, so waren sie doch ein ehrlich gemeinter und energischer Versuch, das Rechte zu finden. Und das Entmutigende des Resultates frißt mit Notwendigkeit weiter. Unwillkürlich fragt man sich selbst: Besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen jener Zeit und der Gegenwart?

Ehe wir eine Antwort hierauf zu geben versuchen, wollen wir einen Augenblick der entmutigenden Auffassung in einigen ihrer gewöhnlichen Betrachtungsarten folgen:

Jetzt wie früher ist der Wert der chirurgischen Heilkunst natürlicher Weise klar genug. Einen Arm richtig eingerenkt, ein gebrochenes Bein richtig zusammengefügt zu bekommen, das ist zu jeder Zeit ein leicht verständliches Glück gewesen. Größere Kenntnisse in vielen Dingen haben wohl auch seit dem 16. Jahrhundert die operative Kunst sicherer, wenn auch zugleich waghalsiger gemacht. Aber ist die medizinische Heilkunst, von welcher auf diesen Blättern allein die Rede gewesen ist, seit dem 16. Jahrhundert wesentlich vorwärts gekommen? Die Ausdrucksweise hat sich natürlich geändert. Die Gegenwart drückt sich geflissentlich vorsichtiger aus und sieht die Sache begrenzter, soweit als möglich nur von der erfahrungsmäßigen Seite an. Man hört seltener Aussprüche wie: Die Krankheit stammt allein von Gott und wird durch Gebet geheilt. Die Lehre von der Notwendigkeit einer „christlich-germanischen Medizin", der man um die Mitte des 19. Jahrhunderts an den protestantischen Universitäten Deutschlands huldigte, hat sich wieder verloren. Ebenso ging es der Behauptung des katholischen Münchener Professors von Ringseis, daß das Abendmahl das sicherst wirkende Heilmittel sei, und daß nur ein Arzt, der kürzlich an den Altar getreten, heilen könne. (Jul. Petersen, Hovedmomenter i den mediciniske Laegekunsts Udvikling. 1876 S. 29.) So viel man weiß, ist es jetzt nur noch besonders in Männedorf (Kanton Zürich) der Fall, daß man sich offen zu Gebet und Anrufung als der wesentlichsten Kurmethode bekennt. Aber jeder kundige Arzt der Gegenwart bezeichnet doch Glauben und Vertrauen als entscheidende Bedingungen und hebt mit Recht die ans Wunderbare grenzenden Wirkungen der Hypnose und der Suggestion hervor. Ist da der Unterschied gegen früher sonderlich groß?

Ferner: Heutzutage würden sich wohl nur wenige zu der Behauptung bekennen: die Krankheit stammt allein vom

Teufel und kann nur durch seine Austreibung geheilt werden. Es ist blos noch eine verschwindende Minderzahl, die der in Paris zu neuem Leben erwachten Lehre huldigt, daß Verzauberung mit Hilfe von Wachsbildern möglich sei. (Kr. Nyrop in Dania VII. 1900 S. 40.) Den meisten kommt es absonderlich vor, daß man überhaupt jemals hat glauben können, daß es allerwegen von Billionen und aber Billionen von Teufelchen wimmelte, die alles zur Krankheit gehörige besorgten. Noch weniger Menschen denken jedoch vielleicht daran, daß der Unterschied zwischen früher und jetzt zum großen Teile darin besteht, daß die Teufelchen seitdem getauft worden sind. Heutzutage wimmelt es von Billionen und aber Billionen von Bakterien und Bacillen. Sie rufen die Krankheiten hervor. Die Heilung besteht darin, sie zu töten und auszutreiben.

Am fernsten liegt der Gegenwart der Glaube an die Sterndeutung. Mit Recht wird sie von jedem Gebildeten als eine abgestorbene Wissenschaft bezeichnet. Man würde sich lächerlich machen, wenn man von den guten oder bösen Augen der Himmelskörper sprechen wollte. Und doch lauscht man aufmerksam auf die Lehre vom Einflusse der Sonnenflecken auf Regenmenge und Gesundheitszustand und bewundert mit vollem Rechte die Entdeckung, daß sich gewisse Krankheiten durch Lichtstrahlen heilen lassen.

Was die drei letzten Kurmethoden des sechzehnten Jahrhunderts betrifft, die künstlichen Entleerungen, die Zuführung des dem Negativen der Krankheit entsprechenden Positiven und endlich die Anwendung des stark wirkenden Heilmittels, das zugleich das Leben der Krankheit abschneidet und das des Individuums fördert — so teilen diese das Schicksal einer Unzahl entsprechender oder entgegengesetzter Behandlungsarten, deren Zeuge die Zwischenzeit bis heute gewesen ist. Über sie alle hat einer der klarstblickenden dänischen

Ärzte des 19. Jahrhunderts, Emil Fenger, sich ungefähr folgendermaßen ausgedrückt (Hospitalstidende 1859): Die lebhafte und nahe Verbindung, in welche die Verkehrsmittel der Gegenwart alle Gebildeten gebracht haben, hat zugleich den Ärzten die Augen geöffnet über die unglaubliche Menge einander entgegengesetzter Arten, auf welche man dieselbe Krankheit zu heilen sucht. Jede — selbst die, welche darin besteht, einfach gar nichts gegen die Krankheit vorzunehmen — kann anscheinend günstige Resultate aufweisen. Bei dem gewissenhaften Arzte muß dies Zweifel selbst an der Grundlage der medizinischen Heilkunst erwecken, indem so gut wie niemals die Anwendung des einzelnen Heilmittels, der einzelnen Behandlungsweise sich als notwendig anerkennen läßt auf dem einzigen wirklich beweisenden Wege: „Wenn dies nicht angewendet worden wäre, so würde eine Verschlimmerung oder der Tod die Folge gewesen sein." Eine höchst wahrscheinliche Erklärung dafür, daß so viele Kuren anscheinend heilsam wirken und darum naiv als Beweise für die Richtigkeit des angewandten Mittels einkassiert werden können, liegt darin, daß es sich in Wirklichkeit etwa so verhält: „Die meisten inneren Krankheiten, welche wir beobachten können, enden nach ihrer eigenen Natur mit Heilung und zwar mit einer schnellen und vollständigen Heilung. Also wird der größte Teil der Krankheitsfälle, welche zur Behandlung eines Arztes kommen, schnell und sicher geheilt werden, welche Heilmittel er auch anordnet, wenn er nur nicht etwas schädliches anrät."

Die notwendige Folge von all diesem, meint Fenger, muß sein, daß die Bevölkerung das Zutrauen zum Arzte, und der Arzt das Zutrauen zu seiner Kunst verliert.

Unbestreitbar sind dies trostlose Betrachtungen. Aber bei näherem Zusehen drücken sie doch nur eine einzige Seite der Sache aus, nicht die ganze Wahrheit. Denn daß man von den Anschauungsweisen der Gegenwart teilweise sagen

kann, daß sie in die alten, aus dem 16. Jahrhundert bekannten Rahmen fallen, das beweist nichts anderes als die Verwendbarkeit dieser Rahmen als Einteilungsgründe. Niemand wird jedoch im Ernste behaupten, daß die Lehre von der Suggestion lutherische Theologie, die Bakteriologie Teufelslehre, Dr. Finsens Lichtkur Sterndeutung ist. Bei diesen neuen Entdeckungen ist ziemlich deutlich eine vollständige Umbildung vor sich gegangen, eine Entwickelung hat statt gefunden und zwar in der allen menschlichen Entwickelungen gemeinsamen Form, spiralförmig, im Schraubengang von unten nach oben. Die neuen Gedanken liegen auf dem alten Platze, aber auf einem höheren Niveau. Und wenn Fenger radikal mit der Vorzeit abrechnet, indem er den ganzen Tempel der Autorität verbrennt, so ist das Feuer, mit dem er ihn anzündet nicht blos das des Zweifels, sondern es leuchtet in der Lohe der Begeisterung, dem Glauben an die neuen Methoden der Physiologie und Statistik, welche die Zukunft anwenden wird. Er verläßt den brennenden Tempel auch nicht mit leeren Händen, sondern rettet mit sich, was vermeintlich die Feuerprobe bestanden. Hierzu rechnet er in erster Reihe die Chirurgie. Demnächst innerhalb der Medizin: Mittel gegen Vergiftung und Skorbut, Schutzpocken, Chinin, Eisen und ein paar andere Mittel, an deren nützlicher Wirkung kein berechtigter Zweifel bestehen kann. Schließlich weist er auf eine Menge von Fällen hin, wo ein Arzt, wenn auch nicht heilen, so doch die Schmerzen lindern, Komplikationen verhindern, den Lebensmut stärken kann, und am Schlusse spricht er es aus, daß die „abwartende Methode" das sicherste Verfahren der medizinischen Behandlung ist. In dieser werden Heilkunde und Krankenpflege sich zu einer unauflöslichen Einheit zusammenfinden.

Trotz allem, was hier angeführt ist, bleibt jedoch immer noch bei Manchem ein Stachel im Gemüte zurück. Er äußert

sich als nagender Zweifel, als ein durch historische Vergleichung vermeintlich bestätigter Glaube daran, daß die Gesundheitsbegriffe und die Behandlungsarten wohl im Laufe der Zeiten wechseln, aber doch wesentlich nur „dasselbe auf eine andere Art" wiederholen. Als ihnen allen gemeinsam läßt sich nur Eines behaupten: das Unvermögen, die zu jeder Zeit herrschenden Krankheiten zu bekämpfen. Daß Fengers Resultat armselig und unbefriedigend war, wurde vermeintlich auch dadurch bewiesen, daß er selbst den ärztlichen Beruf aufgab, um sich einer anderen mehr zufriedenstellenden Wirksamkeit als Finanzminister und Bürgermeister zuzuwenden.

Gegen all diese Mutlosigkeit und Zweifel, welche ursprünglich eine historische Betrachtung hervorgerufen hat, giebt es nur ein sicher wirkendes Mittel — einen erneuten Blick auf die Geschichte. Wo es sich um den Nutzen der Heilkunst dreht, ist das entscheidende Zeugnis: Welchen Nutzen hat sie bisher gestiftet? So stehen wir wieder der Frage gegenüber, deren Beantwortung wir oben hinausgeschoben haben: Welcher Unterschied besteht zwischen damals und jetzt? Die Antwort der Geschichte lautet: Auf wenigen Gebieten oder sogar auf keinem liegt der Fortschritt so deutlich zu Tage wie gerade auf diesem. Die gesammelte Ausbeute der Heilkunst aus ihrem ununterbrochenen Kampfe in den letzten dreihundert Jahren für die Zähmung, die Erziehung, die Festigung und die Heilung des nordischen Volkskörpers ist reicher als alles was auf irgend einem anderen Einzelgebiete der Kulturgeschichte aufgewiesen werden kann. Will man den Sieg der Heilkunst seinem Umfange nach ermessen, so vergleiche man nur die Verhältnisse des 16. Jahrhunderts mit dem jetzigen Zustande.

Kann man sich darüber wundern, daß eine Bevölkerung hinstarb wie die Fliegen, wenn ihre Mehrzahl hochgerechnet

sich nur ein Mal wöchentlich wusch, wenn sie jahrelang weder Hosen noch Unterzeug wechselte, wenn alle mit schmutzigen Händen aus derselben Schüssel aßen und haufenweise in demselben mit Decken gefüllten Bett lagen! Im Schlafe erstickt zu werden, war damals eine der häufigsten Todesursachen für Kinder. Und welcher Gestank in den niedrigen Stuben! Zugenagelte Fenster versperrten den Weg für den Dunst von Talglicht, alten Kleidern, Schmutz und vorurteilsfreien menschlichen Äußerungen, welche nur die Gebildeten mit einem entschuldigenden Husten „übertönten". Selbst in französischen Schlössern wurde der Kamin als Pissoir gebraucht. Im Gesellschaftsraum der Königin Elisabeth von England stank es, daß es den Pagen schlecht wurde und brennende Wachholderbeeren die Luft nicht in Ordnung halten konnten. Bei den Stadtleuten im Norden hockten die Hausleute meistenteils im Hofe hin, wenn sie das Bedürfnis dazu fühlten. Bei Wohlhabenden winkte den wenigen Auserwählten ein einsames Haus. Als das Prunkstück des Hofes erhob es sich in seiner Mitte am Brunnenschwengel vor dem Misthaufen. In das Trinkwasser mischten sich die Abflüsse des Hofes. Nur ein Regenguß vermochte den Abfall von Wochen in dunklen Strömen durch das Thor zu schwemmen. Auf der Straße bildete das Alles eine weiche Unterlage für herumlaufende Schweine, herrenlose Hunde, tote Katzen, Viehherden und menschlichen Verkehr. — Zur Winterszeit bitterkalt im Schnee und auf dem Steinboden mit durchnäßten Hosen. In den Hundstagen drückend heiß in den dumpfen Stuben und im Deckenmeer des Bettes; die Bevölkerung jedoch lebendig durch unreifes Obst und hausgebrautes Sauerbier. Im Gotteshause endlich die ganze Gemeinde versammelt, die Lebenden in ihren Kirchenstühlen, die Toten Kiste an Kiste unter den dünnen Holzdielen aufgestapelt. Dem Rufe der Vergangenheit folgsam

stieg jede einzelne Generation, nicht zum wenigsten durch die Sammelarbeit der Seuchen, leicht und sicher zum Himmel.

Wenn dieser ganze Augiasstall gereinigt worden ist, alle diese Unarten Schritt für Schritt ausgerissen worden sind, so ist dies nicht nur dem Zufalle und der Mode zu danken, sondern zuerst und zumeist den verheerenden Seuchen, die Geschlecht um Geschlecht zu Tode peitschten, und demnächst einer ebenso unermüdlichen Heilkunst, die niemals den Mut verlor, sondern ununterbrochen die Runenschrift der Peitschenschläge zu deuten suchte. Jeder einzelne Fortschritt ist eine teuer erkaufte Übereinkunft zwischen der Heilkunst und dem gesunden Sinne des Volkes, welchen es endlich wach zu rütteln gelang. Auf dem Gebiete der Hygiene hat die Heilkunst einen ihrer unbestreitbaren Triumphe gefeiert. Ihre Mittel haben sich als wirksam gegen die Selbstvergiftung der Gesellschaft erwiesen. Alles trägt den Stempel des Fortschrittes. Die Zunahme der Lebensdauer dient als Zeiger.

Daß dieser Kampf gegen die Trägheit, Unreinlichkeit und Selbstansteckung der Gesellschaft noch heutzutage mit voller Kraft fortgesetzt wird, wissen wir alle. Die Zukunft wird es unzweifelhaft an Kenntnissen, Verhaltungsmaßregeln und durchschnittlichem Lebensalter noch weiter bringen, als wir gekommen sind. In diesem Kampfe werden die Ärzte als die geborenen Pioniere und Führer wie bisher stets berufen sein, an der Spitze zu marschieren. — Wird man dann einmal den Punkt erreichen können, wo die Heilkunst vollständig gesiegt hat, wo aller Giftstoff in der Gesellschaft ausgerottet ist? Hier stehen wir auf der entgegengesetzten Seite der Sache an der Grenze. Einer solch lebhaften Einbildungskraft gegenüber gilt es die Segel einzuziehen:

Fürs erste ist kein Grund zu glauben, daß die Krankheit eher als alle andere Geschichte aufhören sollte. Im Gegenteil scheint schon die Erfahrung dafür zu sprechen, daß

Krankheiten einander ablösen, daß sie selbst einer Entwickelung unterworfen sind, ihre Geschichte haben ebenso wie alles andere. Sie scheinen jede für sich geboren zu werden, zu leben und zu sterben. Entweder verschwinden sie, wenn der Mensch gelernt hat sie zu heilen, oder der Mensch glaubt, wenn sie verschwinden, er habe gelernt sie zu heilen. Skorbut, Flecktyphus, kaltes Fieber z. B. haben im Norden während des 19. Jahrhunderts stark abgenommen, wurden aber zugleich von den nervösen Krankheiten abgelöst, welche die Vergangenheit nicht in demselben Grade kannte.

Aber warum sollten auch die Krankheiten verschwinden? Daß wir sie als Übel, als Giftstoff der Gesellschaft bezeichnen u. s. w., ist das etwas anderes als ein menschliches Schimpfwort, daß nur unsere Begrenzung angiebt, aber nicht sie in ihrem Wesen herabsetzt? Hatte Paracelsus nicht Recht: Die Krankheit ist keine niedrigere Lebensäußerung als die Gesundheit; beide sind nebengeordnete, gleich berechtigte Lebensformen. Aber endlich — und hier liegt das tiefste Rätsel in der eigentümlichen Art unseres Lebens — Gesundheit und Krankheit sind nicht zu trennen. Die Krankheit ist die Außenlinie der Gesundheit, ihre Grenze, ihre Form, der Beweis, die Bedingung dafür, daß sie da ist. Die Krankheit tropft wie das Sandkorn ununterbrochen durch unser Stundenglas, zum Ausdrucke dafür, daß das Leben rinnt. Ihr Hauch ist das Gefühl des Unbehagens in Hunger, Durst, Müdigkeit, die uns jede Nacht das Bewußtsein raubt, sie ist das Weh im Wachstum, die Schwere im Alter, der Schmerz der Geburt, der Schluß des Todes. Diese unseres Lebens innerste Eigenschaft zu ändern vermag kein Arzt.

Aber dann ist ja alles, was wir bisher von Gesundheitsbegriffen, Heilkunst und Fortschritt gesprochen haben, nur leeres Gerede und Unwahrheit! — Keineswegs. Wie so oft zeigt sich hier blos, daß es in betreff aller wesent-

lichen menschlichen Verhältnisse zwei entgegengesetzte Erklärungen giebt, eine nach der Lebensseite hin, eine nach der Todesseite. Wir fühlen, wir verstehen, unsere Wirksamkeit, unsere Moral, unser ganzes Leben ist darauf aufgebaut, daß es einen Unterschied giebt zwischen Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod. Das eine muß erstrebt, das andere vermieden werden. Das eine ist ein Gut, das andere ist ein Übel für uns selbst und für andere. Aber zu allerhinterst in uns, am Rande unserer Wesensgrenze, in der Keimfalte unseres Selbst, da liegt eine von dieser ganz verschiedene Erklärung. Wie in einem peinvollen, blitzhellen Augenblicke brennen hier die beiden Gegensätze Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, zusammen zu den beiden Seiten desselben Dinges. Und indem unser ganzes bisheriges Verständnis zerbricht, falten sich beide als Keimblätter um ein Unbekanntes, Höheres, Unfaßbares.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Prof. Troels-Lund. Autorisierte Übersetzung von L. Bloch. 2. Aufl. In Leinwand geschmackvoll gebunden *M* 5.—

„Das Buch hat in wahrhaft spannender Weise die Epochen der menschlichen Geistesgeschichte in ihrem Fortgang geschildert, unter einem ganz neuen Gesichtspunkte, von dessen entscheidender Bedeutung es aber ein Gefühl der Überzeugung zu erwecken vermag."
(M. Schneidewin i. d. Vossischen Ztg.)

„Es ist Schwung und Wärme in der Darstellung, und man ist erstaunt über die glückliche Kühnheit so vieler Wendungen, um so mehr, als das so eigenartig Gesagte doch den Eindruck des mühelos Gefundenen und ganz natürlich Ausgedrückten macht. Man sieht, daß der gelehrte Verfasser stark und warm empfindet und anschauend denkt. Das macht seine Rede überzeugungskräftig. . . . Seine Naturschilderungen, durch welche er um abgeblaßte Namen ein frisches und zauberisches Licht zu gießen versteht, sind bei ihm kein aufgesetzter Schmuck, sondern die Grundlage seiner kulturhistorischen Erörterungen."
(O. Weißenfels i. d. Wochenschrift für klassische Philologie.)

Dantes Göttliche Komödie von Paul Pochhammer. In deutschen Stanzen frei bearbeitet. Mit Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede, einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand und 10 Skizzen. Geheftet *M* 6.—, geb. in Original-Prachtband *M* 7.50.

Die Übertragung giebt das unsterbliche Gedicht in formvollendeten Stanzen wieder. So leicht fließen die Verse dahin, so rein quellen die Reime hervor, so ungesucht ergeben sich die Ruhepunkte, daß die gewählte Form als eine natürliche und notwendige erscheint. Was Carlyle vom Original gesagt hat, das gilt auch von der Übertragung: überall ist Musik. Man fühlt, daß Dante hier eine kongeniale Natur gefunden hat, die der plastischen Gestaltung, dem künstlerischen Aufbau und dem tief innerlichen Gehalt seines Werkes in gleicher Weise gerecht wird. So ist es möglich, daß sich die Übertragung fast wie eine ursprüngliche Dichtung liest, daß sie ganz unmittelbar wirkt vermöge der Fülle ihrer poetischen Kraft. Die erläuternden Beigaben bringen in gedrängter Kürze das, was über Dante und sein Werk vor allem wissenswert ist und zugleich geeignet erscheint, das Verständnis zu vertiefen und den Suchenden weiter zu führen. Die Skizzen stellen Anschauungen, die aus der Dichtung über die Gestaltung der drei Reiche gewonnen werden können, graphisch dar und bieten ein wesentliches Hilfsmittel zu rascher Orientierung. Das Danteporträt E. Burnands hat besonderen Wert durch die wundervolle Ergänzung des im Giottobilde zerstörten Auges. Die Ausstattung ist vornehm, der Buchschmuck entspricht dem Charakter der Schrift, die Deckenzeichnung erstrebt die Wirkung eines reichen Renaissancebandes.

Geistliches und Weltliches a. d. türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Geh.-Rat Prof. Dr. H. Gelzer. Mit Porträt und 12 Zeichnungen. Geschmackvoll geh. *M* 5.—, geb. *M* 6.—

Das Buch giebt die Eindrücke wieder, die der bekannte, seit langem mit den griechisch-türkischen Verhältnissen vertraute Byzantinist bei seinem letzten Aufenthalt im Orient von Land und Leuten gewonnen hat. Es wendet sich durchaus nicht nur an wissenschaftliche Leser, sondern an den großen Kreis der Gebildeten, bei denen durch das geniale Werk deutscher Technik, die anatolischen Bahnen, und durch den immer steigenden Zufluß von reisenden Landsleuten das Interesse für diese Länder uralter Kultur in beständigem Wachstum begriffen ist. Der Verfasser hat seine Erlebnisse teils ernster, teils heiterer Natur den einzelnen Abschnitten eingeflochten; vor allem hat er auch die Mitteilungen, die er im mehrmonatlichen Umgang mit einer Reihe sehr kundiger Einheimischer wie auch lang ansässiger Europäer hat erlangen können, zweckentsprechend verwertet. Der erste Teil des Buches beschäftigt sich vorab mit den kirchlichen und religiösen Zuständen des christlichen Orients. Er schildert die Bedeutung des ökumenischen Patriarchats und der ganzen Organisation der orthodoxen anatolischen Kirche, das religiöse und kirchliche Leben der Griechen, den armenischen Patriarchat von Konstantinopel und den bulgarischen Exarchat. Der zweite Teil des Buches ist mehr ethnographisch-politischer Natur; er beschäftigt sich mit dem bunten Völkergemisch des osmanischen Reichs, besonders mit dem herrschenden Volk der Türken: die Tüchtigkeit der untern Klassen, die Unfähigkeit der Beamten, die Reformbewegung der Jungtürken und das Regierungssystem des Sultans werden in lebensvollen Bildern vorgeführt. Die letzten Abschnitte behandeln die unterworfenen Völker, die Griechen, die spanischen Juden und die Armenier. Dabei werden insbesondere die Armeniermorde und ihre verderblichen Folgen näher beleuchtet. Das Buch ist seinem Charakter entsprechend ausgestattet; es enthält zahlreiche künstlerisch ausgeführte Vignetten, die orientalische Volkstypen und Landschaftsbilder darstellen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Christentum und sittlich-soziale Lebensfragen. Vier volkstümliche Hochschulvorträge. Von Pastor Carl Bonhoff. Geschmackvoll kart. *M.* 1.60, geb. *M.* 2.—

„. . . wir sind dem Verfasser zu Danke verpflichtet, daß er dieselben einem größeren Publikum zugänglich gemacht hat. . . . Dies einige Gedanken aus der Fülle des Dargebotenen. Die in edler Sprache und edlem Freimut gehaltenen Vorträge sind auch ihrerseits ein schöner Beleg für das Goethewort, daß der menschliche Geist über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, nicht hinauskommen wird." (Protestant 1900 Nr. 35.)

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung z. Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen von Geheimrat Prof. D. Dr. Vogel. Zweite Auflage. Geheftet *M.* 2.80, geschmackvoll gebunden *M.* 3.40.

Das zu guter Zeit, am Ende des Goethejahres, in 2. Auflage erschienene Buch bietet eine sachlich und zeitlich geordnete Zusammenstellung von Aussprüchen des Dichters über Religion und religiöse Fragen, wie er sie in den verschiedensten Perioden seines Lebens, in gehobenen wie gedrückten Stimmungen, in feierlichen Kunstformen wie in der zwanglosen Sprache des Verkehrs mit Engvertrauten, gethan hat. Hier schauen wir ihn, ohne mit fremden Augen sehen zu müssen, ganz wie er war, als großen Kämpfer und harmonischen Gestalter, der immer wieder zu den großen Fragen des Daseins zurückkehrt und über Gott und Welt, über Kämpfen und Wirken des Menschen, über Christus und Christen, über Offenbarung und Kirchengeschichte Worte von bleibender Wahrheit prägt. Der gläubige Christ kann sich an dem Büchlein erbauen, wie nicht minder das „Weltkind". Jedem, der Goethe als den großen Menschen, den ewig werdenden und wachsenden, kennen lernen und seine Weltanschauung verstehen will, dem darf das Büchlein empfohlen werden.

Gottfried Keller. Von Prof. Dr. Albert Köster. Sieben Vorlesungen. Mit einer Reproduktion der Radierung Gottfried Kellers von Stauffer-Bern in Heliogravüre. Geheftet *M.* 2.40, geschmackvoll geb. *M.* 3.—

„. . . Und er wollte den Dichter nicht sowohl analysieren und kritisieren, sondern schlicht erzählen, wie Keller geworden ist und warum er so und nicht anders hat werden müssen. Das hat er auf engstem Raum meisterhaft gethan. Die Meisterschaft liegt aber nicht bloß in der so schweren Beschränkung auf das Wesentliche und in der aus inniger Vertrautheit mit Kellers Werken erworbenen Ruhe und Abgeklärtheit des Urteils, sondern auch in einer künstlerischen Eigenschaft des Buches. Es wirkt, wie Kunstwerke wirken, am meisten durch den Gesamteindruck; in diesem liegt das Gefühl von einer Wesensverwandtschaft des Dichters mit seinem Biographen. Auch äußerlich paßt das Buch zu G. Keller, durch seinen soliden Einband, seinen schönen Druck und seine Billigkeit, die in Anbetracht der beigegebenen Radierung von Stauffer (in Heliogravüre) auffällt." (O. v. Greyerz i. d. Deutsch. Littztg. 1900.)

„Leben und Dichten wird hier zu höherer Einheit, die recht erst das innere Gemüts- und Geisteswesen des Dichters erleuchtet, in ein Bild verschmolzen, das sich uns dann mit eindringlicher Wahrheit und Klarheit fest in Sinn und Seele prägt."
(Westermanns Monatshefte. März 1900.)

„Über das hübsche billige Buch dürfen wir in Kürze sagen, daß es in sehr fesselnder Weise ein schönes, liebevoll und kenntnisreich gezeichnetes Bild des großen Züricher Dichters bietet." (Preuß. Jahrb.)

Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa von T. Hentschel, G. Hey, O. Lyon. 2. Aufl. Geh. *M.* 3.60, eleg. geb. *M.* 4.60.

„Die Textbehandlung verdient vollen Beifall. Treffend ist die übersichtliche Darstellung der deutschen Litteraturentwicklung. Sie beweist, daß die Herausgeber den gewaltigen Stoff mehr als einmal durchmessen und den Faden der Entwicklung fest im Auge behalten haben. Außer dem bündigen Überblick über die besten Dichter bringen die Herausgeber das Nötigste über einzelne hervorragende. Auch das haben wir mit Vergnügen gelesen. Zum Schlusse sei endlich der Anmerkungen über Metrik und Poetik gedacht, die dem Buche zur Zierde gereichen und es neben den Erklärungen zu den einzelnen Dichtungen höchst brauchbar machen. Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung, die es sich auch ohne unsere Empfehlung schaffen wird." („Neuere Sprachen".)

5008

LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.